NEDL TRANSFER
HN 6P7K C

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Heimath der Frau.

Die

Heimath der Frau.

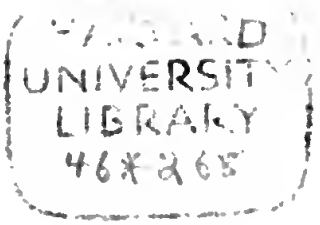
Von

Ottilie Wildermuth.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1865.

KC10050



Druck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort.

Es ist eine gar einfache, selbst verständliche Wahrheit, die mir bei der Ueberschrift für die nachstehenden Erzählungen zu Grunde lag: die Heimath der Frau, der vermählten Frau, ist an der Seite des Mannes, dem sie mit Gottes Segen angetraut ist.

Wo aber unsre Heimath ist, da muß nicht nur unser Sorgen und Arbeiten, da muß der ganze Mittelpunkt unsres Liebens, unsres Strebens und Wirkens sein, und diese natürliche Folgerung einer unbestrittenen Wahrheit wird wohl nicht immer gehörig verstanden und beachtet.

Untreue der Frau im gröbsten Sinne des Wortes ist wohl sehr selten in unsern geordneten Verhältnissen bei dem natürlichen Sinn des Weibes für Zucht und Sitte, aber Treue im höchsten und reinsten Sinne, ist, fürchte ich, beinahe eben so selten, sonst müßten wir mehr volles, echtes Herzensglück in den Ehen finden.

Dieſe echte und tiefe Treue zu bewahren oder zu gewinnen, mag leichter oder ſchwerer ſein, je nachdem die Wahl der Frau im rechten Sinne getroffen wurde, aber ſie iſt und bleibt die einzige Bedingung ihres Glücks und ihres Friedens.

Was ich hier darzuſtellen verſucht, das ſind Klippen des ehlichen Glückes, Prüfungen der echten Frauentreue, wie ſie gerade unſer modernes geſelliges Leben mit ſich bringen kann, Konflikte, wie ſie ſich leicht ergeben aus dem Irrthum, der ſich ſo oft einſchleicht bei der einen großen Wahl, die eine Frau zu treffen hat, aus den Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur; und ich möchte zeigen, daß in der rechten geſunden ehlichen Treue eine Macht liegt, die ohne ſchweren Kampf dieſe Klippen und Gefahren überwindet.

Wenn ich dem Buche freundliche Aufnahme bei Frauen wünſche, ſo wünſche ich dabei von Herzen, daß ſeine Lehre recht vielen entbehrlich ſein möge, weil ſie ihre glückliche Heimath ſchon gefunden und feſtgegründet haben.

Tübingen, im Sommer 1859.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

	Seite
Heimkehr	1
Verfehlte Wahl	123
Daheim	259

Heimkehr.

Digitized by Google

Der alte Kirchhof, auf dem die kleine Kirche des Dorfes Eichbronnen liegt, wird lange nicht mehr gebraucht, nur die leichten Wellen des grünen Grundes zeigen noch, daß hier einſt viel Lieb' und Leid, viel Gram und Haß eingeſenkt wurden. Der gleiche grüne Raſen überzieht die Gräber alle, hie und da ſteht noch ein eingeſunkenes ſchwarzes Kreuz, an der Kirchhofmauer der bemooste Grabſtein eines verſchollenen Pfarrherrn. Die Jugend des Dorfes treibt ihre fröhlichſten Spiele auf dieſem neutralen Grund, achtlos ſeiner tiefernſten Bedeutung.

Das Kirchlein ſteht ſo recht friedlich inmitten des grünen Raſens, durch das niedere Fenſter der Sakriſtei kann man in dem offenen Geſangbuch des Pfarrers das Lied nachleſen, das vergangenen Sonntag geſungen wurde; ſchöne Bäume, das Eigenthum des Schulmeiſters — weil die Frau Pfarrerin kein Kirchhofobſt eſſen wollte, — ſchauen durch die Kirchenfenſter; es ſind gut vaterländiſche Obſtbäume, aber manch müdes Auge hat ſchon auf ihnen ausgeruht, manch bekümmerte Seele bei ihrem Wehen und Säuſeln an die Palmen des Paradieſes gedacht. — Der alte Kirchhof verbindet das obere und untere Dorf und hat zwei Pforten; die eine iſt ein enges Thörlein, ganz mit Reben umwachſen, von dem ein ſchmaler Weg nach dem andern

Ausgang mit hohem Thorbogen führt, deſſen Gitterthor längſt der Zeit anheimgefallen iſt; von da leiten breite Stufen gerade zu dem Pfarrhaus, das, von einer rieſigen Akazie beſchattet, dem Beſucher recht freundlich und einladend entgegen winkt.

Zur Seite der rebenumrankten Pforte ſteht ein kleines Haus, das ſich nur durch die ſorgſam gepflegten ſchönen Blumen vor dem Fenſter, und mehr noch durch die weißen Gardinen von den Bauernhäuſern unterſcheidet. Hinter dieſen Gardinen hauste mit ihrem einzigen Töchterlein Lina die alte Frau Pfarrerin, ſo genannt als die Wittwe des verſtorbenen Pfarrers, obgleich es keine junge Frau Pfarrerin im Ort gab.

Die Frau Pfarrerin hatte nie eine andere Heimath gekannt als Eichbronnen, ſie hatte kaum eine Vorſtellung, wie ſich's nur an andern Orten leben laſſe. Nur einmal in ihrem Leben, wie ſie als Braut den Hochzeitſtaat eingekauft, hatte ſie in der Reſidenz übernachtet, damals aber hatte ſie ein ſolches Heimweh überfallen, daß ſie am frühen Morgen zu Fuß den weiten Weg nach Hauſe wanderte, ohne den Bräutigam abzuwarten, der ſie in der gelben Staatskaleſche in heller Glorie hatte abholen wollen.

Pauline, ihre ältere Schweſter, Lina's Pathin, hatte dagegen, wie die Frau Pfarrerin meinte, immer einen leichtfertigen Sinn gehabt, die hatte erzwungen, daß man ſie in der Reſidenz Kleider nähen und Putzmachen lernen ließ, hatte ſpäter mit dem ausländiſchen Bauführer der neuen Kirche in Reichenhall drüben eine „Amour" angefangen, noch eh Papa und Mama davon wußten, und zog nun als Frau Bauräthin mit ihrem Gatten faſt in allen deutſchen Landen umher; man hatte ſeit Lina's Taufe nichts mehr von ihr

geſehen. — Marie nun, unſere Frau Pfarrerin, hatte ſich an dieſem kecken Schritt, über den ſie ſich heute noch nicht vor Erſtaunen erholen konnte, ein abſchreckendes Beiſpiel genommen, war daheim in der Stille bei Papa und Mama geblieben, hatte ſich mit Leib und Seele eingelebt in dem Dorf, mit deſſen Bäumen und Kindern ſie groß geworden war. Auch ihre Augen und ihr Herz hatte ſie hübſch daheim behalten, in der guten Zuverſicht, daß ſie ihre Beſtimmung nach Gottes Willen auch da finden könne.

Sie war nicht mehr jung, als der Vater genöthigt war, einen Vikar zu nehmen, der von Anfang an nichts anderes wußte und wünſchte, als in der Pfarrtochter ſeine Zukünftige zu finden. Zu rechter Zeit und Stunde hatte er ſich erklärt, und ſie hatten einen gar friedſamen Brautſtand zuſammen verlebt. — Man zeigte ſich halsbrechende Stellen an Steinbrüchen, verborgene Waldplätzchen und romantiſche Thäler der Gegend, wo voreinſt der Architekt mit ſeiner Braut herumgeſtiegen war. Marie und der Vikar fanden in der Gartenlaube oder ſelbſt am runden Tiſch neben den Eltern Raum zum Austauſch ihrer Gefühle, Geheimniſſe hatten ſie nicht, aber ſie blickten ſich vergnüglich und herzinnig in die Augen, und als nach achtjährigem Brautſtand der Vater ſtarb und der Vikar aus beſonderer Vergunſt den Dienſt erhielt, da reichten ſie ſich die Hand am Altare gerade mit demſelben Gefühle friedlichen Glücks, wie ſie ſich vor acht Jahren die Verlobungsringe an den Finger geſteckt.

Die Mutter zog in das Oberſtübchen, das ſeither der Vikar bewohnt; im Wohnzimmer, wo ihr braunes Kanapee geſtanden, da ſtand nun das neue grüne Sopha der jungen Leute, und der Lehnſeſſel des Vaters ſelig war der Groß-

mama Ehrenplatz geworden. Marie ordnete die Zimmer und bepflanzte den Garten gerade wie ihre Mutter gethan, der Herr Sohn hielt die Frau Mama in allen Ehren, da er in ihr nicht nur die Mutter seiner Frau, sondern auch seine ehemalige Frau Pfarrerin verehrte, und diese sah in gutem Frieden ihre alten Tage verrinnen.

So hatte das Ehepaar zehn Jahre in Eintracht und Genüge gelebt, sie hatten zwei Söhnchen begraben und fast auf Kindersegen verzichtet, als ihnen in der kleinen Lina, einem besonders kräftigen, aufgeweckten Kinde, noch eine ungehoffte Freude erwuchs. Lina war sechs Jahre alt, als der Sonnenschein sich wendete: nach langem schwerem Siechthum starb der Pfarrer, und die alte Großmutter folgte ihm, noch eh sie genöthigt war, ihr liebes Pfarrhaus zu verlassen.

Gewiß konnte kein Wittwenleid tiefer und aufrichtiger sein als das Mariens; aber der Tag, an dem sie aus dem Hause scheiden mußte, das ihre erste und einzige Heimath gewesen, dünkte ihr doch noch schwerer als der, an dem man die Leiche ihres Gatten hinausgetragen. Jedes Stückchen Hausgeräth, das sie vor der Schwelle des kleinen Wittwenhauses zurücklassen mußte, ging ihr vom Herzen, sie glaubte nicht, daß sie auch nur ein Jahr außerhalb ihres lieben Pfarrhauses werde leben können.

Die kleine Lina nahm den Wechsel nicht schwer; sie machte lustige Entdeckungsreisen in den geleerten Zimmern, jubelte über verschollenes Spielzeug, das unversehens hinter irgend einer Kommode zum Vorschein kam, spielte Visiten mit den Bauernkindern auf den Stühlen, die man auf die Straße gestellt, hielt es aber doch für nöthig, sie zu ver-

ſichern, daß ſie deßhalb noch kein Bauernmädchen werde, weil ſie nun in ein ſo kleines Haus ziehe. Kein Menſch glaube, daß Pfarrkinder, in ländlicher Unſchuld erwachſen, nicht ariſtokratiſch ſeien, im Gegentheil, Niemand iſt es mehr als ſie, die wie der König nicht alle Tage ihres Gleichen ſehen.

Die Frau Pfarrerin lernte ſich auch ſchicken in ihr Wittwenſtübchen und lernte ihr Herz ſtillen. Zur Zeit, wo wir einen Blick in ihr Haus werfen, war ihrer Trauer längſt der Stachel genommen, ja ſie hatte das Schwerſte überwunden; ſie konnte allſonntäglich wieder in die Kirche gehen und konnte mit Andacht und Erbauung auf die Predigten des neuen Pfarrers hören, und ſie konnte zu friedlichem, freundlichem Verkehr das Pfarrhaus betreten, an das ſie kein Anrecht mehr hatte.

Es iſt ein ſehr menſchliches, wenn auch eben nicht ſehr edles Gefühl um die ſogenannte „Nachfolgerspique:“ die geheime Antipathie zwiſchen Vorgängern und Nachfolgern in einem Amt, ſei es nun die Königswürde oder das Aemtchen eines Bettelvogts. Der feinſtfühlenden Hausfrau thut insgeheim jeder Schmutzfleck wohl, den ihre Vorgängerin hinterlaſſen hat, und dem edelſten, ſelbſtloſeſten Geiſtlichen gibt es doch einen geheimen Stich ins Herz, wenn ihm eine dienſtfertige Seele erzählt, wie die Kirche nicht Raum mehr habe für die Zuhörer ſeines Nachfolgers. Liebe und Selbſtverläugnung erweiſen ſich als kräftigere Waffen gegen dieſen Stachel, als Grundſätze und Philoſophie.

Für unſere Frau Pfarrerin war zunächſt die kleine Lina die Brücke geworden, die ſie ohne Neid und Klage die Stätte ihres früheren Glücks wieder beſuchen ließ. Jungfer Chriſtiane, die Schweſter des neuen unverheiratheten

Pfarrers, hatte die Kleine so freundlich angelockt, so reich gemacht mit tausend kleinen Herrlichkeiten, die sie aus ihrer eigenen Kinderzeit gespart hatte. Und als das Eis gebrochen war, da holte sie vor jedem wichtigen häuslichen Unternehmen den Rath der Frau Pfarrerin ein, sie nahm ihre Waschfrau, ihren Taglöhner und hielt bei den Leuten das Gedächtniß des seligen Pfarrherrn in Ehren. Und Jungfer Christiane war so höflich, so voll Respekt, keine Spur von Uebermuth des Besitzes! Allsonntäglich führten die Damen zur Erbauung der Gemeinde einen höflichen Wettstreit aus um den Ehrenplatz im Pfarrstuhl, den Mittelsitz, wo das verquollene Gitter geöffnet war und den Blick auf die Kanzel frei ließ. „Bitte recht sehr, Jungfer Christiane, es ist doch angenehmer, wenn Sie den Herrn Bruder sehen." — „Ach, nein, bitte gehorsam, Frau Pfarrerin, ich sehe ihn ja alle Tage." — Lina stand mit unterdrücktem Lächeln daneben, bis nach beendetem edlem Wettstreit die Damen einrückten, sie schlug ihnen das Lied auf, und die Andacht wurde nicht weiter gestört.

Der Pfarrer war ein ältlicher Herr, älter noch als Lina's Vater, den die stille, abgelegene Lage des Orts angezogen hatte, ein Gelehrter, wenn auch seine Gelehrsamkeit keine Früchte für Mit- und Nachwelt trug, ein Schüler Bengels und Hahns, der sich vertiefte in chiliastische Studien und geheimnißvolle Berechnungen, in Erforschung wunderbarer und geheimer Naturkräfte, dem die sichtbare Welt mit ihren Erscheinungen nur Symbol der unsichtbaren geistigen war. Die Stille war so recht eigentlich sein Element, und wenn er auch recht wohlhäbig und behaglich in einem lauten und fröhlichen Kreise sitzen, oder freundlich seiner gesprächigen Schwester zuhören konnte, so war das

aus lauter Vergnügen, daß er dabei ſo ſtill ſein durfte, und er unterhielt ſich auf dieſe Weiſe vortrefflich. Als Theologe war er ein Kind geblieben, eine Mariaſeele, die zu den Füßen des Meiſters verweilen und ohne Mühe und Sorge das gute Theil erlangen durfte. In ſeinen Predigten lag eine kindliche Kraft, die nicht gewaltig ergriff, aber wohl that durch die ruhige Wärme zweifelloſer Ueberzeugung; er hatte wenig Worte für Kranke und Sterbende, aber ſein klares Auge blickte ſie an wie ein Friedenslicht aus dem ſicheren Port.

Mit den andern Zweigen der Paſtoraltheologie, mit der perſönlichen Sorge und Theilnahme an den Angelegenheiten ſeiner Gemeinde kam er nicht recht zu Stande. Es war ein ſchweres Opfer, wenn er die tiefe Stille ſeines Studierzimmers mußte unterbrechen laſſen durch ſtreitende Nachbarn, entzweite Eheleute oder einen alten ausgedingten Vater, der ſeine pflichtvergeſſenen Kinder verklagte. So etwas konnte er nun einmal nicht begreifen, und ſeine einfachen Argumente wollten wiederum den Leuten nicht immer einleuchten. „Aber warum lebt ihr denn nicht im Frieden zuſammen, ihr Leute? Das iſt ja ſo viel angenehmer. Seht ihr denn nicht, wie die Blumen in eurem Garten ſo einträchtig beiſammen ſtehen und haben Luft und Licht genug von oben?“ — „Mir heut koen Garta und koene Sträuß', Herr Pfarrer.“ — „Nun, auch auf eurer Wieſe ſtehen die tauſenderlei Pflanzen, die Niemand pflegt, und ſie ſtehn neidlos in ſtillem Frieden, ſo gut wie die prächtigen Gartenblumen.“ — „Ha, wann ſe anander verſchlah könntet, ſe thäetet's kahſoi au.“ — Das war dem Pfarrer noch nie eingefallen; am Ende war es aber auch nicht groß gefehlt, wenn er in ſolchen Dingen unpraktiſch war. Jungfer

Chriſtiane, die beſſer als er in die Details des Dorflebens eingeweiht war, konnte ihn da und dort ergänzen mit einem treffenden Worte oder mit einem praktiſchen Rath.

Lina war eben ſowohl als das Kind des Pfarrhauſes wie des Wittwenhäuschens aufgewachſen, das belebende Element, die kleine Königin dieſes engen Kreiſes, ohne daß die Alten es ahnten. Sie hatte nie ihr Dörfchen verlaſſen, aber eine freie, fröhliche, farbenhelle Kinderzeit verlebt. Auch in der Schule war ſie die kleine Herrſcherin, unbeſtritten die Begabteſte und unangefochten die Erſte, der Liebling des Lehrers; ſo eine Art weiblicher Premierminiſter, hatte ſie überall ein Wort drein zu reden und wurde von den Dorfkindern mit guten Worten und ländlichen Gaben ſo vielfach zu beſtechen geſucht, wie nur je der Günſtling eines Machthabers mit goldenen Doſen. In den Freiſtunden leitete ſie die Spiele, und glücklich und beneidet waren die erkorenen Gefährten, die ihre oft recht phantaſtiſchen Ideen mit durchführen durften. Die Gärten des ganzen Dorfes ſtanden ihr offen, zur Obſtzeit durfte ſie nie ohne eine Schürze voll ſüßer Gaben heimkehren und zur Zeit der Weinleſe konnte ſie gar nie all die Einladungen annehmen.

Die Mutter legte ihrem freien, frohen Herumſtreifen wenig in Weg, wenn ſie auch oft ſchalt über die zerriſſenen Kleider und Schürzen, über die Maſſen von Blumen und Waldbeeren, aus denen Lina ſich allerlei Geſchmeide fertigen wollte, und mit denen ſie die tadelloſe Ordnung ihres Stübchens ſtörte. Hausbeſuche waren ihr aber nur bei Schulmeiſters geſtattet, ſo lockend oft die Lichter der Spinnſtuben ſchienen, in denen Geiſter- und Hexengeſchichten

erzählt wurden. Aber auch bei Schulmeisters war's schön. Man saß um einen großen runden Tisch mit einer Schieferplatte, eine unerschöpfliche Unterhaltungsquelle für Lina. Der Provisor las den vier Töchtern vom Hause den alten Ueberall und Nirgends vor und die rührende Klostergeschichte von Siegwart. Athemlos lauschte Lina diesen schönen Geschichten, die nur um so mehr Reiz für sie hatten, weil sie blos Bruchstücke daraus hörte, und während eine der ältern Töchter ihr gefällig die unerläßliche Strickaufgabe vollendete, zeichnete sie Illustrationen zu dem Gelesenen: den unglücklichen Siegwart im Klostergarten, die verklungene Sophie auf der Todtenbahre.

Die Mutter meinte freilich kopfschüttelnd, das Mädchen habe zu viel von der Schwester Pauline, ihr sei ein solches Herumziehen ihr Lebtag nie eingefallen. Eine Berathung mit Pfarrers brachte sie zu dem Resultat, daß das Kind nicht genug beschäftigt sei, und zu ihrem und der Jungfer Christiane Erstaunen erbot sich der Pfarrherr selbst, Lina in höhern Wissenschaften zu unterrichten. Diese Lehrstunden waren eine neue Quelle des Glücks für Lina, sie hatte den guten Pfarrer unbeschreiblich lieb und hätte schon ihm zu Liebe gelernt, wenn nicht das Lernen selbst Reiz für sie gehabt hätte. Die französische Aussprache zwar, die ihr der alte Herr beibrachte, war etwas veraltet, aber die Novellen Florians, die er dem Unterrichte zu Grund legte, hatten so viel Anziehendes, daß sie ihnen zu lieb die Schwierigkeiten des Dictionnaire und der Grammatik leicht überwand, um sich in die schönen Schäfergeschichten vertiefen zu können.

Die Geographie belebte ihr der Lehrer mit einem ungeheuren uralten Atlas, in dem die Namen der Länder mit wunderbarlichen Bildern und Schnörkeln umgeben waren,

unter denen die Flüſſe als ſchöne Frauen mit langen Haaren oder als alte bärtige Männer ſaßen, den Geſchichtsunterricht mit vergilbten Chroniken, von denen er eine große Sammlung hatte und in denen viel merkwürdigere Geſchichten ſtanden als in dem ordentlichen Lehrbuch. Die Naturwiſſenſchaften ſtudirte ſie auf's Eifrigſte mit ihm und war mit ihrem jungen ſcharfen Auge eine unermüdete Sammlerin für ſeine Vorräthe.

Wie das Kind Licht und Leben in ſein ſtilles, einſames Daſein brachte, deſſen ward ſich der Pfarrer nicht eben bewußt, und Jungfer Chriſtiane, ſo lieb ihr die Kleine auch war, hätte es doch für eine vermeſſene Idee gehalten, daß ſo ein Gelbſchnabel von Bedeutung für ihren gelehrten Herrn Bruder ſein könnte. Aber ſie hätte ſehen können, wie er ſich von Tag zu Tag verjüngte und eigentlich jetzt friſcher ausſah als in ſeinen Studentenjahren, wo man ihn ſchon den Urgreis genannt hatte, wie er zu der Stunde, wo ſeine junge Schülerin zu erwarten war, ohne auf die Uhr zu ſehen, mit dem Stuhl rückte und ſeine Arbeit ruhen ließ, wie man ihn ſogar manchmal laut lachen hörte, wenn Lina die botaniſchen und mineralogiſchen Schätze eintrug, die ſie auf eigene Hand geſammelt hatte, und darunter oft höchſt Gemeines als wichtige Entdeckung auskramte.

Lina wurde durch den Unterricht im Pfarrhaus ihren Schulgefährten etwas entfremdet, ſie zeigte ſich ſeltener auf den Spielplätzen, ſeit ſie mit dem Pfarrer Spaziergänge machte, nur wenige ihrer erwählten Trabanten nahm ſie auf ihren botaniſchen Wanderungen mit und verſuchte ihnen ihre neue Weisheit zu dozíren, aber leider mit wenig Erfolg. Eine ſtille und heilige Zeit war ihr die der Vorbereitung auf die Konfirmation, und der Tag, an dem ſie

ihr väterlicher Freund einſegnete zum Eintritt ins irdiſche Leben, zur Hoffnung auf's ewige, ſchien ihr die Pforte des Himmels. Mit getroſter Zuverſicht nahm der gute Pfarrer die Gelübde ſeines Zöglings an; eine der wenigen bevorzugten Naturen, denen vergönnt iſt, ohne Kampf und Zweifel auf Einem Wege vom Beginn bis zum Ziele zu gehn, ahnte er keine Gefahr für dies offene Herz, dieſen feurigen lebensvollen Geiſt, ſie feierten das Feſt zuſammen, in der kindlichen Täuſchung:

qui chante la victoire sans prévoir les combats.

Er ahnte nicht, daß unter all dem Schönen, was er Lina gelehrt, die ſchwere Tugend der Selbſtverläugnung nicht war; ihre Genüſſe waren einfach, aber ihr Wille war regierendes Geſetz in ihrem Kreis, ſie hatte nie gelernt, einen Wunſch zu opfern um einer Pflicht willen.

Lina's Leben wurde durch ihren Austritt aus der Schule wenig geändert. Mit den alten Freundinnen zwar konnte ſie ſich allmählig nicht mehr ſo recht verſtehen, nur mit Luiſen, des Schulmeiſters Jüngſten, die den Siegwart und den alten Ueberall und Nirgends vollſtändig in ſich aufgenommen hatte, mochte ſie gar zu gern ein Dämmerſtündchen vor der Hausthür verplaudern. Den Familienkreis bei Schulmeiſters ſuchte ſie ſeltener auf, ihre Unterhaltungen mit Luiſen wurden meiſt flüſternd geführt, weil die Mädchen, die in ihren Träumen und Zukunftsplanen der Zeit etwas vorgriffen, den Spott der älteren Schweſtern fürchteten, und die Mutter, ach, die Mutter, hätte es gar nicht hören dürfen, obgleich alles gewiß höchſt unſchuldig war. Was hätte ſie gedacht, wenn ſie gewußt hätte, daß ihr fünfzehnjähriges Töchterlein ſchon von Verlieben und

Verloben plauderte, nicht in Beziehung auf ſich ſelbſt, behüte! aber doch im Allgemeinen.

Das Pfarrhaus aber war und blieb Lina's liebſte Heimath, da wurde ſie noch ordentlich als Kind angeſehen und behandelt, und befand ſich wohl dabei. Im Winter allabendlich, im Haus der Wittwe, wenn das Waſſerſüppchen mit Kartoffeln verſpeist war, wurde das Laternchen angezündet und das Licht gelöſcht, die Mutter nahm die Kunkel und die Tochter das Strickzeug, und ſo wandelten ſie über den Kirchhofpfad in's Pfarrhaus, etwas dicht aneinander, denn es war doch ein bischen gruslich ſo allein bei Nacht über die Gräber. Wenn aber der helle Mond ins Sakriſteifenſter fiel, wo wie zu ihres Herrn Zeiten das offene Geſangbuch lag, da verging der Wittwe das Grauen, ſie faltete die Hände und dachte des Geſchiedenen.

Auf der Steintreppe ſahen ſie ſchon das gaſtliche Licht des Pfarrhauſes durch die Fenſter ſchimmern, und droben war's gar warm und behaglich. Das Sopha, mit dem runden Tiſch davor, ſtand in einer Ecke hinter dem großen Kachelofen, den Jungfer Chriſtiane, zu großer Genugthuung der Frau Pfarrerin, ſo wenig wie dieſe durch irgend einen modernen Säulen-, Oval- oder Kachelofen hatte verdrängen laſſen. Zwar war die Einfahrt in dieſen Ofen unermeßlich tief, und es war tägliche Gefahr, daß Jungfer Chriſtiane, wenn ſie nach ihren Töpfen ſchaute, eines Tages darin bleiben würde, wie die Hexe in Hanſel und Gretel; aber ein reſpektabler Ofen war es doch mit ſeiner weiten Bratkachel und dem breiten Kranz, auf dem eine ganze Haushaltung Platz hatte, mit den Abbildungen aus dem Evangelium vom reichen Mann, wo der Lazarus etwas unbequem in Abraham's Schooße ſaß, mit dem tiefen Ofenhafen auf

ſeinem Gipfel, der ſtets warmes Waſſer bereit hielt. Die Vortrefflichkeit dieſes Ofens im Gegenſatz zu der oberflächlichen Eleganz moderner Geſchwiſter bildete ein unerſchöpfliches Geſprächsthema für die zwei alten Damen.

In der einen Ecke des Sopha's ſaß der Pfarrer mit einem Buch in der Hand und ſtreckte den ſtets willkommenen Gäſten die Hand zum Gruß entgegen, die andere Ecke mußte Lina einnehmen: das warme Ofenplätzchen wurde der Mama mit ihrem Spinnrad eingeräumt, Jungfer Chriſtiane brauchte weiten Raum, um ihre Spindel gehörig tanzen zu laſſen. Es war ein kleiner Differenzpunkt zwiſchen den Damen, ob das Handgeſpinnſt oder das vom Rädchen das beſſere ſei, aber er ſtörte ihren Frieden nicht, und jede bewunderte pflichtſchuldig die Arbeit der Andern.

Man konnte keine einträchtigere Geſellſchaft beiſammen ſehen, als dieſe kleine Tafelrunde. Die graue Katze lag behaglich in ſich geſchmiegt unter dem Ofen, und nach vollendeter Hausarbeit erſchien auch Suſanne, die alte Magd, entweder mit ihrem ſchwerfälligen Spinnrad oder mit einer Schüſſel Erbſen oder Linſen, die ſie an einem Seitentiſchchen las, wozu ſie bald Schlafcomplimente nach allen Seiten hin machte, bis ſie in ein herzliches Schnarchen in verſchiedenen Tonarten ausbrach, aus dem ſie nur manchmal Lina's helles Lachen erweckte. Der nahm ſie aber nichts übel, ſie ſagte nur gutmüthig brummend: „Die hat gut lachen, wenn man wie ich den ganzen Tag im Kalten geweſen, dann kommt's einen in der warmen Stube faſt gar an wie ein biſſel Schlaf." — „Schlaf du nur, Suſanne," ſagte der gutherzige Pfarrer. — „Der Bruder verzieht die Leute entſetzlich," flüſterte Jungfer Chriſtiane der Pfarrerin zu, die beifällig nickte.

Für eine kleine Erquickung, „etwas zum Netzen," wie ſie's nannte, hatte Jungfer Chriſtiane ſtets geſorgt: ſchöne rothe Aepfel, davon etliche für leckere Mäuler in der Bratkachel ziſchten, oder getrocknete Pflaumen, Butter und Honig, Pflaumenmuß, ſchöne Nüſſe, denen Lina und der Pfarrer mehr Ehre anthaten, als die zwei älteren Damen, die behaupteten, ſie fragen den Nüſſen nichts mehr nach, weil ſie nicht zugeben wollten, daß ſie keine mehr beißen konnten, — zu feſtlichen Zeiten ſogar Aepfelküchlein oder ſonſtige Delikateſſen, die in unſerem mageren Zeitalter unterzugehen drohen. Freilich proteſtirte die Frau Pfarrerin höchlichſt dagegen und entſetzte ſich über ihr keckes Töchterlein, das getroſt ſagte: „ei, das iſt herrlich, Jungfer Chriſtiane, machen Sie's nur noch mehr ſo!"

Die Unterhaltung ging dem kleinen Kreiſe nie aus: Erfahrungen über die Dorfbewohner, Kochrezepte und Gartengeheimniſſe, Erinnerungen von den ſeligen Eltern her bildeten das Thema der älteren Damen; wohl auch, während der Pfarrer und Lina zuſammen in ein Buch ſchauten, Erörterungen über eine höchſt geheimnißvolle und merkwürdige Geſchichte, von der das junge Ding, die Lina, beileibe noch nichts erfahren durfte, eine Geſchichte von einem Stadtſchultheißen, der einmal beinahe der Bräutigam der Jungfer Chriſtiane geworden wäre, aber durch die Ränke einer neidigen Baſe abſpenſtig gemacht worden war. — Lina und der Pfarrer waren dabei meiſt bloß Zuhörer, wenn ſie nicht eine gelehrte Unterhaltung zuſammen führten, jedes hing ſeinen eigenen Gedanken nach, die freilich bei Lina wohl buntfarbiger waren, als bei dem ehrwürdigen Herrn. Hie und da las auch Lina vor, wobei es den ältern Damen jezu weilen ging wie der Suſanne. Immer

aber trennte man ſich gegenſeitig vollkommen befriedigt, mit herzlicher Gutenacht, und der Wächterruf: „Zehn Fromme waren nicht, Dort bei Sodoms Strafgericht“ — begleitete die Wittwe und ihre Tochter regelmäßig in das erkaltete Stübchen heim.

Am Sonntag Abend aber war es Sitte, daß der Pfarrer und Jungfer Chriſtiane die Viſite heimgaben. Da war Lina unermüdlich, das allezeit hübſche Zimmer noch hübſcher herzurichten, des Vaters Lehnſtuhl recht bequem zu ſtellen und ihren ehrwürdigen Freund nach ſeinem Geſchmack zu bewirthen. An dieſen Sonntagabenden war der Pfarrer immer am beſten aufgelegt. Zu Ehren des Sabbaths mußte Lina, die beim Schulmeiſter recht braven Muſikunterricht genoß, einen Choral ſpielen und ſingen, wobei ihre Mutter noch mit klarer und ſicherer Stimme, Jungfer Chriſtiane etwas ſchätterich, wie der Volksausdruck ſagt, mit einfiel. Auch wurde am Sonntag Abend Thee getrunken, eine Neuerung, die der Pfarrer aus England gebracht. Dabei wurde der alte Herr warm, er erzählte aus ſeiner Jugend, deren einzige Begebenheit eine Hofmeiſterſtelle bei einem Baron geweſen war, mit dem er eine Reiſe nach England gemacht. Er ſprach auch von den Reſultaten ſeiner geheimnißvollen Studien, von den alten Männern des Glaubens, die ähnliche Forſchungen gemacht, von Oetinger, der den Geiſtern geprebigt und der in wunderbarem Zuſammenhang mit ihnen gelebt; er ſprach von den herrlichen Tagen des tauſendjährigen Reichs, wo Gerechtigkeit und Friede herrſchen würden auf Erden, wo die Löwen mit den Lämmern weiden, und vor ſeinem verklärten Auge öffneten ſich ſchon die Thore der goldenen Stadt. In ſtiller Andacht lauſchten ihm die älteren Frauen, Lina's

ſtrahlende Blicke hingen an den ſeinen; die Erde mit all ihren Hoffnungen verſank ihr in fahles Grau. Wenn man ihr in ſolchen Augenblicken die Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt, ſie hätte es nicht der Mühe werth gefunden, die Hand darnach auszuſtrecken. Wer es verſtünde, ſolch goldene Sonntagslichter feſtzuhalten im Alltagsleben!

Obwohl Lina den Frieden und die Freuden ihrer ſtillen Heimath in unbewußtem Wohlſein empfand, ſo wäre ſie ihr doch wohl gar zu ſtill und einförmig geweſen, wenn ihr nicht eine neue goldene Welt darin aufgegangen wäre, eine gar gefährliche — die Bücherwelt! —

Sie war längſt vom Pfarrer zu ſeinem Bibliothekar ernannt worden und hatte endlich hinter den endloſen Reihen theologiſcher Bücher und alter Klaſſiker, vergeſſene, beſtaubte Bände hervorgezogen, die ihr werther waren, als all die andern geiſtigen Schätze des alten Herrn. Das war die ſchöne Literatur aus ſeiner Jugendzeit: Grandiſon und Klariſſa, les enfants de l'Abbaye, Siegfried von Lindenberg und die Herren von Waldheim, Vater Emmerich, eine komiſche Geſchichte, die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, der „Hör Sie“ zu ſeiner Geliebten ſagt, Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, ein Buch, das ſelbſt Jungfer Chriſtiane alljährlich noch einmal las. — Das war ein Fund! Mit unbewußtem, ſchlauem Inſtinkt zeigte ſie dem Pfarrer zunächſt nur den Grandiſon, den ſie ihn ſelbſt ſchon hatte rühmen hören, und bat um Erlaubniß, ihn leſen zu dürfen. „Immerhin, mein Kind, es iſt ein ſchönes und tugendhaftes Buch, aber zu viel von ſolchen Sachen mußt du nicht leſen, man ſagt, es ſei ſchädlich für junge Leute; mir hat es zwar nicht geſchadet,“ fügte er unſchuldig hinzu.

Dieß eine Buch nahm Lina mit obrigkeitlicher Bewilligung, bei den spätern aber nahm sie sich die Erlaubniß selbst. Früher hatte Mutter und Tochter das kleine Schlafzimmer unten getheilt, seit lange aber lüstete es Lina nach einem eigenen Zimmer, und sie hatte mit unglaublichen Anstrengungen ein Dachkämmerchen zu einem recht hübschen Mädchenstübchen hergerichtet, dahin trug sie nun ihre Schätze, von denen die schönsten mit Schulmeisters Luise gelesen wurden. Die humoristischen Geschichten sagten ihr nicht sehr zu und Klarissa fand sie doch etwas gar zu lang, auch der Siegwart war nicht mehr so schön wie damals, wo ihn der Provisor vorgelesen, aber Sophiens Reisen, das war erstaunlich schön! Die Helden zwar wurden von den zwei Mädchen scharf kritisirt; den edlen Herrn Leß fanden sie unerträglich hochmüthig und den gutmüthigen Puff etwas altbacken.

Schulmeisters Luise, die in mehr Verbindung mit der Außenwelt stand, brachte auch den Zauberring, einige Bände von Schiller und noch eine Masse kunterbunten Zeugs. Wenn aber auch Lina's Geschmack sich allmählig bildete, so war doch ihr Heißhunger nach Unterhaltungslektüre zu groß geworden, sie verschlang ohne Wahl alles, was sich ihr bot. Nun war sie eine gesunde Natur, umgeben von der warmen, wohlthätigen Atmosphäre häuslicher Liebe, darum wurde ihr das Alltagsleben mit seinen kleinen Freuden nicht eben entleidet durch diese Welt der Phantasie, und wenn ihr auch in unbestimmten Umrissen goldene Bilder einer traumhaften Zukunft vorschwebten, so war doch ihr Sinn zu jungfräulich, ihr Ideal zu hoch, als daß sie auch nur entfernt gesucht hätte, diesen Bildern bestimmte Gestalt geben zu wollen.

Was ihr verloren ging, das war der Sinn für die kleinen Opfer und Pflichten, die der Tag fordert, die ſtille Arbeit an ſich ſelbſt, und während ſie ſchwelgte in edlen Gefühlen, verlernte ſie doch allein zu ſein mit ihrem eigenen Herzen, Rede zu ſtehen den Gedanken, die ſich untereinander verklagen und entſchuldigen; ſie lernte ihre Wünſche und nicht ihre Pflicht zur Richtſchnur ihres Thuns machen; die höchſte Treue, die Treue mit der Zeit, die lernte ſie nicht.

Der Verkehr mit Nachbarorten, der ſonſt ſo heitern Wechſel in das Landleben bringt, war den Pfarrfamilien in Eichbronnen kaum möglich, die naheliegenden Orte waren katholiſch, der Verkehr der beiderſeitigen Pfarrherrn blieb ein friedlicher und höflicher, mehr nicht. War der Pfarrer krank, ſo kam der Amtsverweſer eines ziemlich entlegenen evangeliſchen Dorfes, um ſeine Amtsgeſchäfte zu verſehen. Es war ein noch junger Mann, von ernſtem, faſt düſterem Ausſehen, der wenig ſprach, deſſen Predigten in ihrem gewaltigen Ernſt etwas tief Ergreifendes für die Zuhörer hatten. Die Kirche war übervoll, wenn man wußte, daß Herr Arnold predigen würde, und ein Bauer ſagte mit naiver Entſchuldigung zu dem Pfarrer: „wiſſet Se, Herr Pfarrer, äll Sonntag wär's Eim' z'viel ſo, aber manchsmal thut's Eim' gut, wenn mer au recht ah'grumpelt wird." —

Jungfer Chriſtiane ließ ſich's nicht nehmen, den gefälligen Nachbar jedesmal auf's Beſte zu bewirthen, ſo wenig Werth er auch auf die Genüſſe der Tafel zu legen ſchien. Das Kochbuch wurde aufgeſchlagen und allerlei Delikateſſen hervorgeſucht, die ſie ſeit ihrer Jugend nicht

mehr bereitet hatte. Lina war bei allen Nothfällen die Gehülfin im Pfarrhaus und mußte dann auch an der Mahlzeit Theil nehmen. Die tiefen dunkeln Augen des jungen Geistlichen, die Gewalt seiner Rede, die unverkennbar aus der Fülle innersten Ernstes strömte, übten auch auf sie einen mächtigen Zauber; ihr sonst so heiteres, lebendiges Wesen war wie gefesselt in seiner Nähe, sie saß meist schweigend, fast ängstlich, keines seiner Worte aus der Unterhaltung mit dem Pfarrer zu verlieren, so daß Jungfer Christiane nicht mit ihr zufrieden war. Die zwei Geistlichen verstanden sich nicht so recht. Die kindliche Natur des alten Herrn, der ohne Forschen und Zweifel sich aus der Offenbarung alles zu eigen genommen, was ihm Trost und Frieden gab, begriff das mächtige Ringen einer starken Seele nicht, der in der Dämmerung der Herr erscheint wie ein Feind, bis sie siegt mit dem gewaltigen Rufe: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Noch weniger begriff er die Heftigkeit, mit der Arnold jeden Schatten einer abweichenden Glaubensansicht angriff; er ahnte nicht, daß dieser Eifer meistens das Gefühl eigener Schwäche ist, die bei sich selbst das Kleinod des Glaubens noch nicht geborgen weiß und deßhalb ergrimmt über Zweifel, die sie noch nicht gehörig überwunden. — Wer sicher ruht am Vaterherzen, der kann über irrende Brüder trauern, aber erbittert wird er nicht. — Ein anderes ist freilich der heilige Ernst der Wächter, die der Herr zum Schutze seines Heiligthums berufen, aber der hat nicht die düstere Farbe der Intoleranz.

Arnold selbst schien die frische Blume, die das altväterische Pfarrhaus belebte, wenig oder gar nicht zu beachten; er sah Lina nie an, wenn sie ihm bei Tische etwas anbot,

und wenn sie je einen schüchternen Einwurf in sein Gespräch mit dem Pfarrer wagte, so fertigte er sie mit einer kurzen Schärfe ab, die ihr wenig Muth zu weiterem Einmischen gab. Lina war an Nichtbeachtung am allerwenigsten gewöhnt, sie, die unbewußt doch der Mittelpunkt ihres kleinen Kreises war, und sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn es sie nicht bitter gekränkt hätte, solche Vernachlässigung gerade von dem ersten und einzigen jungen Mann zu erfahren, der in ihren Weg geführt wurde.

So gern sonst gutmüthige alte Jungfern Heirathen stiften, so hatte doch Jungfer Christiane für das Kind, die Lina, noch keinen solchen Plan, und fand es nicht verwunderlich, daß der ernste schweigsame Mann wenig Notiz von dem fröhlichen Kinde nahm; auch begriff sie nicht, warum Lina oft so böse über ihn zu sprechen war. „Lina, Kind, bring doch dem Herrn Amtsverweser etwas Bouillon vor der Predigt.“ — „Schicken Sie Susanne,“ erwiderte Lina kurz. — „Hat er wieder recht schön gepredigt, Lina? Es that mir so leid, daß ich wegen des Puddings nicht gehen konnte.“ — „Ich kann das große Aufheben von neuen Geistlichen nie leiden, wenn man lange im Besitz der alten glücklich war,“ bemerkte Lina verständig, und Jungfer Christiane dachte gutmüthig: nun, dem jungen, heitern Blut gefällt eben der ernsthafte Mann nicht und sie ist gar blind für ihren alten Lehrer, das ist auch schön. Sie war nicht stark in der Herzenskenntniß, die gute Jungfer Christiane!

Trotz ihrer Geringschätzung des Neuen konnte Lina doch nie über sich gewinnen, eine Predigt des Amtsverwesers zu versäumen, der in letzter Zeit öfter veranlaßt wurde, herüber zu kommen; auch konnte sie der Jungfer

Chriſtiane ihre Hülfe im Pfarrhaus nicht verſagen, wenn ſie gleich oft meinte, ſie möchte lieber mit dem unfreundlichen Menſchen gar nicht mehr zuſammentreffen.

Nur von der Kinderlehre, in der ſie mit den „ledigen Töchtern“ unter achtzehn hätte vorſtehen müſſen, dispenſirte ſie ſich und zog es vor, ſich in die Laube des Pfarrgärtchens zu ſetzen, wo man den Geſang und ſelbſt noch etwas von der Stimme des Geiſtlichen vernahm. — Einmal, es war ein goldener Frühlingsnachmittag, ſaß ſie auch ſo da, der Choral war verſtummt, aber um ſie her ſang und ſummte und blühte es von Bäumen und Büſchen, und das volle, unbewußte, köſtliche Gefühl jungen Lebens ſchwellte ihr Herz. Sie hatte die Jungfrau von Orleans erbeutet, und verſunken in den Zauber der Dichtung, vergaß ſie alles, ſelbſt den unfreundlichen Vikar und ſeine tiefe Stimme, als ſie plötzlich dieſe Stimme in unmittelbarer Nähe fragen hörte: „Was leſen Sie?“ Inmitten des Schreckens, mit dem ſie ſo unerwartet die hohe dunkle Geſtalt vor ſich ſah, bemerkte doch das ſcharfe Mädchenauge in dem Ausdruck ſeiner Züge etwas mehr als die kalte Gleichgültigkeit, die ſie bisher ſo verletzt hatte.

Sie reichte ihm ſchweigend das Buch. „Das iſt Ihre Sonntagslektüre?“ fragte er mit nachdrücklichem Ton. — „Eine ſo reine und herrliche Poeſie kann das Sonntagsgefühl nur erhöhen,“ ſagte Lina, die auf einmal Muth bekam, mit großem Feuer, „und,“ ſetzte ſie etwas ſchüchterner und proſaiſcher hinzu, „ich habe Werktags keine Zeit zum Leſen.“ — „Das nennen Sie rein und herrlich?“ fuhr Arnold mit gleicher Schärfe fort, „das ſoll Ihr Sonntagsgefühl erhöhen, um ſolch ein Linſengericht laſſen Sie ſich Ihr unvergängliches Erbe abkaufen, während Sie den

frischen, kräftigen Lebensborn, das Wort des Herrn, daheim im Staube liegen lassen?" — „Was können Sie aber in dieser reinen und schönen Dichtung Sündliches finden?" fragte Lina mit glühendem Gesicht. — „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde," sagte Arnold mit scharfem Ernst, „sündlos ist nichts, was uns vom schmalen Pfade abzieht, und dann — gleich auf den ersten Blättern dieser reinen Dichtung finden Sie ein Weib, die mit dem Manne, dem sie nach Gottes Ordnung nicht angehört, in sündlicher Verbindung lebt, von dem Dichter als ein Urbild schöner Weiblichkeit dargestellt, das nennen Sie rein?" Lina schwieg erröthend und tief verletzt. Sie hatte sich harmlos dem Eindruck der Dichtung hingegeben, sich an Agnesens selbstloser Liebe erfreut, ohne an einen Flecken auf dem schönen Bild zu denken, sie fühlte, daß ihr Unrecht geschah und erhob sich mit Thränen im Auge: „ich habe es arglos gelesen," sagte sie mit einem Muth, den sie früher nie gehabt hätte, „Sie haben nun freilich das Verdienst, mir meine reine Freude für immer getrübt zu haben."

Arnold hielt sie sanft zurück. „Sie müssen nicht zürnen," sagte er in milderem Tone als zuvor, „wenn mir Ihr Heil am Herzen liegt. Unsere Frist ist wahrhaftig zu kurz, als daß uns Zeit zum Vertändeln übrig bliebe, zumal am Tage des Herrn." Lina schwieg, im Herzen war sie schon versöhnt, und schweigend blieben sie noch eine Weile beisammen. Sie standen an dem Gartenpförtchen, das in den Hof führte; die kleine alte Kirche, von den grünen Bäumen umgeben, bildete hier, eingerahmt von den zerfallenen Thorbogen, ein wunderbar friedliches Gemälde. „Ein liebliches Bild," sagte Arnold, „eine Vorahnung der

Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt; ich möchte die Anſicht immer vor mir haben.“ Lina durchzuckte ein Gedanke. Sie hatte ſeit jenen erſten Uebungen auf Schulmeiſters Schiefertiſch die Zeichenverſuche nie ganz aufgegeben, wenn ſie auch nur mangelhafte Anleitung gefunden, hatte wohl auch ſchon verſucht, Landſchaften aufzunehmen, — nun wollte ſie's mit der Kirche wagen. Es kam ihr ſo leicht vor, wie ſie das ruhige Bild mit den Augen maß, ſie meinte es im Fluge hinwerfen zu können, ſchade, daß ſie kein Zeichengeräthe hatte.

Aber Arnold zögerte noch unter der Gartenpforte, und Lina fühlte, wenn auch mit einiger Demüthigung, daß er nicht gerade an ihrer Seite über den Hof und ins Haus gehen wollte. Mit den Worten: „ich habe etwas vergeſſen,“ eilte ſie in die Laube zurück und ſah Arnold erſt ſpäter wieder, als er ſich oben ſchon reiſefertig machte. Er nahm nicht beſondern Abſchied von ihr, doch blickte er ſie an, als er beim Gehen grüßte, und das war zuvor noch nie geſchehen.

Es war Lina, als hätte ſie ein unendlich wichtiges Geheimniß auf dem Herzen, als hätte ſich dieſen Nachmittag etwas Unerhörtes begeben. Sie trug doch ſonſt ihr Köpfchen ſo hoch; konnten ein paar Worte ſtrengen Tadels, der zum Theil wenigſtens noch ungerecht war, ſolchen Eindruck auf ſie machen? — O, ein Mann hat noch nie bei einem Mädchen verloren, beim ſtolzeſten nicht, wenn er ſich als Mann ihr gegenüber, ja, über ſie ſtellt. Selbſt wo ſie ſich gereizt fühlt, fühlt ſie noch einen Reiz, und ein paar milde Worte aus einem ſonſt ernſten Mund üben einen gewaltigen Zauber.

Schulmeiſters Luiſe ſaß wie ſonſt am Abend auf dem

Plauderbänkchen, Lina brachte ihr die Jungfrau von Orleans zurück, Luiſe wollte ihr wieder ein Buch zuſtecken, Lina lehnte es ab, ſie habe nicht Zeit zum Leſen, — zum erſtenmal. Es war ihr, als hätte ſie Luiſe unendlich viel mitzutheilen, zu vertrauen, — aber nein, es ſollte nicht über ihre Lippen, in Ewigkeit nicht! Was denn? Ja, das wußte ſie ſelbſt nicht, aber ein Geheimniß war's, ein tiefes und wunderbares. Sie ſagte Luiſen bald gute Nacht, ſie ſetzte ſich zur Mutter und las ihr eine Predigt, ſie nahm in ihr Kämmerlein kein Buch als die Bibel, und las eifrig darin, dazwiſchen ſchlug ſie Sprüche auf, um ein Orakel für ihre Zukunft darin zu finden. — Kind, thörichtes Kind, was ſuchſt du in den heiligen Blättern? Suchſt du den Herrn und ſein Licht, oder ſuchſt du dein eigen kindiſch Herz und ſeine Wünſche und Träume? Hüte dich! des Menſchen Herz iſt ein trügeriſch Ding.

Sie legte ſich zur Ruhe, nicht zum Schlaf; wache Träume ſind oft ſo viel lieblicher als die Kinder des Schlummers. Es mußte doch ſchön ſein, ſein Lebenlang zu den Füßen eines ſo hohen und edlen Mannes zu ſitzen, dieſes ernſte, tiefe Auge in Liebe auf ſich geheftet zu ſehen, die Wolken auf dieſer düſtern Stirn zu zerſtreuen, und dieſem ſtrengen Munde ein Lächeln abzugewinnen! Alle dieſe wachen Träume wiegten ſie ein, und der erſte Sonnenſtrahl weckte ſie, und das Leben ſah ſo golden und roſig aus, ſie griff es ſo friſch und freudig an, was hätte ſie nicht heute alles der Mutter zu lieb gethan! O, es war ein Kinderſpiel, gut zu ſein und glücklich!

„Was treibt denn die Lina, daß ſie den ganzen Tag unter der Gartenthür ſitzt?“ fragte der Pfarrer. Ja, Lina macht Zeichenſtudien. Sie hatte auf einmal gefunden, daß

es eine wahre Sünde sei, daß sie das Zeichnen so lange vernachlässigt hatte, während der Provisor doch schon gesagt hatte, sie habe Talent. Mit den langweiligen Vorlagen, die ihr der Pfarrer einmal angeschafft, wollte sie sich nicht mehr placken, mit den Altären und steifen Blumenkörben; nein, die Natur war gewiß die beste Meisterin, und da wollte sie damit anfangen, die Kirche aufzunehmen. Der Pfarrer bemerkte diesen Eifer recht beifällig, Jungfer Christianen aber schien es etwas unnöthig. So leicht fand Lina die Aufnahme nun nicht, wie sie sich's vorgestellt, und unzählige Blättchen wurden zerrissen, bis sie endlich eins ihrem väterlichen Freunde vorlegte, der es sehr gelungen fand. Ein anderes Blättchen vom feinsten Papier, noch viel sorgsamer ausgeführt, bekam niemand zu sehen, das hatte Lina zurückgelegt, — für Arnold? — O behüte, wie konnte ihr so etwas auch nur einfallen, um keinen Preis! Vielleicht daß er es einmal sehen durfte, weil ihn doch die Ansicht so interessirt hatte, aber behalten? Nein, da hätte er erst recht schön darum bitten müssen! Auch ihren Namen wollte sie nicht darunter schreiben, zuletzt kam er aber doch in eine kleine, ganz kleine Ecke unter ein Rosenbüschchen, das sie an der Seite gezeichnet hatte.

Der Pfarrer hatte diesmal einen ganz guten Frühling, sein Gesundheitszustand war besser als je; Lina konnte sich nicht genug freuen und verwundern darüber, sie war noch nie so besorgt um ihn gewesen, hatte noch nie so oft gefragt, ob er sich ganz wohl fühle und ob das Predigen ihn gar nicht anstrenge. „Durchaus nicht, ich bin recht froh, daß ich den Arnold nicht so bald wieder in Anspruch nehmen darf," sagte er vergnügt.

Es kam aber doch wieder ein ganz schlimmer Katarrh,

und Lina ſtimmte der Jungfer Chriſtiane vollkommen bei, daß es gar zu gefährlich wäre, wenn der Bruder gerade bei dem warmen Wetter in der kühlen Kirche predigte. „Aber er wird nicht wollen, daß man den Arnold herbemüht," meinte die Schweſter. — „So ſchreiben Sie ihm," ſagte Lina. — „Weißt was, Kind, ich bin nicht ſehr gelehrt in der Feder, ſetze du's auf, du ſchreibſt ſo ſchön." — Lina ließ ſich willig finden, aber als ſie das Papier bereit gelegt hatte und die Feder eingetaucht, da fand ſie's doch unmöglich, ſie ſtand erröthend auf: „es geht nicht wohl, der Herr Pfarrer könnte böſe werden, wir müſſen ihn fragen." So geſchah's denn, der Pfarrer willigte mit Widerſtreben ein, er ſchrieb ſelbſt und Arnold kam.

Lina war, wie ſonſt auch, im Pfarrhaus, das Herz ſtand ihr ſtill, als er ſie nach der Rückkehr von der Kirche mit ſtummem Neigen begrüßte. Das Blättchen mit der Zeichnung hatte ſie in der Taſche, warum ſollte ſie es ihm nicht gelegentlich zeigen, weil er ja doch von der Anſicht geſprochen? Aber ſie fand keinen rechten Augenblick und keinen Muth dazu; endlich legte ſie es — gewiß zufällig — auf die kleine Kommode, wo Arnolds Agendenbuch lag, — er brachte immer ſein eigenes mit, darin ſelbſtgeſchriebene Gebete waren — ſie hätte es ja in der Taſche ganz zerknittern können!

Er brach heute früher als gewöhnlich auf; er hatte ſie nicht angeredet, aber einmal hatte er ihr auf eine Frage geantwortet, die ſie an den Pfarrer gerichtet hatte. Man kannte die Lina gar nicht mehr, wenn Arnold da war, ſo ſtill, ſo ſchüchtern, als ob ſie nicht fünfe zählen könnte. Als Arnold ſein Buch zur Hand nahm, ſtand ſie an der andern Ecke des Zimmers; man hätte ihr Herz klopfen

hören können, als sie sah, daß er das Blättchen zur Hand nahm, es besah, einen flüchtigen Blick nach der Seite warf, wo sie stand, und es dann langsam zwischen die Blätter seines Buches legte und dies einsteckte. Er gab beim Abschied wie gewöhnlich dem Pfarrer und Christianen die Hand, diesmal bot er sie auch Lina: hatte er gefühlt, wie sie zitterte in der seinen?

Lina ging heim wie eine Träumende; sie las der Mutter, sie wußte nicht was, sie ging in ihr Stübchen, sie stützte ihr glühendes Gesicht in die Hand, sie weinte und sie lächelte. Er hatte ihr die Hand gegeben, er hatte das Blättchen mitgenommen. Aber, — o das Blättchen! mußte er nicht glauben, daß sie es für ihn hingelegt, und war das nicht unzart und unweiblich? Was mußte er von ihr denken? Alle ihre Gedanken gingen unter in diesem Einen, den sie nicht abschütteln konnte. Es war die erste schlaflose Nacht ihres Lebens.

Die Tage kamen und gingen in ihrem gewohnten Gleis; Schulmeisters Luise hatte gar viel zu berichten von dem jungen Unterlehrer, der ein Aug auf sie habe, Lina hatte ihr nichts dagegen zu vertrauen, es wollte nicht über ihre Lippen; sie saß jetzt mehr als sonst bei der Mutter und ließ sich erzählen von ihrer Jugend und von der Tante Pauline, die fast verschollen war; ihre Skrupel wegen des Blättchens hatten sich gelegt, hatte er ihr doch nachher die Hand gegeben. Jeden Morgen erwachte sie mit dem unbestimmten Gefühl, heute müsse sich etwas Besonderes ereignen, jeden Abend schlief sie ein mit dem Gedanken: es kann ja morgen kommen.

Sie kam einmal wieder zur Lektion ins Pfarrhaus. „Weißt du auch," sagte Jungfer Christiane, „daß der Arnold

jetzt einen Dienſt hat? Es war ein trutziger Ding und gab nicht viel gute Worte um einen Kreuzer, aber doch gefällig. Wer weiß, was jetzt für Einer nach Sternfels kommt." — „Wohin kommt er denn?" fragte Lina. — „Nach Winterzell, an der Grenze, eine blutarme, ſchrecklich verwahrloste Gemeinde; ich glaube, er hat ſie ſich mit Fleiß ausgeſucht. Das iſt freilich ſo gut als ob er unter die Heiden ginge." — „Hat er ſelbſt geſchrieben?" — „Ja, er hat ſich ſchriftlich vom Bruder verabſchiedet, weil er ſo bald aufziehen muß, ich glaubte, der Bruder habe dir's geſagt, aber der vergißt alles!" — „Schreibt er vergnügt?" fragte Lina, die doch gern den Brief geſehen hätte. — „Vergnügt? Der und vergnügt!" lachte Jungfer Chriſtiane; „nun wart', der Brief muß irgendwo liegen, ach ja, da iſt ja das Blättchen dabei, wo du einmal die Kirche hingemalt haſt, wie iſt denn das wohl in ſein Buch gekommen? Das ſieht ſeiner Gewiſſenhaftigkeit gleich, daß er den kleinen Wiſch zurückſchickt; heb's nur auf, 's iſt doch nett." — Da lag das Blättchen und der Brief daneben, Lina konnte nur die Nachſchrift leſen: „Beiliegendes Blättchen kam aus Verſehen in mein Buch; ich vermuthe, daß es in Ihr Haus gehört." Sie las noch den Gruß an Jungfer Chriſtiane in dem Brief, — an ſie ſtand keiner dabei. — Auf der Rückſeite des Blättchens fand ſie in kleinen, ganz kleinen Ziffern die Schriftſtelle Matth. 5, 29 bezeichnet, ſie ſuchte ſie auf in dem kleinen Teſtament, das ſtets da lag, — das alſo war ſein letztes Wort!

Die Augen vergingen ihr darauf, mechaniſch ſtrich ſie das Blättchen glatt und ſteckte es ein, mechaniſch räumte ſie die längſt aufgeräumte Commode auf, wo es gelegen, ſie hätte ſo gern vermieden, Chriſtianen ins Geſicht zu ſehen.

Endlich konnte ſie glücklich an ihr vorüber kommen und ein Adieu über die Lippen bringen. Wäre es nicht ſo gar lange her geweſen, daß der treuloſe Stadtſchultheiß davon gezogen, wer weiß, ob Jungfer Chriſtiane nicht aus ihrer tonloſen Stimme ein ſchmerzlicheres Lebewohl herausgehört hätte; ſo aber ſagte ſie nur: „Adieu Kind, kommt auch auf den Abend.“ Es war ſchon herbſtlich und ein bewegtes Leben draußen, die Sonne ſchien wunderbar hell, als Lina über den grünen Kirchhofweg zwiſchen den ſpielenden Kinderſchaaren durch nach der Mutter Häuschen ging, — ſie ſah alles wie durch einen Nebel. Das war nicht die alte Sonne mehr.

Am Abend mußte die Mutter allein in's Pfarrhaus. Lina bat ſie darum, ſie hatte Kopfweh und wollte bald zu Bett, die Mutter traf ſie aber noch auf bei ihrer Rückkehr und ſchalt darüber; zwar hatte ſie nicht geleſen, auch nicht in der Bibel, — die hatte ſie weit weg geſchoben, — ſie blätterte nur in den Liedern ihres Notenbuchs und wandte ſich ab, als die Mutter eintrat, um ihr Nachtlämpchen anzuzünden. „Und du haſt mir ja gar nicht geſagt, daß der Amtsverweſer von Sternfels angeſtellt iſt,“ ſagte die Mutter; „da wird's unſrem Herrn Pfarrer fehlen.“ — „Ich hatte es nur vergeſſen,“ ſagte Lina tonlos, „gute Nacht.“

Sie hatte ſchon ihr Lämpchen gelöſcht, als ein leiſer Schritt durch ihr Stübchen kam, es beugte ſich über ihr Bett und ſie fühlte eine warme Thräne auf ihrem Geſicht. „Gute Nacht, Kind!“ Und Lina richtete ſich auf und umfaßte die Mutter und weinte ſich recht von Herzen aus.

Geſprochen wurde nichts mehr darüber, weder von der Mutter, noch Tochter.

Wenige Wochen nach dem Tage, wo Lina das Bildchen mit der Kirche in ihre Bibel zurückgelegt hatte, war große Bewegung in dem sonst so stillen Wittwenhäuschen, und ein ungewöhnlich rühriger Verkehr mit dem Pfarrhaus. In der kleinen Küche waltete Lina, Jungfer Christiane mit der Schaumgabel und der Schüssel mit Eiweiß hatte sich auf die Hausschwelle geflüchtet, weil innen der Raum so eng war, die Pfarrerin lüftete und putzte und bürstete in der Stube, um ihr altes Ameublement wieder anständig in Stand zu setzen, Schulmeisters Luise rannte zum Bäcker mit Kuchenblechen, Nachbars Hansjakoble wurde sehnsüchtig aus der Stadt zurückerwartet mit Kalbfleisch, — Tante Pauline, die Frau Oberbaurath Holzen wurde heute erwartet.

Bei der Pfarrerin war vor lauter Geschäft und Sorgen noch kein Raum für Gemüthsbewegung über das nahe Wiedersehn ihrer einzigen Schwester. „Welcher Unsinn!“ sagte sie, „ist siebzehn Jahre fortgeblieben und jetzt kommt sie auf einmal wie vom Himmel heruntergeschneit! Hätte sie nicht acht Tage vorher schreiben können?“ — Lina dagegen konnte vor freudiger Bewegung gar nicht zum Sorgen kommen; die unbekannte Tante, ihre Pathin, deren Bild sie nur mit ein paar kostbaren Geschenken verband, welche die Mutter wie Heiligthümer aufbewahrte, — das war doch eine Erscheinung, die die unendliche Leere in ihrem Herzen etwas ausfüllen konnte.

Die Kuchen waren glücklich beim Bäcker, der Braten beim Feuer, die Veredlung der Stube beinahe vollendet: da rannten die Dorfkinder, die man als Wachposten ausgestellt hatte, athemlos herbei: „sie kommen, sie kommen!“ und unmittelbar hinter ihnen, mit einem großen Gefolge von Dorfjungen, rollte ein eleganter Wagen den holprigen Feldweg daher.

Ihr kleines Häuschen hatte die Pfarrerin nie gedrückt, jetzt erst kam es ihr wie eine Nußschale vor, als der Wagen in der nöthigen Entfernung hielt, als eine Dame in glänzend seidenem Kleid abstieg und mit der Lorgnette die Häuser musterte, bis sie der Schwester ansichtig wurde. „Du bist's, Marie! ich hätte dich wahrhaftig nimmer gekannt!“ — Die Pfarrerin hätte ihr das Kompliment zurückgeben können, schöner war Pauline gewiß nicht geworden in den siebzehn Jahren, trotz der prachtvollen Toilette. „Und das ist die Lina?“ sagte sie, als sie auf der Schwelle des Hauses ankam, „nun, die läßt sich sehen! Kopf in die Höh, mein Kind! Na, das ist ja ganz hübsch aufgeblüht! Und hier wohnst du wirklich, Marie?“ — „Du hast ja das Häuschen früher schon gesehen,“ versetzte diese, etwas gekränkt. — „Wohl, aber ich wußte nimmer, daß es so klein ist; thut aber nichts, ich sage dir, ich habe genug durchgemacht mit großen Logis, ich wäre oft lieber eine Schnecke gewesen, die ihr Haus auf dem Rücken trägt. Stoß den Kopf nicht an, Holzen!“ rief sie dem Gemahl zu, der, ängstlich bemüht, der Oeffentlichkeit der Scene ein Ende zu machen, den Damen ins Haus folgte. „Wirklich, ich finde es ganz nett bei dir,“ versicherte Pauline gnädig, „ganz passend für deine Verhältnisse; Linchen, Kind, setz' dich zu uns!“ Es brauchte lange, bis Linchen sich setzen konnte, obgleich Jungfer Christiane sich nicht nehmen ließ, die Direktion der Küche zu besorgen und dort in bescheidenem Dunkel zu verbleiben.

Die zwei Schwestern konnten sich nicht so recht mehr zusammen finden, Pauline war in der langen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, so gar weit herumgekommen; zumeist war der Oberbaurath in der Schweiz festgehalten worden, aber auch eine längere Reise nach England und Frankreich hatten

ſie zuſammen gemacht. „Es war ihm gewaltig ungeſchickt, mich mitzunehmen," ſagte ſie lachend, „er ſtellte mir ganz rührend vor, wie ich nun auch einmal wieder meine Jugendheimath beſuchen, bei meiner Schweſter verweilen könne. Aber, du nimmſt mir's nicht übel, Marie, bei dir wär' ich vor Langerweile vergangen, und ich ſagte: ‚gilt's dir, ſo gilt's auch mir, mußt du die Häuſer ſtudiren und die Kirchen, ſo ſtudir' ich die Moden,' und wohl oder übel, er hat mich haben müſſen."

„Mein Beutel hat's empfunden," bemerkte der Oberbaurath, der nach der Mahlzeit das Stübchen nach der Länge und Breite durchmeſſen, alle Bilder an den Wänden betrachtet, alle Bücher auf der Kommode geöffnet und wieder zugemacht und ſich endlich ans Fenſter geſtellt hatte. „Da ſehn Sie gerade den großen Nußbaum auf dem Steinberg, Herr Schwager," ſagte die Pfarrwittwe, „auf den Sie vor Zeiten geſtiegen ſind, um nach dem Pfarrhaus herüber zu ſehen, wo Pauline vom Taubenſchlag aus mit dem Tüchlein herüberwinkte." — „Na, man thut viel Dummes, wenn man jung iſt," ſprach gähnend der Herr Schwager, „ich hätt's auf ebenem Boden verſehen können, aber zu geſchehenen Dingen —".— „Ja," erwiderte lachend Frau Pauline, „hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte lieber den Taubenſchlag vernageln laſſen, ſtatt meine Kleider darin zu verderben."

Lina hörte dieſen Neckereien, in die im Verlauf der Rede manch bitteres Wörtchen fiel, erſtaunt zu. War das die romantiſche Tante mit der poetiſchen Jugendliebe? dies das Ergebniß einer Liebesheirath? — Die Tante ſchien aber eine große Zuneigung zu ihr zu faſſen, ſie ließ ihre Hand nicht mehr los, fand ihre Antworten allerliebſt, und wunderte ſich fortwährend, wie ſie ſich doch auf dieſer Einöde ſo or-

deutlich gemacht habe. „Abzuſchleifen gibt's freilich noch genug, aber wenn wir ſie ein bischen herbilden, kann ſie's mit jeder aufnehmen."

Der Pfarrer oder vielmehr Jungfer Chriſtiane hatte die Geſellſchaft zum Thee geladen, man ging zuſammen über den graſigen Kirchhofweg, der Baumeiſter lorgnettirte die Kirche ein wenig, Paulinens Blick ſtreifte ſie gleichgültig. „Schade, daß nicht Sonntag iſt," meinte die Pfarrerin, „daß wir hätten zuſammen in die Kirche können, es hätte dir gewiß wohl gethan, Pauline, nach ſo langer Zeit, und der Herr Schwager war ja auch vor Zeiten ein fleißiger Zuhörer des Papa ſelig." — „Ach ja, was thut man nicht, wenn man jung und dumm iſt," ſagte gedankenlos der Baurath. — „Ein großes Kompliment für die Predigten des Papa," lachte Pauline, „ja, ich wäre gern 'mal wieder in das Kirchlein gegangen; ich muß ſagen, ich bin, ſeit ich fort bin, dem lieben Gott nicht viel beſchwerlich gefallen, ich glaube, Pfarrkinder bekommen das Kirchengehn in der Jugend ſatt." — „Ich baue die Kirchen," ſprach der Baurath, „den Beſuch überlaſſe ich Andern." Frau Marie ſeufzte tief, zur Entgegnung fand ſie keine Worte. Auf Lina's junge Seele fielen dieſe frivolen Reden wie erkältender Mehlthau, vor wenig Wochen noch hätte ſie ſich faſt mit Grauen von der Tante abgewandt, damals, als ihr Herz glühte, ſich dem Herrn zu ergeben und — ihr irdiſches Glück zu finden. — Nicht die Vöglein unter dem Himmel hatten die edlen Saatkörner von ihrer Seele weggepickt, Dornen und Diſteln des erſten Herzeleids hatten ſie erſtickt.

Im Pfarrhaus hatte Jungfer Chriſtiane Wunder gethan nach all ihren Leiſtungen im Wittwenhäuschen; der ehrwürdige alte Herr mit ſeinem ſchwarzen Sammtkäppchen empfing die

Gäſte oben an der Treppe, Jungfer Chriſtiane im höchſten Staat erwartete ſie im Zimmer. Der Pfarrer, der ſich ſehr für Kirchenbaukunſt intereſſirte, auch noch einige rare alte Kupferwerke mit Abbildungen alter Kirchen beſaß, war bald im eifrigen Geſpräch mit dem Baurath. Frau Pauline rückte hier mit ihrem Plan heraus, das liebe Kind, die Lina, ſogleich mit ſich zu nehmen und für längere Zeit zu behalten, um ihre Bildung zu vollenden. „Es iſt die höchſte Zeit, daß etwas für das Kind geſchieht," ſagte ſie, „mein Mann hat jetzt die bleibende Anſtellung in der Reſidenz, ich bin gar nicht gewöhnt, lang an einem Orte zu ſein, da iſt mir's wohlthätig, etwas Junges um mich zu haben."

Die Pfarrerin hatte, nach dem Geſpräch auf dem Kirchhof, ihre ernſten Bedenken, ihr Kind, mit dem ſie das Licht ihrer Augen, den Troſt ihrer Tage dahingab, in Paulinens Händen zu laſſen, aber — lernen ſollte Lina freilich noch manches, und gerade jetzt würde dem armen Kinde eine Zerſtreuung gut thun; ſie war ſo gar ſtill geweſen in den letzten Wochen. Jungfer Chriſtiane und der Pfarrer ſahen in ihrer Argloſigkeit nur ein großes Glück für Lina darin, ſo ſchmerzlich ihnen auch die Trennung fiel. Lina ſelbſt hatte in letzter Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens zu drückend gefunden; die freundliche Umgebung ſchien ihr öde, die gewohnten Studien waren ihr entleidet, — wie einen Wink des Himmels ergriff ſie die Ausſicht, die ihr die Tante eröffnete, — ſie hatte keinen Einwand, wenn auch Tante und Onkel lange nicht ihrem Ideal entſprachen. Als aber die Tante gar davon ſprach, ſie noch denſelben Abend mitzunehmen, da erhob ſich von allen Seiten ſtürmiſcher Widerſpruch, es war aber eben das Element der Frau Pauline, durch Wi-

derſpruch ihren Willen durchzuſetzen, ſie widerlegte ſiegreich alle Einwürfe und die Andern wurden überſtimmt.

Der Wagen ſollte am Pfarrhaus vorfahren, die Pfarrerin und Lina gingen nach Hauſe, um wenigſtens das Nöthigſte zu packen, — ſo kam es doch auch für Lina gar zu ſchnell. Mit zitternder Hand legte die Mutter die Sachen zuſammen, die ihr Lina aus den Schränken bot, und ſah dazwiſchen ängſtlich auf, ob das Kind doch noch da ſei, — das Herz war ihr unbeſchreiblich ſchwer, ſie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihr Kind dahingebe für immer.

Der Wagen war vorgefahren, die Effekten der Tante und Lina's ins Pfarrhaus geſchafft. „Gut, daß wir mit dem Hut nicht bei Tag einfahren," meinte die Tante, als Lina ſich zur Reiſe gerüſtet hatte. Lina hatte den Abſchied leicht genommen und mit innerem Vorwurf gefühlt, daß ſie mit trockenen Augen dem naſſen Blick der Mutter begegne; von Schulmeiſters Luiſe war ſie mit ziemlich leichtem Herzen geſchieden und hatte ihr zu ſchreiben verſprochen. Als aber Chriſtiane ihr noch ein Sträußchen ihrer auserleſenſten Blümchen bot und vergeblich verſuchte, ihre guten Abſchiedswünſche auszuſprechen, die in Thränen erſtickten, als der Pfarrer ihr ſeinen Segen zum Scheiden gab und mit bebender Stimme ſagte: „Der Herr geleite dich, mein Kind, er behüte deine Seele und führe uns droben wieder zuſammen!" — als die Mutter ſie in die Arme ſchloß und kein Wort reden konnte vor heißem Weinen, als die alte Suſanne ihr noch ſchluchzend die Hand hinſtreckte, — da fühlte ſie, was Scheiden heißt, und es war ihr, als ziehe man ihr das Herz aus der Bruſt.

Onkel und Tante hatten ſich, um der Abſchiedsſcene zu entgehen, in den Wagen geſetzt und erwarteten Lina mit

einiger Ungeduld. „Komm nur, Kind, sei nicht so trostlos, das gibt sich bald; adieu, Marie, wir lassen ihr nichts geschehen.“

Der Wagen fuhr ab, Lina hob ihre nassen Augen aus dem Tuch, um die Kirche und das Dörfchen noch zu sehen. Da sah sie die Pfarrsusanne dem Wagen nachrennen und mit allerlei telegraphischen Zeichen Stillstand bedeuten; man hielt, und athemlos rannte die gute Person herbei, ein Buch in der Hand haltend. „Was gibt's, Susanne?“ fragte Lina erschreckt. — „Die Frau Mama schickt mich,“ keuchte Susanne, „Sie haben Ihre Bibel vergessen!“ Und sie bot sie in den Wagen. „Welcher Unsinn!“ murmelte der Baurath, „hätte sie sie nicht nachschicken können!“ Es war die Bibel des Vaters, die die Mutter Lina an ihrem Confirmationstage übergeben hatte; Lina nahm sie mit tiefer Rührung in die Hand, da fiel ein Blättchen heraus, — es war ihre Zeichnung; ein tiefes Gefühl der Bitterkeit verdrängte die Wehmuth, sie legte das Blättchen mit der Bibel zur Seite und reichte Susannen die Hand ohne ein Wort.

Der Wagen fuhr weiter, Dorf und Kirche verschwamm im Abenddunkel, die Töne der Betglocke klangen ihnen nach; die Mutter hatte nach der Sitte des Dorfes immer das Betglockengebet laut gesprochen, und Lina, die sich müde von all der Erregung in die Ecke gelehnt hatte, tönten wie im Traum noch dessen Schlußworte durch den Sinn:

In dieser letzten bösen Zeit
Verleih uns, Herr, Beständigkeit.
Laß uns in guter stiller Ruh
Das zeitlich Leben bringen zu.
Und wenn das Leben neiget sich,
Laß uns einschlafen seliglich.

Der Winter war eingebrochen und der Kirchhof verſchneit, Suſanne mußte den Pfad abkehren, damit die Frau Pfarrerin zu den Spinnabenden ins Pfarrhaus kommen konnte. Es war wie in andern Wintern auch, nur ſtiller war alles geworden, viel ſtiller, vor allem der Pfarrherr, deſſen Stimme man oft den ganzen langen Abend nur hörte, wenn er die Freundin grüßte, oder gute Nacht ſagte, oder vor Allem, wenn er fragte: „Nichts Neues von unſerer Kleinen?“ Bei der Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane ging das Geſpräch nicht aus und die Kleine ſelbſt lieferte reichlichen Stoff dazu, aber es fehlte doch überall, und daheim bei der Mutter war es gar zu ſtill; Schulmeiſters Luiſe kam bisweilen herüber, aber ſie war empfindlich über Lina's ſeltenes Schreiben und meinte, die werde eben ſtolz und treulos in der Stadt. Die Bauernweiber beriefen die Frau Pfarrerin oft in der naiven Weiſe des Dorfes: „Ei du lieber Gott, wie werden Sie nicht ſo alt!“ Ihr ſelbſt dünkte es, als ob mit Lina der letzte Funken ihrer Jugend dahin ſei. Chriſtiane vertröſtete ſie aufs Wiederſehn, die Mutter ſchüttelte wehmüthig den Kopf: „wieder ſehen werde ich ſie ſchon, wieder haben nicht mehr.“

Lina's Briefe brachten die einzige farbenhelle Abwechslung in das Stillleben, und zu Zeiten ſchrieb ſie recht liebe herzliche Briefe, wo zum Schluß noch Grüße an die alte Suſanne und Erkundigungen nach der Katze ſtanden; in allen rühmte ſie die Güte der Tante und die vielen Freuden ihres neuen Aufenthalts; anfangs berichtete ſie über ihre Lektionen und rühmte, wie viel ſie ihrem gütigen Lehrer, dem Pfarrer, danke, der ihr ſo gute Grundlagen gegeben. Dieſe Berichte hörten allmählig auf und die Briefe wurden immer flüchtiger, „in Eile“ ſtand faſt unter jedem, und er

hätte auch ohne den ausdrücklichen Beiſatz den Stempel dieſer Eile getragen. Vor dem Neujahr hatte die Mutter ſie freundlich erinnert, wie ſie den erſten Jahrestag immer mit dem heiligen Abendmahl gefeiert, und ſie gebeten, dieſe Sitte nicht zu unterlaſſen, ſie wollten dann im Geiſte zuſammen ſein. Lina ſchrieb: die Tante meine, ſie ſolle das lieber im Frühling verſehen, wenn ſie auf Beſuch zur Mutter komme, es ſei in der Stadt zu unruhig dazu. „Das wird wohl wahr ſein!“ ſagte die Mutter mit einem Seufzer. Die Ausſicht auf das Wiederſehen im Frühling war doch ein lichter Punkt, der ſie viele Sorgen vergeſſen ließ.

Ja, Lina, die hatte freilich nicht viel freie Zeit und noch weniger freie Gedanken zum Briefſchreiben, und es war verwunderlich, daß ſie nur ſo viel geſchrieben. Die Tante war ein ganz raſtlos betriebſamer Geiſt, neben dem nicht viel Raum zur Ruhe blieb, und eine lebendige Puppe, wie Lina, um Verſuche mit ihr zu machen, hatte ſie bisher noch nie gehabt. Es hatte eine Weile gebraucht, um Lina „herzubilden,“ wie ſie's nannte, zunächſt ihre Garderobe. Die Tante bildete ſich viel auf ihre Sparſamkeit ein und fand es ſehr ökonomiſch, Lina's Garderobe aus ihrer eigenen herzuſtellen und ſich dagegen neues anzuſchaffen. „Weißt du, Kind, ſo kann auch mein Mann nichts drein reden, denn das weiß er längſt, daß meine Garderobe meine Sache iſt, wenn er ſie auch bezahlen darf.“ — Lina fühlte ſich verletzt, daß ſie Veranlaſſung zu einer Täuſchung geben ſollte, wie ſie denn überhaupt hier zum erſtenmal die Armuth als einen Druck empfand und den Reichthum als wünſchenswerthes Gut erkannte.

Nun ſie „hergebildet“ war, wurden Beſuche gemacht. „Meine Nichte, Lina Müller, — Fräulein Klotilde Berner,

Fräulein Emma von Sternberg, Fräulein Natalie ſo und ſo," — ging's halbe Vormittage nach einander; Lina hatte zu thun, bis ſie die verſchiedenen Geſichter und Namen nach und nach wieder auseinanderwickelte, und machte manchen Mißgriff. — Lehrer wurden beſtellt, man fand zum Theil Lina viel gebildeter, als man ihr zugetraut; die franzöſiſche Konverſationsmademoiſelle fand, daß ſich ihr altmodiſcher Accent wunderbar bald verbeſſere, nur der Tanzmeiſter meinte, es ſei unmöglich, dieſem Gang, dieſen Bewegungen noch den Schmelz, die Harmonie, die Grazie zu verleihen, die nur durch früheſte Uebung zu erlangen ſei. Lina aber ging gerade zu und lachte den Tanzmeiſter aus. Auch in der Muſik ſchien es unmöglich, daß ſie es je bis zum Brillantſpiel bringen könnte. Die andern Lektionen ließ die Tante baldigſt fallen, ſobald ſie ſah, daß ihre Nichte dennoch präſentabel ſei, auch koſteten ſie Geld, und Geld war bei der Tante Oberbauräthin oft ein gar ſeltener Artikel: Geld war der Dämon ihres Lebens, der allein ihre meiſt heitere Laune trübte und Zwiſt in ihre für gewöhnlich ſo verträgliche Ehe warf, in der ſonſt jedes das Andere unbekümmert ſeiner Wege gehen ließ. Es ſtand ein hübſches Maſerkäſtchen auf einer Kommode des Speiſezimmers, deſſen bloße Berührung die Tante ſorgfältig vermied, in dieß Käſtchen wurden die unbezahlten Rechnungen geworfen, und erſt wenn es zum Ueberlaufen voll war, ſandte man es dem Herrn auf ſein Zimmer, was dann nicht verfehlte, einen häuslichen Sturm hervorzurufen, bei dem ſich Lina wieder mit Schaudern fragte: „und das war eine Liebesheirath?"

Der Sturm ging freilich vorüber und nach dem Schmollen einiger Tage war alles wieder auf dem alten Fuß. „Früher haben wir allemal noch Verſöhnungsſcenen aufgeführt," ſagte

lachend die Tante zu Lina, „jetzt geht's auch ohne das. Was will man machen? Haben muß man ja einander doch! Das verwünſchte Geld! und ich ſpare doch ſo unmenſchlich, trage denſelben Ueberwurf ſchon den zweiten Sommer, nur mit andern Garnituren, und habe die letzte Theeviſite nur mit Eingemachtem und Theekuchen beſtritten! Ja, wer Geld genug hätte!"

„Ja, wer Geld genug hätte!" ſeufzte Lina der Tante nach, ſie, die ſonſt in Jahren kaum daran gedacht hatte, ob ſie arm ſei oder reich, ſo einfach geregelt waren daheim bei der Mutter Einnahmen und Ausgaben. Aber der Sparpfennig, den dieſe ſenden konnte, war ſo gar beſcheiden, und die Abhängigkeit von der Tante neben dem beſtändigen Geldjammer ſo gar drückend. Es gibt wohl kaum ein noch ſo einfaches Weſen, das nicht zwei Seelen hätte, und während Lina's eine Seele ſich noch eine Liebe träumen konnte, wo „ein Herz nur, ach, und eine Hütte!" die ganze Seligkeit ausmachte, ſo erging ſich die andere in Bildern eines angenehmen behaglichen Lebens, wo der Dämon Geld ein allzeit bereiter Diener ſei, der zu jedem Genuß helfen, jede Noth erleichtern könne.

Aber es gab Zeiten, wo Herzensträume und Geldwünſche in den Hintergrund traten vor der heitern Gegenwart, der ſie ſich mit friſcher Jugendluſt hingab. Sie hatte zuerſt für „ein liebes, ſchüchternes, beſcheidenes Kind" gegolten, weil die Tante ſie bei den erſten Beſuchen nicht zu Worte kommen ließ, bald aber errang ſie trotz der ländlichen Erziehung ein gewiſſes Uebergewicht über die jungen Mädchen ihres Alters durch ihren lebhaften und raſchen Verſtand und die Wärme und das Intereſſe, mit dem ſie alles ergriff. Sie wurde bald die Angeberin der Geſellſchaftsſpiele, die Directrice bei

Sprichwörteraufführungen, die Hauptfigur bei lebenden Bildern, wozu ſich auch ihre ſchlanke blühende Geſtalt eignete, ſelbſt ohne den unerſetzbaren Schmelz des Tanzmeiſters. Sie fühlte ſich wunderbar leicht daheim in dem bewegten Treiben, überall voll Luſt und Leben. Daß ihr junges Herz ſchon eine Welt begraben, hätte gewiß Niemand dieſen hellen braunen Augen angeſehen. Sie ſelbſt ſchob jenen verſunkenen Traum in den tiefſten Hintergrund ihrer Seele. So gerne ſonſt Frauen vergangenes Leid hegen und hüten, ein verſchmähtes Herz bleibt ein wunder Fleck, den man nicht gern berührt, es trägt ſich noch leichter, verlaſſen zu ſein, als verſchmäht.

Bälle waren nicht der Glanzpunkt ihres nun ſo bewegten Jugendlebens, ſie fühlte wohl, daß ſie hier nur eine zweite Rolle ſpiele, ſchon weil ihre Toilette es nicht mit der Anderer aufnehmen konnte. Auch bei Muſikabenden war ſie lieber Zuhörerin, aber jeux d'esprit, Sprichwörter, improviſirte Theater, vor allem aber Leſeabende, bei denen man Drama's in Rollen vertheilte, — das war ihr Leben, darin verſenkte ſie ſich mit ganzer Seele, und ſie war wohl nicht ganz von Betrug freizuſprechen, wenn die Rollen zu Zeiten verloost wurden und ſie eine ihrer Lieblingsheldinnen, eine Leonore oder Thekla, nicht gern in fremde Hände laſſen wollte. Die Geſellſchaft verlor nicht dabei, denn war ihr Accent auch noch etwas breit, ſo las doch Keine mit ſo viel Seele und natürlichem Ausdruck, wie ſie.

Mit einem Jüngling mit ſchwarzen Haaren und dunklen Augen traf ſie gegen Ende des Winters in vielen Geſellſchaften zuſammen, und es fand ſich ſeltſam, daß ſie Beide meiſt die Hauptrollen bekamen, und der Jüngling las ſo ausdrucksvoll, ſein Ton wurde ſo innig, ſo durchdringend,

daß Lina nicht mehr wagte, die Augen zu ihm zu erheben. Man machte gerade nicht viel aus ihm, obgleich die jungen Mädchen fanden, daß er „ungeheuer intereſſant" ausſehe. Es war ein junger Literat ohne Namen, der die Erſtlinge ſeiner Muſe einem Buchhändler anzuvertrauen verſuchte, was ihm durch die merkantiliſche Vorſicht dieſer Spediteure im Reiche des Geiſtes bedeutend erſchwert wurde. Seine dunklen Augen mahnten ſie zu Zeiten an die, die ihr einſt ſo wohl und ſo weh gethan, obwohl eine andere, ſo viel andere Gluth in ihnen flammte, und als beim nächſten Leſeabend Frau Doktor Martens, die Beſchützerin aller ſchönen Künſte, verkündete, daß Herr Leon abgereist ſei, da durchzuckte ſie ein Gefühl von Bedauern. Sie las die Elvira in Müllners Schuld nicht mit dem Ausdruck und Feuer, wie früher, und der Hugo, den doch ein Aſſeſſor aufs Schönſte vortrug, kam ihr etwas matt und hölzern vor; — aber es war nicht tief gegangen.

In Eichbronnen wurden feſtliche Anſtalten getroffen für den Empfang des „Kindes," das zu Oſtern kommen ſollte. Die Mutter hatte ihr Stübchen von einem aus der Fremde heimgekehrten Dorfkünſtler malen laſſen, roſenroth mit einer Guirlande von recht handfeſten Maiblumen; es war das erſte gemalte Zimmer im Ort, das Wunder des ganzen Dorfes. Früher hatte Jungfer Chriſtiane wohl ihren Liebling zu Zeiten ein bischen geſcholten, wenn ſie die rarſten Blümchen ihres Gärtchens, mit deſſen Pflege ſich das flüchtige Mädchen ſelbſt nie viel befaſſen mochte, nur ſo geſchwind zum Vergnügen gepflückt hatte und nachher verwelken ließ, — nun aber hegte ſie die ſeltenſten Frühblümchen, die ſchönſten Hyazinthen, um einen recht ſchönen Strauß zu

Lina's Begrüßung binden zu können. Der alte Herr hatte ſich Schillers Werke angeſchafft, um welche ihn Lina früher oft vergeblich gequält hatte, er ſtellte die Bücher mit ihren glänzenden Rücken recht in die Vorderreihe ſeiner Bibliothek und rieb ſich in ſtiller Freude die Hände, wenn er an ihre Ueberraſchung dachte. Ueber die verſchiedenen Leibgerichte, mit denen man das Kind regaliren wollte, wechſelten die Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane zahlreiche Complimente: „Bitte, Jungfer Chriſtiane, Sie werden ſich mit dem Mädchen doch nicht verunköſten?“ — „Bitte, Frau Pfarrerin, das iſt ja nur mein Vergnügen.“ — Zuletzt verſtändigten ſie ſich dahin, daß Jungfer Chriſtiane Aepfelküchlein backen, die Mutter aber die Dampfnudeln übernehmen wollte, von denen Lina zu Anfang geſchrieben, daß ſie bei der Tante gar nicht ſo gut ſeien, wie bei der Mutter daheim. Auch ein Programm für die Vergnügungen der Feſttage wurde gemacht: — ein ſolennes Frühſtück im Pfarrgarten, ein Spaziergang auf Lina's Lieblingsplatz, einen nahegelegenen Hügel mit Wäldchen, wo ein Veſpermahl im Freien genommen werden ſollte, — lauter unerhörte Dinge für die ſtillen, alten Leutchen; aber was thut man nicht einem Kinde zu lieb?

Die Mutter wünſchte ſehr, Lina wieder ganz bei ſich zu behalten, ſie fühlte ſich früh gealtert und meinte nicht lange mehr zu leben, auch war ihr das Stadtleben ganz unheimlich, ſeit ſie die zerrüttete Oekonomie ihrer Schweſter ahnte; ſie hatte auf die wohlverſorgte, gutmüthige Schweſter ſtille Hoffnungen für Lina's ſpätere Verſorgung gebaut, — jetzt laſtete des Kindes Zukunft doch manchmal ſchwer auf ihrer Seele; zunächſt aber fühlte ſie nur die reine Freude, ſie wiederzuſehen.

Wenige Tage vor Oſtern kam ein Brief von der Schweſter, eine unerhörte Sache, ſie hatte ſonſt nie Zeit zu ſchreiben; ein ganz kleiner von Lina war dabei. Paulinens Brief lautete:

„Dießmal iſt's der Mühe werth, liebe Marie, Dir zu ſchreiben, ich komme mit einer Neuigkeit, wie man ſie nicht alle Tage hört. Deine Lina wird zu Dir kommen, wie verabredet, aber — als Braut. Ja, wundere Dich nur, es iſt nichts ſo gewöhnliches, daß ein ſo junges, ein ſo vermögensloſes Mädchen ohne beſondere Schönheit, ohne die feine Bildung, die man heutzutage erwartet, eine Parthie macht, und eine ſolche!! Der Banquier Dörner, einer unſerer angeſehenſten Kaufleute, deſſen Reichthum ſich ſchwer berechnen läßt, ein ganz ſtattlicher Mann, wenn auch nicht mehr in erſter Jugend, ein ſehr rechtſchaffener Mann, der in allgemeiner Achtung ſteht, ein Mann, dem hier keine Thür verſchloſſen geweſen wäre, keine, bis zum höchſten Adel nicht, — der wirbt um deine Lina!! —

„Es iſt wirklich ungeheuer und obgleich ich mir einiges Verdienſt dabei zuſchreiben darf, ſo habe ich doch Mühe, es ſelbſt zu glauben. Es iſt mir in der That eine Verlegenheit, wenn ich an die Verwunderung und den Neid denke, die dieſe Neuigkeit hier hervorrufen wird. — Man wird Wunder meinen, was ich dazu gethan, und ich habe eigentlich kaum an einen ſo vermeſſenen Plan für das Kind gedacht; der Zufall führte ihn bei einem Souper an ihre Seite, und erſt als ich ſah, daß der ſonſt ſtille Mann an dem Geplauder und dem lebhaften Weſen des Mädchens Gefallen fand, trug ich Sorge, daß er ſie öfter ſehen konnte. — Es iſt wirklich reine Glücksſache, oder wenn Du willſt, eine Fügung des Himmels, daß dem Mädchen ein ſolches Loos zufällt. —“

„Du weißt gar nicht, wie gut ſie's bekommt: ein Landhaus, Equipage, hier in der Stadt einen wahren Palaſt, ich kann gar nicht Alles ſo auf einmal ſagen. — Wenn das unſere Mutter ſelig erlebt hätte, die ſolchen Reſpekt hatte vor reichen Leuten! — Ich ſage Dir, wenn man ſich durch die Welt behelfen muß, wie ich, in einer Stellung, die viele Forderungen macht, mit einem Mann, der zwar ein großes Einkommen hat, aber ſonſt nichts, da lernt man den Reichthum ſchätzen. —

„Das einfältige Kind will noch Umſtände machen, ſich nicht als Braut betrachten, ohne Deine Einwilligung, als ob daran ein Zweifel wäre! — Hat auch vielleicht noch romantiſche Ideen im Kopf von Zuſammenklang der Seelen, von dem vielen Theaterleſen her, — was dabei heraus kommt, darüber könnt' ich ſie vollſtändig aufklären, aber ich bin jetzt ſchon ſo zufrieden; — das wird ſich alles bald geben, ſie bekommt's wie eine Fürſtin!

„Ich bitte dich, ſchreib' umgehend, ein ſolcher Mann läßt ſich nicht lang hinhalten. Als Gegenantwort kommt dann das Brautpaar, brauchſt Dich nicht mit Küchenſorgen zu plagen, wir bringen unſer Diner mit. Von Ausſteuer iſt natürlich keine Rede. — Nein, es iſt fabelhaft, dieſes Glück! — Leb wohl und ſchreib' bald."

N. S.

„Dörner iſt auch religiös, was Dir doch auch lieb ſein wird." —

Lina ſchrieb:

„Ach, liebe Mutter, ich weiß noch nicht recht, wo mir der Kopf ſteht, es iſt gar zu raſch gegangen; ich habe nie an eine ſolche Möglichkeit gedacht, und weil es ein älterer Mann iſt, ganz unbefangen mit ihm geſprochen. Er iſt ein

ganz würdiger Mann und wird Dir gewiß gefallen, aber er iſt vierzig und ich achtzehn. Ich habe gar nichts gegen ihn, aber ich kann mich doch noch nicht entſchließen.

„Du weißt, ich habe nie Werth auf den Reichthum gelegt, aber es muß doch ſchön ſein, ohne Sorgen zu leben und ſo viel Gutes thun zu können. Auf ein anderes Glück, — auf eine Seligkeit, die kein Gold aufwiegt, — Mutter, da habe ich längſt verzichtet, es iſt mir lieber, einen ruhigen Bund zu ſchließen, als einen, der Herzensanſprüche an mich machte. Aber ich komme doch nicht zum Entſchluß.

„Frage auch den Herrn Pfarrer und ſchreibt mir Eure Meinung. Wenn ich nicht ja ſagte, ſo könnte ich keine Stunde mehr bei der Tante bleiben, ſie iſt ganz elektriſirt, man meint, ſie ſei die Braut. Ich könnte es kaum über's Herz bringen, ihre Freude zu vernichten.

„Liebe Mutter ſtehe bald mit Deinem Rathe bei

Deinem Kinde."

Die Mutter an Lina.

Liebes Kind!

„Der Herr ſegne Dich und den Mann Deiner Wahl und laſſe euchs wohl gehen auf Erden. Der Reichthum würde mich nicht beſtechen, obſchon er auch ein Segen von oben iſt, aber ich höre überall, daß der Herr Dörner ein ſo rechtſchaffener Mann ſei. Denke, er hat vor Jahren einmal für Pfarrers eine kleine Erbſchaft vom Ausland beſorgt und ſich dabei ſehr redlich und uneigennützig gezeigt. Wie wunderbar, daß die ihn ſchon kennen!

„Du ſchreibſt, daß Du Achtung und Wohlgefallen an ihm findeſt, ich meine, das ſei genug, liebes Kind. Mir iſt's

mit Deinem Vater ſelig auch nicht anders zu Muth geweſen; bei uns ging's nie ſo hitzig zu und wir haben dann ſo vergnügt zuſammen gelebt! Du ſiehſt's ja ſelbſt bei der Tante, was bei der Verliebniß heraus kommt, und da iſt's erſt noch beſſer als an andern Orten. Jungfer Chriſtiane ſagt's auch, wenn ſie nach ihrer Eltern Wunſch dazumal einen Apotheker genommen hätte, ſtatt auf den Stadtſchultheiß zu warten, es wäre beſſer gegangen; wiewohl ſie jetzt auch zufrieden iſt.

„Daß Du Dich nicht ſo geſchwind entſchließen kannſt, iſt ganz natürlich; meine Mutter ſelig ſagte mir oft, zu ihrer Zeit wär's recht manſtändig geweſen, wenn ſich ein Frauenzimmer nicht wenigſtens vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten hätte. Ich habe mich freilich nicht ſo lange beſonnen, aber ich weiß doch auch, daß ich lang vor der Thüre ſtand und mich nicht überwinden konnte hineinzugehn, während mein Liebſter mit dem Papa geſprochen hatte.

„Berathe es mit Gott, liebe Lina, in ihm iſt Weisheit und er wird Dir Freudigkeit ins Herz geben. Ich ſehe dies Glück als eine Fügung von ihm an, und ſo glauben auch Pfarrers. Nochmals, der Herr ſegne Dich, liebes Kind. Das iſt das beſtändige Gebet

Deiner treuen Mutter."

N. S.

„Wenn Ihr kommt, ſo iſt mir's doch faſt eine Verlegenheit mit meiner kleinen Stube, aber der reiche Boas hat wohl auch die niedere Hütte der Naemi nicht verſchmäht.

„Die Tante ſchreibt: Ihr bringt das Eſſen mit, aber eine gute Nudelſuppe will ich doch auf allen Fall richten."

Das Wittwenhaus war mit feſtlichen Guirlanden umhangen, Schulmeiſters Töchter hatten dazu den jungen Wald geplündert und alle Narziſſen und Syringen der Dorfgärten herbeigebracht. Mit klopfendem Herzen ſaß die Matrone am Fenſter in dem ſchwarzſeidenen Kleid und der Spitzenhaube, die ſie ſonſt nur an Abendmahlstagen ſchmückten; heute konnte ſie nicht wie ſonſt geſchäftig herumtrippeln in ihren Vorbereitungen, ſie war zu bewegt dazu; ſie hatte Arndts Paradiesgärtlein vor ſich gelegt, aber ſie konnte auch nicht leſen, ſie konnte nur die Hände falten.

Endlich fuhr der Wagen an, — ein ganz anderer noch als der, in dem einſt Tante Pauline gekommen war. Auf dem Rückſitz ſaß neben dem Oberbaurath ein ſtattlicher Herr von etwas gerundeter Geſtalt, mit verſtändigen gutmüthigen Zügen; neben Tante Pauline ſaß Lina, im glänzenden blauſeidenen Kleide, im weißen Atlashut mit Roſen, geſchmückt mit Ketten und Spangen, — war das die alte Lina noch? Der Bräutigam hob ſie ſorgſam herunter und führte ſie vorſichtig über die Schwelle, über die ſie doch ſo viel tauſendmal gehüpft. Die Mutter konnte nur weinen, aber der Bräutigam hatte mit dem erſten Händedruck ihr ganzes Herz gewonnen.

Tante Pauline rannte wie ein Lauffeuer vom Haus zum Wagen, vom Wagen zum Haus, packte aus und legte aus, Geſchenke für die Mutter, für Pfarrers, Torten, Paſteten, kaltes Geflügel, mit ſo beglückendem und Verwunderung forderndem Geſicht, als ob das alles ihre Spende wäre. Sie arrangirte die Tafel und machte dazwiſchen die Mutter auf Lina's prachtvolle Toilette aufmerkſam. „Und daheim hat ſie noch ein graues Atlaskleid, und *den* Blondenſchleier ſollteſt du ſehen, und *die* Sammtmantille! Nein, er verwöhnt

die Kleine wahrhaftig! Und wenn ihr geſehen hättet, als wir herausfuhren, wie Geheimeraths die Fenſter aufriſſen! ja ich möchte an manchen Thüren horchen können, bis die Neuigkeit überall bekannt iſt!“ — Die Mutter allein empfand peinlich Paulineus Indelikateſſe. Lina war ihres Weſens ſchon gewohnt, ſie ſaß wie im Traum und ließ ihre Hand willenlos dem Bräutigam, der ſie mit ſtrahlendem Vergnügen betrachtete und daneben mit der Mutter ganz gemüthlich plauderte.

Die Mutter war glückſelig; ſo hatte ſie ſich den reichen Herrn Tochtermann nicht gedacht, ſo einfach, ſo gar nicht hochmüthig. Wie er ihr erzählte von ſeinem Vater, der einſt ein armer Kaufmann in einer kleinen Stadt geweſen, von ſeiner eigenen entbehrungsvollen Jugend, bis eine glückliche Spekulation mit ſeinen erſten Erſparniſſen ihm den Weg zum Reichthum geöffnet habe, wie er ſo lang allein geblieben, weil er gar nie Zeit gehabt habe, nur ans Heirathen zu denken, und weil er nie ein Mädchen geſehen, wie er es jetzt in Lina gefunden: einfach erzogen, natürlich und doch gebildet, und wie es ihn nun glücklich machen werde, Lina's Jugend und der Mutter Alter zu verſchönen, — da hörte ſie in ſtummem Glück zu, ſie konnte kaum erwarten, bis ſie Lina auch recht eindringlich ermahnen konnte, ſich dieſes Segens würdig zu machen, und begriff nicht, warum ſie ſo ſtill ſei und ſich all die Herrlichkeit ſo ruhig gefallen ließ, als müſſe das ſo ſein. Aber das Mädchen hatte immer einen hohen Geiſt gehabt.

Im Pfarrhaus wurde das Brautpaar mit Freude und tiefer Rührung aufgenommen. Suſanne konnte ſich nicht halten, ſie ſprang mit lautem Jubel und Verwunderungsrufen im Kreis herum, um ihre ſchöngeſchmückte Jungfer

Lina von allen Seiten zu betrachten, und ließ ſich's nicht nehmen, den Bräutigam „gnädiger Exlenz" zu tituliren. „Wie eine Königin!" rief ſie immer wieder triumphirend, wenn ſie die jugendliche Geſtalt in dem ſchimmernden Gewand gehn ſah.

Den Pfarrer blendete der Schimmer nicht, er legte ſegnend ſeine Hand auf ihre Stirn. „Gott ſegne dich, Kind, und mache dich zum Segen! Vergiß den edelſten Schmuck nicht, den ſanften und ſtillen Geiſt, der köſtlich iſt vor Gott." Jungfer Chriſtiane zerfloß in Thränen, konnte ſich aber dazwiſchen nicht enthalten, der Mutter beifällig zuzunicken im Blick auf die Beiden.

Frau Pauline und der Oberbaurath machten aus lauter Langerweile einen ſentimentalen Spaziergang ins Weidenthälchen, was ihnen ſchon gar lange nicht mehr begegnet war.

Mit den Ueberraſchungen war's nun freilich nichts. Wozu ihr den neuen Schiller zeigen, da bereits, wie ihnen Frau Pauline vertraut, ein höchſt eleganter Bücherſchrank mit allen möglichen Klaſſikern gefüllt für Lina beſtellt war. Was war für ſie jetzt das gemalte Zimmer mit den Maiblumen und gar die Aepfelküchlein der Jungfer Chriſtiane!

Auch im Pfarrhaus gefiel der Bräutigam außerordentlich wohl, und während ſie dort in behaglichem Geſpräch ſaßen, flüſterte ihm Lina ins Ohr, ſie wolle ihre Freundin Luiſe beſuchen, die ſich mit beſcheidenem Stolze bis dahin der glänzenden Jugendgeſpielin fern gehalten hatte. Gern hätte er ſie begleitet, er ließ gar ungern und zögernd ihre Hand aus der ſeinen, aber das unvermeidliche Gefolge der gaffenden Dorfkinder war ihm läſtig, ſo ging ſie allein.

Allein, wieder einmal, ganz allein ging ſie den altbekannten grünen Kirchhofpfad, das ſeidene Gewand umrauſchte

ſie, die Spangen an den Armen blitzten ihr entgegen, wenn ihr Blick ſich ſenkte, — ſie kam ſich wie ausgetauſcht vor. Leiſe, langſam, immer noch wie träumend, ging ſie den Weg, den ſie ſo oft leichten Trittes gehüpft war, und leiſe ſtieg ſie hinunter bis zum Schulhauſe, wo ſie verwunderter Jubelruf empfing.

Sie kam lange nicht mehr zurück. Dörner wurde unruhig und hätte gern nach ihr geſehen, aber der alte Herr hatte ein Geſpräch über England mit ihm angeknüpft, er konnte ſich nicht losreißen. Die Mutter ſtand auf und flüſterte ihm gutmüthig zu: „ich will ſie ſchon bringen.“

Lina war nicht mehr im Schulhaus, aber das Wittwenhäuschen ſtand offen. Das Wohnzimmer war leer, die Mutter ſtieg hinauf in Lina's neugeſchmücktes Gemach, das ſie ihr noch nicht einmal zu zeigen gewagt hatte. Da kniete Lina vor dem Bette und hatte das Geſicht in die Kiſſen gedrückt und ſchluchzte und weinte bitterlich. „Um Gotteswillen, Kind, was iſt's mit dir? Steht es ſo? Ach, Kind, wir haben uns wohl zu leicht von dem äußern Glück blenden laſſen! Es muß ja nicht ſein, du biſt ja noch nicht gebunden.“ Lina richtete ſich auf und trocknete die Augen. „Sei ruhig, Mütterchen,“ ſagte ſie, indem ſie ihr die Hand gab, „es kam mir nur alles ſo plötzlich, ich bin gewiß zufrieden und werde auch glücklich werden.“ — „Kind,“ ſprach die Mutter kopfſchüttelnd, „ſo weint keine glückliche Braut. Komm, Lina,“ fuhr ſie mit tiefem Ernſt fort, „beſinn dich noch, ſo lang es Zeit iſt; es wäre freilich arg, wenn alles wieder nichts würde, aber lang nicht ſo ſchlimm, als wenn du deinem Mann kein treues, liebevolles Herz zubrächteſt. Du wirſt doch nicht,“ ſagte ſie leiſe und zögernd, „das heilige Ja ausſprechen wollen mit einem Andern im Herzen? —

Der Arnold?" — Ein glühendes Roth, mehr des Unwillens, als eines Herzens, das ſich getroffen fühlt, flog über Lina's Züge. „Nein, o nein, Mutter," rief ſie entſchieden aus, „und wenn der käme mit all ſeinem Geiſt und ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Stolz und fiele mir zu Füßen, ich ſtieße ihn weg. So bin ich nicht geſunken, daß ich mein Herz einem nachwürfe, der es in den Staub geſtoßen! Nein, Mutter," fuhr ſie ruhiger fort, „du darfſt keine Sorge haben, aber es kam ſo ſchnell, man ſetzte alles ſo gewiß voraus, ich hatte noch keinen Augenblick der Ruhe; die Thränen haben nur den alten Mädchentagen gegolten, die nun enden ſollen, eh ſie recht angefangen. Sei ruhig, Mütterchen, ich werde gewiß ein glückliches Weib." — „Und ein gutes, Lina, und ein treues, treu mit deinem innerſten Herzen, nicht wahr?" — „Gewiß!" rief Lina wieder heiter und ſchlug ihre Hand in die dargebotene der Mutter, „darauf freue ich mich ja gerade, den guten Dörner ſo recht glücklich zu machen, der mit all ſeinem Geld indeß ein ſo langweiliges Leben geführt."

Drunten wurde es laut. Tante Pauline kam lachend mit dem Bräutigam, um die Verlorene zu ſuchen. Es ſollten noch ernſte Berathungen gepflogen werden wegen der Hochzeit. Ueber die Zeit waren die Anſichten getheilt. Lina meinte in einem Jahr, die Mutter milderte es zu einem halben, Dörner aber wollte höchſtens drei Monate warten, und mit Hülfe der unwiderſtehlichen Tante Pauline ſetzte er ſeinen Antrag durch. „Aber die Ausſteuer!" meinte bedenklich die Mutter; „ich habe zwei Jahre an der meinigen genäht." — „Das iſt meine Sache," ſagte der Bräutigam, „durch die Hand unſrer allmächtigen Tante kommt wohl alles zu Stande." — „Gewiß, verlaßt euch darauf!" rief die

Tante, deren Augen funkelten beim Gedanken, ſolch großen Umtrieb für ihre Raſtloſigkeit zu haben und ſo recht mit vollen Händen in eine Börſe greifen zu dürfen, ohne einen ſcheltenden Gemahl zu fürchten. „Hände gibt's genug; Möbel, Garderobe, Küchengeräthe und Weißzeug, alles ſoll aufs Schönſte bereit ſein, und eine Reiſe macht ihr doch? Der Rhein und die Schweiz ſind nimmer neu, Paris iſt moderner, oder Italien? Bis ihr da zurück ſeid, trefft ihr Alles im beſten Staud, wenn mir der Herr Neveu Carte blanche gibt." — „Gewiß, gewiß!" — „Der Herr Tochtermann ſind allzugütig," ſagte die Wittwe, mehr beſchämt und verwirrt als vergnügt, „aber — die feine Leinwand, das ſchöne Tiſchzeug, das ich mit eigener Hand für meine Lina geſponnen, das iſt nun wohl auch zu gering?" — „Das nehmen wir recht mit Dank an," ſprach der Banquier, „es ſoll unſrem Hauſe Segen bringen und wir wollen es in Ehren halten." Nun war die Mutter wieder heiter.

Lina beſtand darauf, in der Mutter Heimath von ihrem alten Freunde getraut zu werden, für ſo unſinnig es auch die Tante erklärte. Die Mutter freute ſich darüber, nur meinte ſie bedenklich: die vielen Gäſte —. „Was Gäſte!" rief die Tante, „welcher Unſinn! da komme höchſtens ich mit, ſie laſſen ſich in der Stille trauen, trinken eine Taſſe Chokolade und fahren in die weite Welt. Das thäte uns noth, ein ſo ſolennes Hochzeitsfeſt, wie vor Zeiten das meine, wo ſieben Pfarrer der Umgegend Feſtreden hielten und der Schulmeiſter und zwei Proviſoren zuletzt dazu heulten!" — „Aber bis zur Hochzeit laſſen Sie Lina noch hier?" fragte die Mutter. Der gutmüthige Dörner ſagte nicht gern Nein, aber die Tante drang ſiegreich mit ihrer Meinung durch, indem ſie bewies, wie nun Lina Kleider probiren, Hüte be-

ſtellen und Viſiten machen müſſe. — Höchſtens ein paar Tage vor der Hochzeit wurden zugeſtanden. Die Stunde der Trennung ſchlug und ſie fuhren dahin, Lina winkte nicht mehr ſo oft zurück, wie jenes erſtemal, nur Tante Pauline richtete ſich noch einmal auf und blickte triumphirend nach dem kleinen Dörfchen zurück, und fühlte ſich ſtolz und siegesfroh als die Beglückerin der Familie.

Es war der Irrthum eines weltlichen Sinns, der in der Ehe nur eine Verſorgungsanſtalt ſieht, was die Tante ſo ganz unbedingt dies Glück für ihr Pflegekind ergreifen ließ; es war der Irrthum eines einfältigen, weltunerfahrenen Herzens, was die Mutter, trotz eines leiſen innern Bangens, widerſtandlos machte; — es war ein Mißverſtehen der hohen, tiefen Bedeutung der Ehe, war Unkenntniß des eignen Herzens, was Dörner und Lina zuſammenführte; — es iſt allein unbedachte jugendliche Neigung, die gewagte Verbindungen ſchließt, elterliche Vorſicht und kühle Berechnung thut es auch zu Zeiten.

Und doch ſind die Saatkörner zum Glück in die Hände gegeben, die ſich in reinem Sinn und gutem Willen am Altare in einander legen. Die ewige Liebe hat das Glück, auch das Glück der Ehe, nicht nur an eine Bedingung gebunden. Alle gute Gabe kommt von oben herab, auch die rechte Liebe: „der Herr kann auch eine Brautliebe ſchaffen," iſt ein tiefes und wahres Wort einer Frau, und denen, die in rechtem Sinne darum werben, die das Eheglück ſuchen, wie wir das ewige Glück ſuchen müſſen: mit der Treue im Kleinen, denen wird er ſie nicht vorenthalten. Ob Lina dies Werben verſtehen wird? das übermüthige Kind, das zunächſt denkt, ihr freudeſtrahlender Verlobter ſei zunächſt beglückt genug, daß ſie überhaupt die Seine werde? — die Zeit muß es lehren.

Sechs Jahre ſind verfloſſen, ſeit Lina zum erſtenmal als Frau die kleine Dorfkirche verlaſſen, ſeit ſie das ſchimmernde Atlaskleid, den duftigen Schleier und den blühenden Mirthenkranz abgelegt hatte und an der Seite ihres hochentzückten Gatten hinausgefahren war in die weite, neue Welt.

Sie iſt nun lange wieder daheim, daheim auch in ihrer neuen behaglichen Lage, in der Eleganz und dem Reichthum ihrer Umgebungen. Sie hört nicht mehr mit Verwunderung ihre ſeidenen Gewänder rauſchen oder blickt erſtaunt auf ihre funkelnden Armbänder. Sie trägt und gebraucht das alles mit Anſtand und Sicherheit, mit Takt und Geſchmack, als ob ſie es nie anders gewöhnt geweſen wäre. Man fand früher, daß ſie ein hübſches Mädchen ſei, jetzt gilt ſie für eine ſchöne Frau, ihr Salon iſt der geſuchteſte, ſie ſelbſt mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem leichten, raſchen Urtheil die Zierde jeder Geſellſchaft.

Auch der Armen hat ſie nicht vergeſſen in ihrem Glück, ſie ſpendet gerne und mit vollen Händen und iſt die Protektorin zahlloſer wohlthätiger Vereine.

Sie hat drei Kinder, die niedlichſt gekleideten der ganzen Stadt, ſie freut ſich von Herzen ihres Heranwachſens und ihrer kindlichen Lieblichkeit, ſie ſpielt und tändelt gern mit ihnen, zumal im Sommer, wenn ſie zuſammen auf dem Landgut ſind; Winters in der Stadt iſt es zu unruhig, da findet ſie wenig Zeit dazu.

Ihr Mann iſt unverändert geblieben in ſeiner Güte; er freut ſich, wenn die Frucht ſeiner angeſtrengten Arbeit für ſie zu heiterem Genuſſe wird, er freut ſich, ſie ſchön geſchmückt und lebensvoll in Geſellſchaften zu ſehen, er begleitet ſie dahin, ſo oft ſie es wünſcht; geht ſie gerne allein, ſo findet er's auch behaglich, ſeinen Club zu beſuchen. Die

Mutter hält er hoch in Ehren, und da ſie nicht zu bewegen war, ihren Wittwenſitz und ihre alten Freunde zu Eichbronnen zu verlaſſen und ſich in der glänzenden Stadtwohnung auch nicht behaglich fühlt, ſo muß ſie wenigſtens jeden Sommer einige Wochen auf Roſenau, ſo heißt der Landſitz, zubringen.

Es fehlte Lina an nichts, jeden Drang nach geiſtiger Weiterbildung, jede Freude an Kunſtgenuß konnte ſie befriedigen; Bücher und Lehrer, Künſtler und Dichter, Muſik und Bilder ſtanden ihr zu Gebot, und doch fühlte ſie eine Leere im innerſten Grund ihres Weſens, doch ſchien ihr oft, ihr Leben ſei ein Traum und ſie möchte erſt wieder neu beginnen von der Zeit, wo ſie ihre ſtille Jugendheimath verlaſſen hatte; doch war es ihr, als ſei ſie um ein unendliches, unausſprechliches Glück betrogen, und ſie, die heitere Zierde geiſtvoller Cirkel, war daheim oft eine verſtimmte, reizbare Hausfrau. Warum das?

Lina nennt es, aber nur im tiefſten Grund ihrer Seele, ein unausgefülltes Herz, und ſie denkt, es ſei recht viel, daß ſie mit ſo heiterem Muth ein Leben trage, dem eine ſo unendliche Lücke geblieben. Die Mutter, die mit ihren ſtillen Augen, ihrem weltunerfahrenen Sinn nun ſeit Jahren in der Tochter Hausſtand blickt, die denkt: wenn ſie nur ihr Herz in ihre Pflichten legen möchte, ſo wäre die Lücke nicht ſo tief, — aber ſie weiß es nicht recht zu ſagen, ſie wird immer ſtiller, der beredten, glänzenden Tochter gegenüber.

Mutter und Tochter ſitzen auf der Terraſſe zu Roſenau, wo ſich der ſchön angelegte engliſche Garten vor dem Blick ausbreitet, — reizende kleine Gebüſche, weiche, grüne Raſen mit bunten Blumenparthieen dazwiſchen, im Hintergrund maleriſche Baumgruppen; alle Proſa der Pflanzenwelt:

Gemüse und Küchenkräuter, sind verbannt in den Küchengarten hinter dem Hause. Die Rosen auf Rosenau sind verblüht, nur an hohen Noisettebäumen hängen noch die dornlosen Blüthenbüschel, aber das ist nicht die frische naturwüchsige Rose; die vermessene Kunst des Menschen, der den Schöpfer spielt, kann den ursprünglichen Zauber der unmittelbaren Schöpfung nicht wiedergeben. Doch Malven blühen und Dahlien in buntfarbiger Pracht, Reseden haben halbe Beete überwuchert und überduften den leisen Moderhauch, der auch die klarste Herbstluft durchzieht.

„Wie still und behaglich ist's heut, noch gar kein fremder Mensch gekommen," sagte die Mutter. — „Ja, schon seit drei Tagen nicht," versetzte Lina mit unterdrücktem Gähnen, „ich glaube, wir müssen an den Umzug denken." — „Freilich, deinem Mann wird's auch jetzt einsam werden, an den kurzen Tagen kann er Abends nicht so oft mehr herauskommen." — „Nun, es geht ihm nichts ab, ich habe ihm ja dießmal die Köchin drin gelassen und behelfe mich mit den beiden andern Mägden." — „Heute aber kommt er gewiß, es ist ja Samstag; solltest du nicht sein Zimmer ein wenig heizen lassen, Linchen?" — „Weiß nicht; wenn er warm will, wird er's schon sagen, er bringt ja den Friedrich mit," — „und solltest du nicht ein anderes Abendessen bestellen? Du weißt, er klagte das letztemal, daß er auf den Thee schlecht geschlafen, ein gutes Süppchen —?" — „Das kann er ja noch bestellen, wenn er kommt," lachte Lina, „so keck ist er schon, ich für mich bin den Thee gewöhnt." —

„Nun ich dachte nur, ein gemeinsames Abendessen sei ihm behaglicher. Ich weiß ja wohl," fuhr sie etwas schüchtern fort, „daß es bei euch an gar nichts fehlt, was zur

Bequemlichkeit gehört, aber ich meine doch, die Hand der Frau läßt ſich dem Manne mit nichts erſetzen. Darum hat mich eine Königin immer ſo gedauert, weil ſie ihrem Mann ſo wenig zu Liebe thun darf. Dein Vater ſelig hätte gar nicht geglaubt, daß das ein Heimkommen ſei, wenn ich ihm nicht Schlafrock und Pantoffel bereitgeſtellt hätte; ich hatte ja auch eine Magd, aber er konnte eben nicht ſchlafen, wenn ich ſeine Kiſſen nicht geſchüttelt, du lieber Gott! Und wie hätte er Kaffee trinken können, wenn ich ihn nicht eingeſchenkt! Und das war ein Fragen und ein Gucken nach mir, wenn ich nur vor der Thür war! Und in ſeiner letzten Krankheit, wie ihm der Doktor noch ſo geplagt hatte mit Blaſen und Schröpfen, wie ich dann an ſein Bett kam und ihn verband, da hat er meine Hand gefaßt und lächelnd geſagt: ‚da kamen die Engel zu ihm und dienten ihm.‘ Siehſt du, das thut mir doch noch wohl!“ Und ihre naſſen Augen glänzten in der Abendſonne.

Lina war eine Weile ſtill. „Das iſt nun in unſern Verhältniſſen anders, Mutter, und darin beſteht auch die Liebe und Treue nicht; mein Mann hat vorher ſchon lange allein gelebt und ſich ſelbſt helfen lernen. Auch mache ich an ihn gar nicht die Anſprüche, die andere Frauen machen,“ ſagte ſie ſo leichthin; „als jung denkt man ſich einen Mann, der Gedichte an uns macht und uns Abends vorlieſt.“ — „Nun, das iſt freilich nicht jedem gegeben,“ meinte die Mutter, „der Vater ſelig las auch nicht beſonders gern vor, und wollt ich ihm leſen aus ſeinen Büchern, ſo brachte ich die fremden Wörter nicht recht heraus. Aber du kannſt ſo ſchön vorleſen, Lina, lies du deinem Mann vor!“ — „Unſer Geſchmack iſt verſchieden, die Zeitung und der Walter Scott, was meines Mannes Lieblingslektüre iſt, wird mir lang-

weilig, ich glaube, er hat ſich zum Zeitungsvorleſen wenigſtens den Friedrich dreſſirt."

„Wo bleiben denn die kleinen Herzchen?" fragte die Großmutter, die das Geſpräch nicht mehr fortſetzen mochte. „Sie ſind noch fort mit der Franzöſin." — „Meinſt du nicht, es werde zu kühl für ſie?" — „Man muß die Kinder auch abhärten, die Margot kommt ſchon zur Zeit." — Eben kamen die Kleinen den Gang herauf mit Margot, die einen Roman in die Taſche ſchob, der ſchwarzaugige Otto, der kleine Eugen, der noch nicht recht gehen konnte, und Amelie, die zu der Mutter Bedauern mehr ein häßliches, als ein ſchönes Kind war. Der Kleine wurde geherzt, Otto erzählte die Abenteuer des Spaziergangs und Amelie ſchmiegte ſich in der Großmutter Schooß; die Mutter hatte ſie auch lieb, aber ſie wußte nicht viel mit ihr anzufangen, ſie hatte noch nie verſucht, in das ſtille Weſen des Kindes einzugehen.

Da fuhr vorn am Hauſe ein Wagen an, ein im Augenblick unerwartetes Ereigniß, denn der Vater pflegte an ſchönen Abenden zu Fuß zu kommen. Man hörte, noch eh man vor die Hausthüre kam, die laute Stimme der Tante Pauline: „Friedrich, Sie nehmen meine Schachtel; wo iſt Babette? ſie ſoll mir Hut und Schirmchen heraustragen. Du, Junge, da nimm den Joli, das arme Thier. Entſchuldigen Sie, Herr Neven, in der Taſche ſtecken die Törtchen!" — „Das iſt Tante Pauline!" riefen die Kinder, Großtante zu ſagen war ſtreng unterſagt. — „Grüß dich Gott, Lina, grüß Gott, Schweſter!" rief Pauline, indem ſie mit viel Geräuſch und Umſtand endlich den Wagen verließ, „immer glücklich auf eurem Feenſitz? Nun, ich hoffe auch noch auf ein paar Wochen zu kommen, meines Mannes langweiliger Fuß iſt jetzt ſo weit, daß ich nicht immer auf

dem Platze ſein muß, er iſt ohnedieß ſo wunderlich, ſoll's nun auch ohne mich verſuchen."

Dörner begrüßte herzlich ſeine Frau und ſtellte ihr einen Herrn vor, der jetzt erſt aus den Schachteln, Hauben- und Hundekörbchen der Tante ſich herausarbeiten konnte: „Herr Leon —," er wandte ſich um nähere Bezeichnung verlegen zu der Tante. — „Dichter der Frühlingsſtürme, der —," ergänzte dieſe, die auch in den Titeln der neueſten literariſchen Erzeugniſſe nicht ſehr bewandert war, „Lina braucht keine nähere Vorſtellung." — „Gewiß nicht," ſagte dieſe; ſie wußte ſchon, daß der wenig beachtete ſchwarzlockige Jüngling, mit dem ſie früher Dramen vorgeleſen, nun zum gefeierten Dichter geworden war, erfreut und doch mit einem leichten Anflug von Verlegenheit: „Sie haben uns manch ſchöne Stunde gemacht und wir uns mit Vergnügen der Zeit erinnert —" — „Wo ich, ein ſchüchterner Fremdling, in Ihren Kreis eingeführt war," ſprach Leon, der ſich nur dunkel erinnerte, die ſchöne Frau einmal geſehen zu haben. — „Und nun ziehen Sie wie ein Sieger in lauter eroberte Lande ein," bemerkte Lina. Ein ſtolzes Lächeln flog über Leons Geſicht. Das Blatt hatte ſich gewendet, das Glück, das Geiſtesgaben und Erfolg nicht weniger launig vertheilt, als materielle Güter, hatte ihm plötzlich die volle Gunſt des Publikums zugewandt, dem die Kritik nur langſam und zögernd das Recht zugeſtand, ſich für ſeine Werke zu begeiſtern. Der junge Dichter, der mit ſeinen Manuſcripten im Comptoir der Buchhändler geſtanden, die ihn achſelzuckend verſicherten, wie wirklich eben gar kein Boden ſei für epiſche Dichtungen und wie die bedrohlichen Zeiten das kleinſte Unternehmen mißlich machten, war nun der Löwe des Tages geworden; ſeine

Gedankenſpäne wurden mit Gold aufgewogen, und Damen feinſten Tons ſchätzten ſich glücklich, ihn in ihre Salons zu gewinnen.

Tante Pauline, die ein großes Talent hatte, das Neueſte auf jedem Gebiet zu entdecken, hatte Leons Ankunft in der Reſidenz erfahren und Alles daran geſetzt, ihn Geheimeraths abzuſpannen, die bereits eine Fahrt nach der Lindenhöhe mit ihm beabſichtigten. Dörner, dem ſie vorſtellte, wie ſehr es Lina freuen und intereſſiren würde, den Dichter bei ſich zu ſehen, ließ ſich gern bereit finden, ihn einzuladen, ein glücklicher Zufall führte Leon in einer Geldangelegenheit zu dem Banquier, er nahm die Einladung nach Roſenau an, und in hellem Triumph fuhr die Oberbauräthin mit ihrer Beute zum Thor hinaus. „Geheimeraths hatten ſchon den Wagen beſtellt, da haben ſie noch den Dichter Braun eingeladen, deſſen Verſe Niemand lieſt, als er ſelber, und die Seger, die kleine Kindergeſchichten ſchreibt, helf was helfen mag," erzählte ſie, ſtolz auf ihre Eroberung, lachend ihrer Nichte, während Dörner Leon den Garten zeigte; dann rannte ſie wieder zum Wagen und ins Haus, um die kleine Kollation herzudirigiren. Die Pfarrerin war immer halb entſetzt über die Keckheit ihrer Schweſter, ſie ſchaltete nach ſechs Jahren noch nicht ſo ungenirt im Haushalt ihres eigenen Kindes, wie Pauline in den erſten Tagen.

Man mußte ſich bald von der kühlen Terraſſe in den Gartenſaal zurückziehen, Pauline arrangirte einen Punſch, der Dichter wurde ſehr liebenswürdig, man verſtändigte ſich jetzt erſt über die frühere Bekanntſchaft: es war für Lina eine kleine Demüthigung, daß er ſie nicht gleich wieder erkannt. Zuerſt war die Unterhaltung eine allgemeine über große Städte, wo ſich der Dichter zuletzt aufgehalten, mit

denen auch die Andern bekannt waren, allmählig sprach nur noch Lina und der Gast, und mit stillem Vergnügen hörte der Banquier die lebhafte, feurige Beredtsamkeit seiner Frau, wie sie über Dichterwerke und ihren Eindruck, über Kindheitserinnerungen, über den Zauber der Natur und den geheimnißvollen Reiz der einfachsten Erscheinungen sprach. „Kein Mensch merkt's ihr an, daß sie nicht in Salons erzogen ist," flüsterte er der Tante zu, „aber ich habe ihr auch alles leicht gemacht, dem lieben Kind, was sie zu ihrer Bildung bedurfte." — „Sie könnte heut selbst Geschichten schreiben," stimmte diese flüsternd bei, es ist das aber doch nicht besonders nobel; man reißt sich wohl um die Dichter in Gesellschaften, aber im Ganzen gelten sie eben ungefähr eine Klasse höher als Schauspieler ersten Rangs; in England ist das wieder anders."

Aber das bloße Zuhören macht müde. Döruer und die Mutter zogen sich allmählig zurück, nur Tante Pauline hielt als Ehrendame aus bei den Beiden, die so ins Gespräch vertieft waren, daß sie noch kein Ende finden konnten. Sie sprachen über Leons letzte Dichtung. „Der Schluß hat mich überrascht," sagte Lina, „ich hatte mir ihn viel anders gedacht." — „Mein eigener Plan war ein ganz anderer," entgegnete Leon, „aber die innere Entwicklung des Werks zog mich fast wider Willen auf diese Bahn: das ist die eigene, lebendige Seele eines Werkes unserer Hand, unseres Geistes, von der die Morgenländer fabeln, der geheimnißvolle Zauber des Werdens, der uns aus unserer eigenen Schöpfung entgegenweht —." — „Des Herrn Lavoir ist zerbrochen," meldete der eben eintretende Friedrich, „und Madame müssen den Schlüssel zum obern Zimmer verlegt haben, wo das Porzellan steht." — „Es ist morgen noch

Zeit," beſchied ihn unwillig Lina, „Sie haben's gehört." Der Diener entfernte ſich zögernd. Aber der Faden war abgeriſſen, man ſtand auf, und Leon rezitirte halblaut Pfizers Worte:

„O habt ihr es auch ſchon empfunden,
Wie Unmuth faſt die Bruſt zerſprengt,
Wenn in den Kreis geweihter Stunden
Ein ungeweihter Gaſt ſich drängt?"

Ueber dem ungeweihten Gaſt fiel der Tante der mitgebrachte Gaſt ein, und ob die Nichte in ihrem poetiſchen Glück auch Sorge für ihn getragen habe. Das hatte aber ſchon die Mutter gethan.

Angenehm aufgeregt, wie lange nicht mehr, ging Lina auf ihr Zimmer, und der gute Törner ſchüttete am andern Morgen Waſſer aus der Flaſche auf ſein Handtuch, weil er die Frau nicht noch einmal um ſein Lavoir bemühen wollte.

Das Landhaus war geſchloſſen; die Mutter ſpann wieder daheim in der Geſellſchaft der Jungfer Chriſtiane, die dieſen Winter viel Sorge um des Bruders Geſundheit hatte, und Lina hatte ſich in der Stadt eingerichtet. Die geſelligen Kreiſe waren dieſen Winter beſonders belebt durch die intereſſante Perſönlichkeit Leons, und Törners wurden vielfach beneidet, da ſich der Dichter, wie es ſchien, am liebſten in ihrem Hauſe aufhielt. Tanzunterhaltungen und Kartenſpiel wurden weit in den Hintergrund gedrängt durch Vorleſungen, freie Vorträge, Beſprechungen über neue literariſche Erſcheinungen, die ſich unter Leons Leitung zu einem förmlichen Gerichte in der Form der alten cours d'amour bildeten, nur daß die ſchuldig Befundenen meiſt in contumaciam verurtheilt wurden.

Lina lebte und webte in all dieſem, das war eben die Saite ihres Weſens, die bis jetzt nur flüchtig angeklungen hatte. Gerade ihre einfache Erziehung, die doch ihrem Geiſt volle Freiheit gelaſſen hatte, ſich zu entwickeln, gab ihrem Urtheil eine Friſche und Originalität, die, zumal bei einer Dame, leicht den Mangel gründlicher Bildung bedeckt. Ueberall, ohne daß es darauf angelegt war, ſpielten ſie und Leon die Hauptrollen, und nur ihre Unbefangenheit und das ehrende Vertrauen, das ihr ihr Gatte zeigte, und — die allgemeine Leidenſchaft der Damen für den intereſſanten Dichter ließ die lauten und leiſen Bemerkungen darüber nicht zu ſchlimmer Nachrede werden.

Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.

und dieſe Mauer ſchützt nicht nur nach innen, auch nach außen.

Der Gerichtshof war wieder einmal verſammelt, es lag ein neues Werk über weibliche Beſtimmung vor. „Nun, ich muß ſagen, unſere Schriftſteller ſind nicht ſchuldig, wenn unſere Frauen noch nicht wiſſen, wie ſie mit ſich ſelber dran ſind," meinte ein älterer Herr; „von allen Seiten her, Männer und Weiber, Pfarrer und Dichter, alles predigt ſie an über ihren Beruf und ihren Werth und ihren Lebenszweck." — „Und immer praktiſcher werden die Rathſchläge," lachte Lina; „ein Buch über weibliche Beſtimmung muß künftig als Anhang ein Kochbuch haben, nebſt einer Anweiſung zum Beſtreichen der Betten; die Männer müſſen ſich ungeheuer gut ſtehen, wenn einmal das ſo gebildete Geſchlecht heranwächst."

„Mir kommen all dieſe Werke und Anleitungen unendlich unſinnig vor," ſagte Leon. „Während man im Reich

der Natur, in jedem einzelnen Gebiet die unendlichſte Mannigfaltigkeit der Erſcheinung und der Beſtimmung ſieht, während man bei dem Manne die vollſte Entwicklung ſeiner eigenſten Individualität nicht nur geſtattet, ſondern fordert, ſie als Bedingung ſeiner geſunden Exiſtenz anſieht, will man die Frau, dieſes individuellſte Weſen, für das ſchon Göthe auch in Aeußerlichkeiten volle Freiheit zur eigenen thunlichen Entfaltung in Anſpruch nimmt, will man ſie, wie ihr zu ſagen pflegt, über Einen Kamm ſcheeren. Freilich iſt die Frau zur Hausfrau geſchaffen, zur Köchin, zur Nähterin, zur Erzieherin, aber nicht jede Frau. Während die eine unübertrefflich iſt in ihrer Küche, die andere vortrefflich in ihrer Kinderzucht, iſt jenes zarte, liebliche Weſen offenbar nur eine Blume zur Zier des Gartens, und ſie hat ihre Miſſion erfüllt durch die Anmuth ihrer Erſcheinung." — „Aber wenn ſie einen Mann hat und Kinder, und die wollen eſſen?" warf der proſaiſche Herr dazwiſchen.

Ohne dieſen Einwurf zu beachten, fuhr Leon mit Feuer fort: „Selten ſind wohl die Erkorenen im Frauengeſchlecht, denen beſchieden iſt, im Gebiete der Kunſt, der Literatur ſelbſt ſchaffend aufzutreten und eine neue Bahn zu brechen, aber auch die ſind auf dieſem Felde berechtigt, die in weichern Schwingungen als anmuthiger Nachhall die Saiten ausklingen laſſen, die die ſtärkere und rauhere Männerhand angeſchlagen hat. Und wenn die Nachtigall mit ihren ſüßen Tönen eine Welt in eurer Seele weckt, wenn der Nachklang dieſer Töne, die für das Entzücken eines Augenblicks geſchaffen ſcheinen, weit, weit und lange in die Welt des Geiſtes hinauswirkt, wollt ihr dann beklagen, daß ſie kein nützliches Hofhuhn geworden? Die höchſte, die ſchönſte, die naturgemäßeſte Miſſion aber für eine begabte Frau ſcheint mir die,

als Muſe den Geiſtern zur Seite zu ſtehen, die da berufen ſind, ihrem Geſchlecht als Sterne voranzuleuchten, das heilige Feuer des Genius, das in der Seele des Mannes ſchlummert, zu wecken, anzufachen und zu erhalten, ſei es mit ſüßem Geſang, mit dem Zauber der Schönheit, ſei es mit der bloßen Einwirkung ihres weichern, biegſamern, leichter faſſenden Weſens. Warum klagt ihr, daß unſere Zeit arm ſei an großen Erſcheinungen? Seht auf die Dichterheroen unſrer nächſten Vergangenheit, welch mächtigen, belebenden Einfluß haben Frauen auf ihre Entfaltung, auf ihre Schöpfungen gehabt! Ihr wollt das Schönſte, das geſchaffen wurde, die Krone der Schöpfung herabziehen zum bloß Nützlichen, es iſt eure Schuld, wenn euch Beides verloren geht."

„Aber ich muß nochmal ſagen," begann der beharrliche Herr, „nicht alle Männer ſind eben in der Lage, eine Frau als Muſe zu erhalten, da müßte man gleich eine Hausjungfer daneben einthun." — „Nicht alle Männer brauchen eine Muſe," brach Leon los, gereizt durch das Lachen, das den ganzen Eindruck ſeiner Rede zu zerſtören drohte, „ihr Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs oder Huſarenmajors, ſucht ihr euch immerhin Hausfrauen nach Herzensluſt, die Schinken einſalzen und wollene Wämmſer ſtricken, aber daß es auch ſolchen, die den wahren Werth einer ächten Frau verſtehen, die eine edle Blume hegen möchten und pflegen, damit ſie ihr ſüßer Duft erquicke und belebe ein ganzes Leben durch, daß es dieſen ſo ſelten beſchieden iſt, die Seele zu finden, die ſie ergänzt, daß ſie die Blume müſſen welken ſehen im Gemüſegarten —." Seine Bewegung übermannte ihn, er ſchwieg, während einige Damen ſich bedeutſame Blicke zuwarfen. „Na, ich glaub', er ißt doch auch gern

Schinken und lebt überhaupt nicht von der Luft und vom Duft," murmelte der Prosaische.

Frau von Leiningen, eine ältere Dame, kein regelmäßiges Mitglied des Gerichtshofs, die durch die Lebhaftigkeit der Besprechung herbeigezogen worden war, sagte begütigend: „Sie nehmen's zu tragisch, lieber Leon. Wir alle, die wir hier sind, können eben nicht klagen, daß wir für Nützlichkeitszwecke mißbraucht werden, auch unsern jungen Mädchen macht man nicht den Vorwurf übergroßer Brauchbarkeit. Ich denke, das alte Segenswort: ‚Dein Weib wird in deinem Hause sein wie eine Rebe,' scheint mir ein schönes Bild weiblicher Bestimmung. Die Rebe ist eine Zier des Hauses, und während sie tief und fest an ihm wurzelt, umrankt sie es leicht und anmuthig mit frischem Grün und füllt es mit lieblichem Duft zur Zeit der Blüthe. Daß sie im Herbst die köstliche Frucht bringt und für den Winter den edlen Wein, das werden unsere Männer ihr nicht zum Vorwurf machen," schloß sie lächelnd gegen Leon gewendet. — „Gnädige Frau sind ja sehr bibelfest," meinte ein junger Mann etwas spöttisch; auch einige Damen fanden das Citat „ein bischen geschmacklos." Lina hatte wenig davon gehört, ihre Seele lag noch in Leons Worten, sie sah aber nur flüchtig nach ihm hin und ging nach Hause, ohne ihm besonders gute Nacht zu sagen.

Die Bewegung von dem Gespräche des Abends klang in Lina noch am folgenden Morgen nach, als sie, in tiefe Gedanken versunken, auf dem weichen Divan ihres Zimmers lehnte. Leons Worte hatten den Schleier von den stillen Wünschen ihres Herzens weggezogen. Das war ja stets ihr Ideal der Ehe gewesen, ein Ineinanderfließen der Seelen, eine gegenseitige geistige Anregung, ein Verstehen ohne Worte, das die edelsten Blüthen des Geistes weckt. O was

hätte da aus mir werden können! ſagte ihr Seufzer ohne Worte, und was iſt meine Ehe?

Ihr Mann trat ein, den ſie lange auf dem Comptoir geglaubt hatte. Es war dies eine ganz ungewöhnliche Stunde, auch ſchien er ſelbſt etwas verlegen. „Liebes Kind," begann er zögernd, „ich hätte ſchon lang gern mit dir geſprochen, aber wir ſind ſo ſelten allein." — „Was wollteſt du denn?" fragte Lina zweifelnd und befangen. — „Liebes Kind," begann er wieder, ſich ein Herz faſſend, „ich muß mit dir über unſere Verhältniſſe reden. Du weißt, ich habe dir nie etwas erſchwert und es freut mich, wenn du unſer Leben mit den Mitteln, die uns gegeben, ſo freundlich wie möglich geſtalteſt, aber — unſer Verbrauch iſt wirklich ohne alles Verhältniß mit unſerer Stellung, mit unſern Mitteln ſelbſt, wenn ich an die Zukunft unſerer Kinder denke." — „Du darfſt nur gebieten, wo abgebrochen werden ſoll," ſagte Lina im Ton einer gekränkten Unſchuld, „verkaufe Pferde und Wagen, ich bin lange zu Fuß gegangen, ich kann es wieder, verabſchiede von den Dienſtboten, wen du willſt, es ſteht ganz zu dir, ich habe hier nichts zu ſagen." —

„Ich bitte dich, Kind," ſprach er faſt ängſtlich, „nimm es nicht ſo; das alles verträgt ſich ganz wohl mit unſern Mitteln. Nur wenn du hie und da ein Auge haben wollteſt auf das Treiben der Dienſtboten, genaue Rechnung führen, die Noten der Kaufleute durchſehen. Ich glaube, daß du die ganze Garderobe deiner Dienerſchaft mit bezahlen mußt und die häuslichen Vorräthe, ich verſichere dich, es geht ins Unendliche, was die Köchin verrechnet." — „Rechentalent habe ich nie viel gehabt," erwiederte Lina mit einiger Ironie, „ich glaube, wenn du die Küchenrechnung durchſehen wollteſt und der Köchin Zucker und Schmalz nachwiegen, es

käme viel mehr dabei heraus.“ — Gereizt durch ihren Ton, fuhr er etwas entschiedener fort: „und dann wollte ich dich auch bitten, dich mehr der Kinder anzunehmen. Frau Oester, die nahe dem Schloßgarten wohnt, sagte mir, daß sie stundenlang dort ohne Aufsicht sind, da die Französin liest oder mit Freunden promenirt. Und dann,“ fügte er wieder milder bei, „ich will dir den Genuß deiner Abende gewiß nicht verkümmern, — aber wenn du die Kleine wenigstens bei dir haben wolltest bis zur Stunde, wo du ausgehst —.“

„Das fehlte noch,“ rief Lina in heftige Thränen ausbrechend, „daß du mich eine gewissenlose Mutter nennst, und ich habe mir die unendlichste Mühe gegeben, eine taugliche Person zu finden, und ich opfere ihnen jeden freien Augenblick! Daß ich freilich nicht viel freie Augenblicke habe, daran sind die Verhältnisse schuld, in die mich meine Stellung als deine Frau geführt, — aber ich kann abbrechen, ich kann alle die geistigen und die Kunstgenüsse aufgeben, die ich mir zum Theil nur eben um der Kinder willen gestattete, um ihre spätere Entwicklung besser leiten zu können, — du darfst nur befehlen.“ — „Ich will nicht befehlen, das weißt du wohl,“ sagte er nun auch gekränkt, und verlegen, wie er wieder einleiten sollte, „aber wenn du mich absichtlich so mißverstehen willst, so bleibt mir nichts mehr zu sagen.“

Er ging, und neben dem Gefühl der Kränkung, in das sich Lina gewaltsam hinein gesteigert hatte, tauchte eine Regung von Reue in ihr auf, die Stimme des unbestechlichen Richters, die ihr sagte, daß ihr Mann recht gehabt. Aber bei erregbaren, stolzen Naturen braucht es Zeit, bis es still genug geworden, daß diese Stimme sich geltend machen kann; und eh sie diese Stille gefunden, kam ihr Mädchen und brachte ihr ein Büchlein in feinster Enveloppe: einen kleinen

Band in Goldschnitt. Er enthielt Leons neueste Dichtungen, die er fast alle ihr zuvor vorgetragen, ihr Urtheil darüber gehört hatte. Sie blätterte darin, da und dort fand sie ihre eigenen Gedanken wieder, in die edlen schönen Formen seiner Poesie gegossen. Eine Widmung fand sich auf dem ersten Blatt, „der Ungenannten," und es standen Uhlands Worte darunter:

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen,
Wenn Aechtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Sie verstand die Meinung dieser Worte an dieser Stelle und sie durchbebten ihre tiefste Seele. — Hier diese reine stille Huldigung, — dort kalter Tadel, Unzufriedenheit, schulmeisterliche Vorschriften! — „Oh, er hat recht!" seufzte sie, „ich habe meine Bestimmung verfehlt!"

Es war Frühling, das Landhaus war wieder geöffnet, die Kinder tummelten sich glückselig in den Gärten: Crocus, Schneeglöckchen und Leberblümchen belebten die Gartenbeete und ein Theil der Gewächshauspflanzen zierten die Gänge.

Die Mutter war krank und hatte dießmal der Einladung nach Rosenau nicht folgen können, sie hatte dieß selbst an Lina geschrieben und hinzugefügt:

„Die Pauline schreibt mir vielerlei durcheinander von selbigem jungen Menschen, den sie uns dazumal heraus-

brachte, und ich ſollte dich verwarnen wegen der Leute. Liebes Kind! Du kennſt ja die Welt beſſer, als Deine alte Mutter, und weißt, wie nöthig es iſt für eine Frau, auch allen böſen Schein zu meiden. Du biſt die Ehre Deines Mannes und Deines Hauſes; die darfſt Du wohl in Acht nehmen. Es iſt wieder etwas ganz andres, aber ich habe als Braut meinen Liebſten nie vor den Leuten am Arm geführt, geſchweige denn geküßt, weil ich wußte, daß die Bauersleute daran Anſtoß nehmen.

„Das darf ich dich nicht erſt bitten, Dein eigen Herz zu hüten. Ich denke, mit dem heiligen Eid vor dem Altar gibt der liebe Gott uns ſelbſt eine Schutzwache ins Herz, und der heiligt eine vermählte Frau auch vor den Augen der Männer, wenn ſie nicht ganz gottvergeſſen ſind; darum ſorge ich nicht für Dich.

„Aber Du ſchreibſt ſo verdroſſen, liebe Lina, und das dünkt mich nicht recht, da Dich der Herr ſo reich geſegnet. Mich dünkt, nimm's Deiner Mutter nicht übel, Du ſollteſt lernen mehr Freude zu finden an Deiner Pflicht, an dem, was Gott Dir gegeben; ich ſage nicht von zeitlichem Glück und Gut, aber einen ſo braven Mann und ſo liebe Kinder.

„Was Du von Deinem Herzen und Deinen geiſtigen Bedürfniſſen ſchreibſt, verſtehe ich nicht ganz, aber weißt Du, alles kann man nicht nach Wunſch haben. Ich meine, das geiſtvolle Weſen und die Verſe, woran Du jetzt ſo Deine Freude haſt, gehe auch mit der Jugend vorüber, und die Bibel und der Paul Gerhard bleibt zuletzt wieder das Schönſte; das Andere hilft doch nicht zu einer ſanften Todesſtunde.

„Und ſo wird auch eine Zeit kommen, wo Dir's wohler thut, wenn Du ein Segen geweſen biſt für Deinen Mann

und Deine Kinder, als wenn alle Dichter von der Welt Dich geprieſen hätten in den ſchönſten Verſen.

„Nimm mirs nicht übel Kind, ich ſchreibe, wie ich's verſtehe, und der Herr hat mich ebene Wege geführt, wenn auch durch's Dunkel. Da muß ich Dich ſeinem Schutz befehlen, wo ich nicht recht hineinſehe. Aber ich möchte gern einmal ſterben mit dem Troſte, daß Du glücklich biſt und Deines Hauſes Zier und Krone.“

Lina las den Brief der Mutter und ſenkte wehmüthig das Haupt. „Ja wohl iſt ſie ebene Wege geführt worden, die gute Mutter, ſie kann die Stürme nicht verſtehen, die meinen Frieden bedrohen,“ ſeufzte ſie, und faltete den Brief zuſammen. „Kann ich denn beglücken, wo ich ſelbſt nicht glücklich bin?“

Sie fühlte ſich unbeſchreiblich allein, aber ſie blieb es nicht lange. Leon ſprach ein auf Roſenau, bald flüchtig auf einem Spazierritt, bald in Geſellſchaft eines Freundes, bald Sonnabends mit dem Herrn des Hauſes. Allein oder nicht, der Verkehr hier auf dem Lande war freier und ungezwungener, es gab ſtille Morgenſtunden, es gab einſame Spaziergänge, die zufällig zuſammenführten, und die herrliche, weiche, friſche Luft, die goldene Vorahnung des Frühlings lockte auch die Blüthen des Geiſtes reicher, üppiger ins Leben. Die Beiden hatten kein Geheimniß zu beſprechen, man hätte ihre Geſpräche drucken dürfen, es war die Welt der Poeſie und ihre Quelle, das Menſchenherz, ſeine unergründlichen Tiefen und ſeine ſeltſamen Geſchicke, was den Stoff ihrer Geſpräche gab, die Lina in beſtändiger angenehmer Spannung und Aufregung erhielten, ſo daß ſie einſchlief zu bunten, reichen Träumen und erwachte mit unbeſtimmten, angenehmen Erwartungen. Aber es kann dies

Thema gefährlich werden in ſo weicher Frühlingsluft, ſo dunkeln Augen gegenüber, für ein Herz, das nicht gehütet iſt von dem heiligen Engel der Pflichttreue.

Daß in dieſem Frühling weniger Beſuche aus der Stadt nach Roſenau kamen, fand Lina ganz angenehm, ſie vermißte ſie nicht; der Sonnabend brachte meiſt Tante Pauline und ihren Gatten, wohl auch einen kleinen Kreis ihrer erwählten Freunde. Auf der Terraſſe im goldnen Abendlicht las und plauderte ſich's noch viel hübſcher als bei Lampenlicht um den Theetiſch. Dörner war vielfach verſtimmt, er hatte Mißgeſchick und Verluſte im Geſchäftsleben erfahren. Wenn Lina, die in dieſem Frühling meiſt heiter, in gehobener Stimmung war, ihm fröhlich entgegen kam mit dem guten Willen, ihm freundlich zu ſein, den uns manchmal das leiſe Bewußtſein eines geheimen Unrechts den Unſern gegenüber gibt, ſo fühlte ſie ſich durch ſein verſtimmtes Ausſehen, ſeine kurzen, zerſtreuten Antworten bald wieder abgekühlt. Zu Vorſtellungen, wie im vergangenen Winter, war es nicht mehr gekommen, er ſprach ſeine Unzufriedenheit nur manchmal in kurz ausgeſtoßenen Bemerkungen aus, die ſie noch mehr reizten und verletzten als offener Tadel.

Dagegen Leon, — dieſe immer wache Aufmerkſamkeit auf ihre leiſeſten Wünſche, dies Eingehen in jede unausgeſprochene Stimmung, dieſe tiefe Verehrung, die ſich nicht in Worten kund gab, — ſie *wollte* nicht vergleichen, aber ſie *mußte* es unwillkürlich.

Bei der Rückkehr von einem kurzen Beſuche, den ſie bei ihrer noch immer kranken Mutter gemacht hatte, fand ſie einen Brief von Tante Pauline.

„Ich darf nicht länger ſchweigen, liebe Lina, und da ich alle perſönlichen Aufregungen fürchte, ſo ziehe ich vor,

Dir zu ſchreiben, daß es nun höchſte Zeit iſt, Dich entſchieden von Leon zu trennen. Du haſt nicht gemerkt, oder wollteſt nicht merken, daß man ſich allmählig von Dir zurückzieht. Die Geſellſchaft, die ſich jetzt noch bei Dir einfindet, gehört nur zu denen, die man in der Maſſe mit ankommen läßt, weil ſie geſellige Talente haben, die aber als ausſchließlicher Umgang nicht guter Ton ſind. Ich ſagte lange nichts gegen Leons Courmachen, ein Dichter hat ſo ein bischen Narrenfreiheit, und es ſchadet keiner Dame von Ton, wenn poetiſche Huldigungen in ihrem Album ſtehen, die ihr allein gelten. Aber eine Paſſion mit tragiſchem Ausgang, — in Paris gilt das vielleicht noch, bei uns nicht, und für Dich ſteht eine ganze Exiſtenz auf dem Spiel. Gott ſegne das unſchuldige Herz Deines Mannes! Der träumt von nichts, ſteckt auch gegenwärtig ſo tief in Geſchäften; aber trau' nicht: wenn's bei ſo ſtillen Männern losbricht, ſo wird's furchtbar, weil ſie ſich dann ärgern über ihre eigene Dummheit. Mein Mann kam heute furios über Dich aus ſeinem Club, und wenn der einmal was merkt, ſo iſt's hohe Zeit.

„Leon kommt heute noch hinaus, mache alſo, daß er ſo ſchnell wie möglich abreist und nicht ſo bald wieder zurückkommt. Das Uebrige laß mich arrangiren. Zunächſt muß alles geſchehen, um Dein gutes Einvernehmen mit Deinem Mann zu zeigen; ſpäter gibſt Du etwa ein ſplendides Erntefeſt mit ländlichem Ball, wozu man die ganze Elite ladet, — ſie kommen ſchon; und nächſten Winter iſt Gras darüber gewachſen. Folge meinem Rath ungeſäumt.

Deine treue Tante Pauline."

„N. S. Verſteht ſich von ſelbſt, daß Du die ganze Sache in aller Ruhe, ohne Scene, ohne Thränenſtröme und der-

gleichen abmachſt, die Wände haben Ohren bei ſolchen Geſchichten."

Am Abend dieſes Tages kam Leon. Lina ſaß auf der Terraſſe und blieb unbeweglich ſitzen, als das Mädchen ſeine Ankunft meldete; er kam mit raſchen, elaſtiſchen Schritten, ſie blickte auf mit matten Augen, ſie ſah ſeine ſchöne, leichte, ritterliche Geſtalt, ſeine leuchtenden Blicke, den geiſtigen Ausdruck ſeiner Züge, und ſie ſenkte den Blick mit einem nie empfundenen Weh.

„Die Tante hat Ihnen geſchrieben?" fragte er in heftiger Bewegung. — Lina nickte mit dem Kopf, ein glühendes Roth zog über ihr verblaßtes Geſicht: „ich ſoll Sie bitten abzureiſen," ſagte ſie leiſe. — „Ich habe ſie auch geſprochen," ſprach er, mit raſchen Schritten auf und ab gehend, „und ich reiſe nicht ab." — „Haben Sie nicht ſo viele Rückſicht für mich?" fragte Lina mit bebender Stimme: es war ja das erſtemal, daß ein Wort ſolcher Art zwiſchen ihnen gewechſelt wurde. — „Rückſicht auf die Welt und auf die Klatſchmäuler und auf elende, erbärmliche Verhältniſſe, — nein, die habe ich nicht! Ich reiſe nicht ab, aber ich will dich auch nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen in dieſer Weiſe! Ich bin geſonnen, mein heiliges Recht anzuſprechen." — Erſchreckt ſah Lina zu ihm auf, zum erſtenmal war ihr bange vor ihm. „Erſchrick nicht, meine Blume," fuhr er weicher fort, „und zürne nicht, wenn ich ausſpreche, was du als Wahrheit empfinden mußt, auch wenn ich es noch nicht von deinen Lippen gehört. Du gehörſt mir, Lina, mir allein und keinem Andern, und mein mußt du werden!"

„Ich bin das Weib eines Andern," ſagte Lina zitternd, aber beſtimmt. — „Eines Andern!" rief Leon mit zornigem Lachen, „eines Andern, dem man dich hingab als Kind, das

ſein Herz und die Welt nicht kannte, der dich in ſeinem ſchönen Hauſe hielt und kleidete wie ein hübſches Stück Hausgeräth, der deinen wahren Werth nie verſtanden hat, keinen Augenblick, dem eine gute Kindsmagd und Haushälterin reichlich, überreichlich erſetzen kann, was du ihm geweſen? Iſt das nicht wahr?" — Lina konnte dem nicht widerſprechen, ſie ſelbſt hatte es in der letzten Zeit oft gedacht; doch raffte ſie ſich auf. „Ich bin ein Weib, erzogen in Zucht und Sitte; nimmermehr werde ich auch das höchſte Glück mit Schuld und Schmach erkaufen." — „Das ſollſt du auch nicht, meine ſchöne Blume," ſprach Leon, „ich will dich nicht gewaltſam losreißen vom Stamme; ausgraben will ich dich mit all deinen Wurzeln und hegen und pflegen in dem rechten Grunde, wo du erſt all die herrlichen Keime deines innerſten Seins entfalten ſollſt. Wir löſen dieſe Ehe, die ohne Liebe geſchloſſen, zur Sünde wird," fuhr er fort, als ſie ihn immer noch zweifelnd anblickte, „zur Verſündigung an dir ſelbſt und deiner herrlichen Beſtimmung. Du wirſt mein, ganz mein; wenn du ſo willſt, nach allen Geſetzen, die mir auch vor der Welt ein heiliges Recht an dich geben, und dann ſoll ein neues Leben beginnen, ein volles, reiches, ein Leben der Liebe und Treue —." — „Treue?" wiederholte Lina unwillkürlich leiſe. — „Ja, Treue gegen das heilige Ideal deines Herzens, die ächte wahre Treue, die einzig mögliche, weil ſie allein auch Treue gegen dich ſelbſt iſt! — „Und meine Kinder?" — „Sind ſie deine Kinder? Findeſt du dein eigenes Weſen in ihnen, ſo daß nur du im Stande wärſt, ſie zu verſtehen und ihre Entfaltung zu leiten? Sind nicht fremde Elemente in ihnen, die gar nicht zu dir gehören, die einer Entwicklung durch deine Hand gar nicht bedürfen, gar nicht fähig ſind? Was

kannſt du deinen Kindern ſein mit getheiltem Herzen, mit gebrochener Kraft? Was trägt zu ihrer Entfaltung eine Ehe bei, die keine Ehe iſt, keine Verſchmelzung verwandter Geiſter? Sage aufrichtig, Lina, glaubſt du, daß du deinen Kindern unentbehrlich biſt?" Mit leiſem Stich ins Gewiſſen fühlte Lina, daß ſie ihr Möglichſtes gethan habe, ſich ihren Kindern entbehrlich zu machen.

„Und mein Gatte, der Alles für mich gethan, dem ich alles verdanke?" — „Alles?" rief Leon, „ſteht denn dies Alles, das er dir gegeben, im Vergleich zu dem Opfer, das er gefordert, ehe du ſeine Bedeutung erkannt? Biſt du, ich wiederhole es, biſt du die Frau nach ſeinem Herzen, haſt du die Eigenſchaften, die er am höchſten ſchätzt, die ihn, gerade ihn glücklich machen?" — Lina dachte an die Vorſtellungen, die ihr ihr Gatte gemacht, an ſeine Verſtimmung in der letzten Zeit, und ſie wußte nichts zu entgegnen. „Aber meine Mutter?" rief ſie, in Angſt vor ſich ſelbſt und griff nach dem letzten Halm, um ſich vor ihrem eigenen Herzen zu retten, meiner Mutter würde es das Herz brechen."

Dagegen wußte ſelbſt Leon nichts einzureden. „So folge denn deiner Mutter, daß dir's wohl gehe und du gemächlich lebeſt!" rief er mit Bitterkeit; „mich ſtoße hinaus in die Welt, nachdem ich die einzige Seele erkannt, an deren Seite ich den Himmel hienieden gefunden hätte, die einem zerriſſenen, umnachteten Leben der leuchtende Stern, der rettende Engel hätte ſein können. Und wenn du hörſt, daß ich untergegangen bin in Einſamkeit und Verzweiflung, daß die Blüthen abgefallen, die du hätteſt zur Reife bringen können, — dann ſetze dich bequem auf den Sopha zur Frau Mama und zum Herrn Banquier und ſage: es geht doch nichts über eine gute Verſorgung."

„O Leon," ſagte Lina weinend, „Sie thun mir unrecht! Suchen Sie ſich ein junges, friſches Herz, das Sie mehr beglücken kann als ich, — ein Mädchenherz." — „Ein Mädchenherz!" rief er beinahe höhniſch, ach ja, ſo ein Täubchen, das nicht weiß, was es will, und dem die erſte Huldigung gefällt, weil's eben die erſte iſt, das doch einmal gern Frau werden möchte, um eine ungewiſſe Verſorgung beſſer findet als gar keine, und einen Dichter ein bischen intereſſanter als einen Regiſtrator! — Ich habe einſt von einer andern Liebe geträumt," fuhr er weicher fort, „von einer Liebe ohne Preis, die alles um das Eine hingeben könnte, ohne zu fragen: was wird mir dafür? einer Liebe, ſich bewußt und ſtark und doch blind in ſüßer Hingebung — einer Liebe, ach, wie ſie die Erde nicht bietet! — Gute Nacht, Madame Dörner!" Er fuhr mit dieſen Worten haſtig auf und ging auf ſein Zimmer.

Lina ſaß allein auf der Terraſſe, lange, lange, bis in die tiefe Nacht hinein. — Im zauberhaften Mondlicht, wie ein Feengarten lagen die Büſche und Blumen vor ihr, die Saiten klangen in ihr nach, die Leon mit ſo gewaltiger Hand angeſchlagen, und ſie tönten fort ſüß und tief und mächtig, wie die Muſik, die bethörte Menſchenkinder hineinlockt in die Zauber des Venusbergs; ſie weckten wieder alle Träume ihrer jungen Tage, die geheimnißvollen Stimmen längſt vergangener Mondnächte, ſie gaben Sprache den Lauten, die ihre Seele bewegt im lauen Frühlingswehen, im melancholiſchen Rauſchen des Herbſtwinds. — Ihr Herz pochte mit Macht und forderte ſeinen Antheil am Lebensglück, eine unausſprechbare Glückſeligkeit, um die ſie betrogen worden. — Der Mond ging unter, ſie erwachte aus dem goldenen Traum

ing ins Haus, um eine ſchlafloſe Nacht zu verweinen.

Leon kehrte früh am andern Morgen in die Stadt zurück, ohne Lina Lebewohl zu ſagen. Sie war voll Angſt vor einem verzweifelten Schritt von ſeiner Seite und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er im Groll von ihr geſchieden. So ſchrieb ſie ihm ein paar Worte, die ihn beruhigen ſollten und verſöhnen, er ſchrieb eine glühende Erwiderung, und ehe ſie es wußte und wollte, fand ſie ſich in eine geheime Korreſpondenz verwickelt, faſt noch gefährlicher als die mündliche Beſprechung. Ihr letzter ſchwacher Stab war und blieb das Wort: meine Mutter würde es nicht überleben.

Die mächtigſte Stütze, ſtärker und gewaltiger als dieſer Reſt von Kindesliebe oder Kindesfurcht, hatte ſie lange fallen laſſen. Sie war einſt fromm geweſen, wie es junge Herzen ſind, die den Glockenklang aus der Heimath hören und die glauben, der rechte Weg dahin verſtehe ſich von ſelbſt. Das erſte halb träumeriſche Erwachen ihres Mädchenherzens hatte zugleich eine Mahnung an den Ernſt des Lebens und ihrer Beſtimmung in ihr geweckt. Aber indem ſie glaubte Gott zu ſuchen, hatte ſie ihren Herzenstraum geſucht. Getäuſcht, verſchmäht, verworfen, wie ſie ſich glaubte, hatte ſie ſich faſt mit Widerwillen von allem abgewandt, was ſich ihr in Eins mit dieſem Traum verſchmolzen hatte; als Preis für ihr Glück hatte ſie dem Himmel ein frommes Herz bieten wollen, nun er ihr die Gabe entzog, zog ſie auch ihr Opfer zurück. Der Glockenton aus der Heimath war ihr verhallt in einem Leben voll Wechſel und Bewegung. Sie hatte indeß hingelebt, wie andre auch; ſie hatte die Kirchen beſucht, die Taufe ihrer Kinder war wohl auch als Mahnung an ihr Herz getreten, aber ſie hatte ſonſt ſo viel zu thun und zu leſen, und der Kultus des Genius war der einzige, den ihr Herz noch kannte.

Jetzt freilich, in dem peinlichen Kampf ihres Herzens, griff sie wieder einmal nach ihrer Bibel, — aber was sollte sie damit machen? Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, keine Lösung für ihre Kämpfe, und stieß sie auf die Aussprüche des heiligen Buchs über die Ehe, die ihr wie Schwerter in's Herz drangen, nun so dachte sie, das sei doch für andere Zeiten und Verhältnisse geschrieben.

Ihr Mann kam wie gewöhnlich am Sonnabend, arglos, freundlich wie immer, aber daneben zerstreut, verstimmt, von Geschäftssorgen umgetrieben, die sie langweilten, und ihr unendlich kleinlich dünkten, wenn er davon sprach. Er kann mich nicht verstehen, ich kann ihn nicht beglücken, sagte sie sich aufs neue, — aber nicht mehr mit Bedauern. Sie versuchte sich mehr mit ihren Kindern zu beschäftigen, aber — auch das natürlichste, schönste Verhältniß bedarf einer gewissen Herzenspflege, um zum Genuß zu werden; sie hatte nie so mit ihren Kindern fortgelebt, um daheim zu sein in der Welt ihrer kindlichen Anschauungen. Müde von ihren eigenen Gedanken, befangenen Herzens, wie sie jetzt war, verstand sie nicht, Amelie's verschlossenes Wesen zu beleben oder die lebendigen Knaben zu unterhalten, sie wurden ihr lästig und ermüdend, und wenn sie die Kleinen wieder fröhlich von der verstimmten Mama zu den alten Spielsachen und zu der muntern Französin hüpfen sah, dachte sie mit bitterem Gefühl: auch meinen Kindern bin ich entbehrlich.

Eine Botschaft rief sie zu der Mutter, deren Krankheit sich schnell verschlimmert hatte. Sie traf sie nicht mehr lebend; die gute Christiane hatte sie gepflegt und den letzten Segensgruß an ihr Kind von ihren Lippen genommen. Der tiefe Frieden dieses Todtenbettes wiegte zum erstenmal

die Kämpfe ihres Herzens auf eine Weile zur Ruhe, und wenn sie diesen stillen, einfachen Lebensgang überblickte, so ergriff sie eine schmerzliche Sehnsucht, zurückkehren zu können in den stillen Kreis, in dem ihre Jugend so friedevoll verflossen, der lange, lange versunkene Traum aus jener Zeit tauchte wieder auf, und fast mit Bitterkeit gegen die Vorsehung dachte sie: es hat ja nicht sein sollen. —

Dörner riß sich trotz einer kritischen Geschäftskrisis los, um seiner hochverehrten Schwiegermutter das letzte Geleite zu geben. Lina hielt sich wieder fest an ihn, sie wünschte in diesem Augenblick, es möchte alles ein Traum gewesen sein, was sie in der letzten Zeit so heftig bewegt, — aber sie mußte doch wieder zurück. Im Pfarrhaus hatte sie nicht mehr so recht anwachsen können. Der alte Herr war schwerhörig und dadurch noch stiller als zuvor, er hatte seine alte Lina nie ganz wiedergefunden in der stattlichen, eleganten Dame; Jungfer Christiane war freilich die Alte geblieben, aber Lina selbst war so anders geworden.

Und doch riß sie sich schwer und langsam los von der Mutter stillem Grab, das an des Vaters Seite neben den Gräbern der Großeltern bereitet war, sie fühlte wohl, daß diese tiefernste Pause in ihrem Leben die aufgeregte Leidenschaft nur in kurzen Schlummer gewiegt, nicht gestillt hatte. Leon war abgereist, aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr schrieb er und forderte ihre Einwilligung als ein Recht, da nun der einzige Grund, der ihre Verbindung gehindert, weggefallen sei. Er sah sie schon als sein eigen an und legte seine ganze wilde Seele, seine Zukunft, seinen Dichterruhm in ihre Hand, er wollte sehen, ob Eine treue Frau auf Erden sei, Eine, die da fähig sei, alles um Liebe zu geben. — Lina schwindelte, sie wußte selbst nicht mehr, auf welcher Seite

das Recht ſei. Die Bücher, die ſie las, um ſich zu zerſtreuen, die predigten das neue Evangelium ihrer Zeit, die glühenden Bilder von einer Liebe, reiner und heiliger als die der Ehe, von einer Ehe, der allein wahren und ächten, auf glühende Herzenswahl gegründeten, — und ſie verwirrten noch mehr ihre Begriffe von Recht und Unrecht, ſie alle machten ihr ein Leben der Pflicht ſchal und grau, — und lockender und lockender klangen die Töne aus dem Venusberge, die ein Echo finden in jedem Menſchenherzen, und immer weniger hörte ſie auf die Warnungsſtimme des treuen Ekhard, die jeder Bruſt beigegeben iſt.

Vielleicht hätte ſie länger widerſtanden, wenn ſie ſchwere Noth oder Krankheit mit dem Gatten zu theilen gehabt hätte. Aber ein Leben des Reichthums und des Behagens hinzugeben, freiwillig wegzuwerfen für ein Leben der Beſchränkung, der Entbehrung, und nichts dafür begehren als Liebe um Liebe, — das hatte einen wunderbaren Reiz für ihr Gemüth, — und ſie hatte Ja geſagt, eh der Kampf in ihrem Innern ganz entſchieden war.

Sie erhielt nur wenige, jubelathmende Zeilen von Leon. Was nun geſchehen ſollte, wußte ſie nicht, ihr war bange davor. Indeß hielt ſie ſich ruhig auf dem Landgut, froh, daß ihr die Trauer Verwand gab, alle Beſuche abzuweiſen. Dörner kam heraus; gegen ſeine Gewohnheit ging er auf ſein Zimmer, ohne wie ſonſt ſie im Gartenſaal oder auf der Terraſſe aufzuſuchen, und ließ ſie bitten, zu ihm zu kommen. Sie ſtieg hinauf mit bebendem Schritt, ſie wußte nicht, wie ſie die nächſte Stunde überleben ſollte. Sie erſchrak vor dem Ausſehen ihres Gatten, er ſaß da und ſchien unfähig, ihr

entgegen zu gehen, er winkte ihr zu ſitzen und reichte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Den Brief erhielt ich dieſen Morgen von Leon, ſag' mir, ob er wahnſinnig iſt, oder was er will?“ Lina las, obwohl ihr die Augen vergingen auf dem Papier, das in ihrer Hand zitterte. Leon legte ihrem Gatten darin mit feurigen und beredten Worten dar, wie ihre Ehe ein Irrthum ſei, wie er und nur er ein heiliges Recht auf Lina's Beſitz habe, wie ihre Herzen darüber einverſtanden ſeien, und bat ihn, auf die möglichſt ſchonende Weiſe das Band zu löſen, das für Alle nur eine Feſſel ſein könne. Lina ſchwieg und ließ den Brief auf ihren Schooß ſinken.

„Wußteſt du darum?“ fragte Dörner mit durch unterdrückte Bewegung gedämpfter Stimme. — Lina nickte bejahend, ihn anzuſehen wagte ſie nicht. — „Und du biſt einverſtanden?“ — „Ja,“ ſagte ſie leiſe, „ich glaube, es iſt beſſer für uns alle.“ — „Und das iſt wahr, und das iſt auch nur möglich?“ rief der ſonſt ſo ruhige Mann heftig aus, indem er raſch im Zimmer auf und ab ſchritt, „du, mein angetrautes Weib, die mit dem Segen der Kirche und deiner Mutter mein biſt, du, die Mutter meiner drei Kinder, die du in ſieben Jahren nicht Ein hartes Wort von mir gehört haſt, du willſt mit Einem Riß ein ſo heiliges Band trennen, um dich einem Fremden, einem hergelaufenen Dichter an den Hals zu werfen, der —.“ — Der Zorn gab Lina wieder Sprache. „Ich werfe mich niemand an den Hals,“ ſagte ſie hoch aufgerichtet, „ich will ein Band trennen, das keines von uns beglückt hat, und ich will mich einem Manne zu eigen geben, dem ich nöthig bin zu ſeinem innerſten Sein, wie Licht und Himmelsluft, der meine tiefſte Seele verſteht, während ich dir nicht einmal nöthig bin.“

„Alſo das iſt's!“ ſprach Dörner ruhiger, mit tiefem, bitterem Weh, „ich genüge dir nicht. Es hat mir wohl oft leid gethan, als ich ſah, woran dein junges Herz ſich erfreute, daß ich in einem Leben voll harter Arbeit und Mühe nicht die Bildung mir hatte erwerben können, wie ſie dich angeſprochen hätte. Aber ich hoffte, durch dich ſollte mein trockenes Daſein ſich beleben, in dir ſollte mir zu eigen werden, was ich in meiner freudloſen Jugend hatte entbehren müſſen; ich ſuchte dir all die Freuden und Genüſſe zu gewähren, für die ich ſelbſt den Sinn nicht hatte nähren können.“ — „Ja, du gingſt deinen Weg und ließeſt mich den meinen gehen,“ ſagte Lina, froh an einem Grund, die Laſt von ihrem Gewiſſen zu wälzen. — „Gott ſoll richten,“ ſagte er, „ob ich dieſen Vorwurf verdiene. Ich ſuchte bei dir, und bei dir allein, Erheiterung, Leben und Friſche, bei dir wollt ich mich von des Tages Arbeit erholen. Liebes Kind,“ fuhr er immer milder fort, „ich mußte bald fühlen, daß meine Geſellſchaft dir langweilig ſei; der geſellige Kreis, in dem ich mich zumeiſt bewegt hatte, meine Freunde, waren dir's noch mehr, und in der Geſellſchaft, die du vorzogſt, war ich über die Achſel angeſehen, galt ich für den guten Papa, der das Geld verdienen darf. Das fühlte ich, obgleich mir's heute erſt klar wird. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiter und glücklich ſehn, mir ſelbſt war Erholung Bedürfniß, und ſo ließ ich dich freilich in deinem Element. Es hätte nicht ſo ſein ſollen,“ ſetzte er mit traurigem Ton hinzu und ließ den Kopf auf die Hand ſinken. Auch Lina ſchwieg und ſuchte die Stimme ihres innern Richters niederzukämpfen mit all den ſchönen Worten und Gedanken von dem Ideal des Herzens.

„Lina,“ unterbrach Dörner das lange, trübe Schweigen,

„ich bin nicht beredt genug, um dir alles vorstellen zu können, wie ich wollte. Ich habe am Altar versprochen, dich zu schützen und zu tragen, ich darf dich nicht so leichtsinnig aufgeben, wenn ich auch wollte und könnte. Berathe dich mit deinem Herzen, mit redlichen Freunden. Willst du in Liebe und Treue mein Weib bleiben und die gute Mutter meiner Kinder, so will ich dir vertrauen und alles soll vergeben und vergessen sein; wir Beide wollen einander treulich helfen gut zu machen, was wir Beide verfehlt. Kannst und willst du das nicht, kannst du kein Herz mehr für mich finden, so will ich dich nicht zwingen, mein Weib zu sein, aber der Schutz meines Namens und meines Daches, das volle Mutterrecht an deine Kinder soll dir bleiben, ich will dich schützen als dein treuester Freund, aber brechen mußt du ganz und für immer mit diesem Menschen, jetzt von dieser Stunde an. Willst und kannst du das alles nicht, bleibst du bei deinem Willen —“ und er stand wieder auf in heftiger Bewegung, „so vergebe dir Gott; ich will dir keinen Fluch mitgeben auf deinen selbstgewählten Pfad.“

Er verließ rasch das Zimmer, und Lina hörte, wie er noch in der Nacht abfuhr. Sie blieb zurück in schmerzlichen Kämpfen, rathlos hin und her gezogen von der Stimme der Pflicht und des eigenen Willens. So tief aber hatte sie sich von frühe auf in die Welt ihrer Romane eingelebt, daß sie inmitten der Qualen dieses Zwiespalts geheimen Genuß empfand im Gefühl, daß sie selbst nun eingetreten sei in diese Welt wunderbarer Erlebnisse und gewaltiger Herzenskämpfe.

Nicht leichten Kaufs gab Dörner sein Anrecht und seine Pflicht für seine Gattin auf. Er sandte ihr Tante Pauline zu, die ihr mit stürmischer Beredtsamkeit die äußern

Folgen des unſinnigen Schrittes darſtellte und eben darum der ſchlechteſte Advokat war, weil Lina darin die Größe ihres Schrittes ſuchte, daß ſie dieſen trotzte. Er ſandte ihr den erſten Geiſtlichen der Stadt, der den Namen ihres Beichtvaters trug, weil ſie zu ihm alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal eine Magd ſandte mit der Anmeldung zum Abendmahl. Dieſer hatte ſich mit Lina, als Dame des Hauſes bei förmlichen Einladungen recht gut unterhalten, nun fand er es nicht leicht, kraft ſeines Amtes im Ernſt und Weihe zu der Dame zu reden, die ihn, etwas frappirt über ſeinen Beſuch, im eleganten Boudoir empfing und mit Erfriſchungen bedienen ließ und die ihm mit vieler Sicherheit die Unvereinbarkeit der Charaktere in ihrer Ehe bewies. Seine Vorſtellungen prallten machtlos ab. Dörner rief ihren väterlichen Freund, den Pfarrer von Eichbronnen, auf, ſie an das heilige Gelübde zu mahnen, das ſie vor ihm abgelegt, aber Jungfer Chriſtiane ſchrieb tief betrübt, daß in Folge eines Schlaganfalls der liebe Bruder in einen träumeriſch brütenden Zuſtand verſunken ſei, in dem er für die Außenwelt ganz verſchloſſen bleibe; ihre eigenen rührenden Bitten an ihr liebes Kind machten nur vorübergehenden Eindruck, ſie konnten ſich nicht verſtehen.

Dörner willigte endlich in die Scheidung. Das reiche Jahrgeld, das er Lina ausſetzte, wies ſie nach Leons Willen entſchieden ab, ebenſo das Landgut, das er ihr zum Eigenthum gegeben hatte. Auf einem aber beſtand der ſonſt ſo weiche, nachgiebige Mann feſt: für ihre Kinder müſſe ſie todt ſein. Nicht eine Ahnung, daß ihre Mutter als das Weib eines Andern lebe, durfte in ihre Seele kommen. Wenn nach Jahren ihr Bild ſich bei ihnen verwiſcht habe, wollte er ihr ein Wiederſehen möglich machen, aber nie als

ihre Mutter, nur indem ſie ihrer als einer Todten gedächten, könne ihnen ihr Gedächtniß fleckenlos erhalten werden.

Es war eine ſchwere, lange, trübe Nacht, als Lina noch einmal mit dem Licht an die Betten ihrer Kinder trat, von denen ſie nicht Abſchied nehmen ſollte. Sie lagen in tiefem Schlaf, — Otto, ein ſchöner trotziger Junge, den kleinen Krauskopf zurückgeworfen, ſein kleines Schwert neben ſich; der kleine Eugen hatte die Decke über ſein Köpfchen gezogen, in ſich zuſammengeſchmiegt, wie ein Täubchen mit dem Kopf unter den Flügeln; Amelie ſah auch im Schlaf nicht blühend und freundlich aus. Sie war nie der Mutter Liebling geweſen; in dieſem Augenblick aber kam Lina ein tiefes Erbarmen an, gerade mit dieſem Kind, das ſo wenig Herzgewinnendes hatte. Ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen; jetzt erſt fühlte ſie, was es iſt, von Kindern ſcheiden. Für immer! klang es ihr, wie ein Verdammungsurtheil, ſie brach in heiße Thränen aus und konnte ſich nicht losreißen. Amelie huſtete, ſie klagte über Durſt, die Bonne ſchlief, Lina brachte ihr Waſſer, halb im Schlaf ſah ſie das Kind verwundert an und ließ dann das Köpfchen wieder aufs Kiſſen ſinken. Lina ſetzte ſich ans Bettchen, ſie hielt die heiße, dünne Hand des Kindes in der ihren und blieb ſo ſitzen, lange, lange. Müde von Gedanken legte ſie den Kopf auf die Arme auf der Ecke des Bettchens und ſchlummerte ſo ein wenig, ihr war, als möchte ſie nie wieder erwachen.

Der grauende Tag weckte ſie, früh am Morgen wollte ſie mit dem Eilwagen abreiſen nach einer Stadt im nahen Ausland, wo ſie bei einer Freundin Leons, einer ältern Dame, ihren Aufenthalt nehmen ſollte, bis der Scheidungs-

proceß vorüber und die Wege zur Verbindung geebnet wären. Dörner hatte eine kleine Reiſe gemacht, ſie wollten ſich nicht mehr ſehen. Mit mattem Tritt, als ginge es in ihr Grab, ſtieg ſie die Treppe hinab; ein Frühſtück ſtand in ihrem Zimmer bereit, die Dienſtboten, halb ahnend, was dieſe Reiſe zu bedeuten habe, ohne die Sache zu begreifen, hielten ſich in ſcheuer Ferne. „Darf ich Sie begleiten, Madame?“ fragte ihr Mädchen; Lina ſchüttelte den Kopf, hüllte ſich in ihre Tücher und Mäntel und ging, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Unten blieb ſie noch einen Augenblick ſtehen und ſah noch einmal auf das hohe ſtattliche Haus, in das ſie vor ſieben Jahren eingezogen, und das ihr ſeither zwar nicht ein Himmel des Glücks geweſen war, wohl aber eine ſichere, ſchirmende Heimath. Welcher Zukunft ging ſie nun entgegen? Sie fand ja nun alles, was ſie je geträumt, eine wilde, heiße Liebe, die ihr alles ſein, alles erſetzen wollte — und doch zog eine bange Ahnung durch ihr Herz, und ihr war einen Augenblick, als zöge ſie in eine Wüſte hinaus.

Allein, ganz allein ging ſie durch die ſtillen Straßen, in denen ſich kaum da und dort ein Zeichen von Leben regte. Sie war ſo reich an Freunden geweſen. Aber nicht Einen, nicht Eine hätte ſie bitten mögen, ſie zu begleiten. Tante Pauline hatte ſich erbittert von ihr losgeſagt; andere Bekannte, die ſich zum Theil ſchon früher zurückgezogen hatten, wurden vollends ſcheu, als das Gerücht von einer baldigen Scheidung umging. Obwohl Dörner mit äußerſter Rückſicht für ſeine Frau zu Werke gehen wollte, mußte man doch den Ausgang der Sache abwarten, bevor man ſich auf irgend einen Fuß mit ihr ſetzte.

Sie ſtieg in den Wagen und grub ſich tief in die Ecke;

ach, die Geſtalten konnte ſie nicht verhüllen, die vor ihrem innern Auge aufſtiegen: ihre Kinder daheim, die beim Erwachen keine Mutter mehr fanden, — das Grab ihrer Mutter, — das Bild ihres Gatten, wie er ſie zum letztenmal ſo herzlich, ſo kummervoll angeſehen; — o fort, fort! Sie wünſchte dem Wagen Flügel, daß er ſie ihren ſchweren Gedanken entführe.

Nach einem langen Tag und einer endloſen Nacht war ſie am Ziele; am Wagen ſtand Leon, hob ſie heraus und ſchlang den Arm um ihre bebende Geſtalt und führte ſie nach der freundlichen Wohnung, die zunächſt ihre Zuflucht war. Da entledigte er ſie der läſtigen Hüllen; er bedeckte ihre Hand mit Küſſen und trocknete die Thränen von ihren Augen; er ergoß ſich in glühenden Worten des Dankes für ihre Opfer und pries ſie als eine Perle ihres Geſchlechts, die da vermöge, alles zu geben um Liebe.

Und die mahnenden Stimmen ſchwiegen; zum erſtenmal vermochte Lina ſich ganz und voll der Zukunft in die Arme zu werfen und ihr Auge zu ſchließen vor der Vergangenheit, zum erſtenmal wagte ſie an das Glück ihrer Zukunft zu glauben.

Frau von Nolten, ihre neue Beſchützerin, war einſt, obwohl mehrere Jahre älter als Leon, der Gegenſtand ſeiner leidenſchaftlichen Knabenliebe geweſen und ſeine treue Freundin geblieben. Sie war eine Art von Tante Pauline, nur um eine Oktave höher, in einer etwas andern Tonart, wie dieſe, immer unbeſchäftigt und immer geſchäftig. Wo aber Tante Pauline Geſchäfte machte im Arrangiren von Landpartieen und Soirees und Salons, oder wenn's gut ging und hoch kam, in Heirath ſtiften ohne Rückſicht auf Herzensmotive, die ſie nicht hoch anſchlug, da intereſſirte ſich Laura von Nolten, nur für tragiſche Liebesgeſchichten, gebrochene Herzen,

Mißverständniſſe zwiſchen Liebenden und unlösbare Konflikte. Ihr eigenes Leben war äußerlich zu ihrem Leidweſen in ſehr geregeltem Gang verlaufen; es war ihr nichts geblieben, als auf eigene Hand unglücklich zu lieben und ſich mühſam ſchmerzliche Kämpfe zu bereiten, aus denen aber ihr äußerer Menſch ganz wohl konſervirt hervorgegangen war, auch zu ihrem Leidweſen. Ihr Name, Dank ihrem weiblichen Gefühl und ihrem ebenen Schickſalsweg, war durchaus fleckenlos geblieben, und die Mehrzahl ihrer Bekannten beehrten ſie nur mit dem Namen einer Phantaſtin.

Sie redete viel von ihrem unendlich tragiſchen Geſchick, während Niemand recht begriff, wo die tragiſche Pointe eigentlich liege. Seit ſie älter geworden, liebte ſie mehr in Andern die Kämpfe und Leiden ihrer Jugend wieder durchzuleben, als der Lampe ihrer eigenen Schmerzen neues Oel zuzugießen. Ihr Freund Leon mit ſeiner wilden Natur, mit dem Mißgeſchick, das ſeine Jugend begleitet, bis ihn raſcher Erfolg in den Augen der Menſchen auf eine glänzende Höhe gehoben, war ein unerſchöpflicher, unſchätzbarer Stoff innerer Bewegung für ſie, und mit dem tiefſten Intereſſe hatte ſie all ſeine mannigfachen Herzensgeſchichten getheilt. Aber auf eine ſo wirkliche, ſo großartige, ſo tief tragiſche Begebenheit, wie ſein Verhältniß zu Lina, in der ſie ſelbſt eine ſo bedeutende Rolle übernehmen ſollte, hatte ſie nie zu hoffen gewagt, und ſie ging mit ſolchem Feuer darauf ein, daß es Leon nicht mehr möglich geweſen wäre, zurückzutreten, ſelbſt wenn ihm gebangt hätte vor den Folgen des kühnen Schritts. Daß Laura ſelbſt noch ein tieferes Intereſſe, als das einer mütterlichen Freundin an ihm nahm, daß der Traum ihrer eigenen Jugend in dieſem Paare verwirklicht wurde, nun, da ihre Blüthen verwelkt waren, — das eben verlieh der

Sache noch einen besonders pikanten Reiz für sie. Sie überhäufte Lina mit Liebe und Wohlwollen, sie pries ihre Opferfähigkeit und das seltene Loos, das ihr beschieden, sie stellte Leon ins höchste und schönste Licht in ihren Augen. Aber sie ging auch bereitwillig in all ihre Zweifel und Kämpfe ein; es wäre ja nicht tragisch und nicht interessant gewesen, wenn alles so eben verlaufen wäre.

Frau Laura bewohnte seit dem Tode ihres Mannes ein kleines, hübsches Haus in einem Garten der Vorstadt. Lina fand bei ihr Pflege, Liebe, leidenschaftliche Theilnahme, aber Frieden fand sie nicht. Wie hätte ihr ihn auch diese friedlose Natur geben können, die im Leben nur Rechte, keine Pflichten zu haben glaubte und darum ewig getäuscht und mit dem Geschick zerfallen war? — Leon besuchte sie auf ihren Wunsch nur selten; seine Ankunft brachte ihr Freude, Aufregung, die Abende, in denen er ihr all die Schätze seiner Poesie aufthat, seine Liebe, seine wilde Sehnsucht aussprach, brachten ihr reichen und tiefen Genuß, — aber Frieden brachten sie ihr nicht.

Frau Laura sorgte mit mütterlicher Güte für ihren Freund; sie sah das Paar beisammen in seinem schmerzlichen Glück, sie sah ihre Hände in einander ruhen und Leon's Augen in ihrer dunklen Gluth in die Lina's geheftet, — dann schritt sie ernst und dunkel wie Melpomene in ein Zimmer, das sie immer geheizt hielt, um ihren Gefühlen nachhängen zu können, und schwelgte in dem Schmerz ihrer begrabenen Hoffnungen.

Endlich und endlich nach langen Monden waren die Wege geebnet, die Scheidung ausgesprochen und die Erlaubniß des geschiedenen Gatten zu einer neuen Heirath gegeben. Leon,

aller Schritte im bürgerlichen Leben, aller Mühen und prosaischen Hindernisse ungewohnt, ertrug all dies mit knirschender Ungeduld, tausendmal lieber wollte er mit der Geliebten wegziehen, fern diesen schnöden Verhältnissen, auf eine blühende Insel der Südsee, — aber, wenn auch nicht die goldenen Schwingen zu so weitem Fluge gefehlt hätten, hier blieb Lina fest; ohne den Segen der Kirche wollte sie nun und nimmer die Seine werden.

Endlich war denn alles im Reinen, mit schweren Kosten das Aufgebot abgekauft, alle Papiere geordnet, und Leon kam glühend und freudig, um seine Braut heimzuholen.

Frau von Nolten hatte sich lange schon auf die Hochzeit gefreut, heldenmüthig, wie ein todeskühner Indianer auf seinen Kampf am Marterpfahl. Da wollte sie recht auskosten die Tiefen des Seelenschmerzes. Ob sie wohl in Ohnmacht fallen würde? Sie hoffte es fast, obwohl ihr dieser Genuß in ihrem vielbewegten Leben noch nie zu Theil geworden war, aber sie dachte jedenfalls noch Kraft zu finden zu den schönen, entsagungsvollen Worten, mit denen sie Lina entlassen wollte und die sie sich in manch schlafloser Nacht schon ausgedacht hatte. Lina machte einen Strich durch diese Rechnung, sie wollte um keinen Preis hier getraut werden, ihre Verhältnisse waren allmählig bekannt geworden, die Stadt war gerade klein und groß genug, um ein Klatschnest in erweitertem Maße zu sein, und stand mit der Residenz ihres eigenen kleinen Heimathlandes in Verbindung.

Ein kleiner Grenzort obskuren Namens wurde ausersehen. In der Frühe eines nebligen Märzmorgens fuhren Leon und Lina aus, allein miteinander, so recht allein zum erstenmal, und sie versenkte gewaltsam, was Trübes in ihr aufsteigen wollte, und gab sich voll und ganz dem Zauber der Gegen-

wart hin und der ſüßen Ahnung goldener Tage der Erfüllung.

Sie hielten in dem kleinen Gaſthof des Orts und gingen zuſammen zum Geiſtlichen, um die Trauung zu beſtellen.

Das ſchöne Paar wurde von der verwunderten Magd, die wohl ſelten ſolche Beſuche geſehen, in des Herrn Zimmer gewieſen. Es war ſeit lange zum erſtenmal, daß Lina wieder die Studierſtube eines Geiſtlichen betrat, und wunderbar fühlte ſie ſich angeſprochen von dem einfachen Geräth: die Bibel auf dem Tiſch, umgeben von alten Folianten ehrwürdigen Gepräges, die überfüllten Bücherſchränke, die ſchlichte Lampe, die wohl ſchon ernſte Stunden voll tiefen Sinnens erhellt hatte, — es wehte ſie hier an wie Heimathluft, und ſie vergaß einen Augenblick, warum ſie da war.

Der Pfarrer trat ein, eine hohe, magere Geſtalt, Spuren ernſter Kämpfe und tiefer Gedanken auf dem noch nicht gealterten Geſicht. Lina ſah ihn an und fuhr zuſammen, eine dunkle Röthe bedeckte ihr Geſicht, — ſie ſah ihn nicht zum erſtenmal. Er betrachtete ſie einen Augenblick zweifelnd, er ſchien ſie nicht zu erkennen und wandte ſich zu Leon, der ihm in bündiger Weiſe mit der Art eines Herrſchers ſein Anliegen auseinander ſetzte und bat, die Ceremonie ſo kurz und ſo einfach wie möglich zu machen. Nachdem er ihm die Papiere vorgelegt, ſtellte er ſich ans Fenſter, um ſich den Blicken zu entziehen, die nach der Einſicht in dieſe der Pfarrer unzweifelhaft auf ihn richten würde. Lina hatte ſich niedergeſetzt.

Der Pfarrer durchſah die Papiere, bei Leſung der Namen fuhr er plötzlich auf und ſah raſch nach Lina hin, ihre Blicke begegneten ſich einen Augenblick, dann ſenkte ſie den Kopf und barg ihr Geſicht in die Hände. Arnold, denn er war es, wollte ſprechen, aber er ſchwieg wieder und fuhr fort in auf-

merkſamer Prüfung der Papiere. Endlich legte er ſie ſorgſam zuſammen und ſagte mit ruhigem, beſtimmtem Ton zu Leon: „es thut mir leid, ich kann Sie nicht trauen.“ — „Warum nicht, ſind die Papiere nicht in Ordnung?“ fragte Leon mit unterdrückter Heftigkeit. — „Sie ſind's und nach den Rechten weltlicher Obrigkeit können Sie getraut werden, aber mein Gewiſſen ſtellt mich unter das Wort eines höhern Richters, das da ſagt: wer eine Abgeſchiedene freiet, der bricht die Ehe.“ — „Als Diener Ihres Staates ſind Sie gezwungen, es zu thun,“ fuhr Leon auf.

„Ich weiß, daß ich mein Amt verlieren kann, wenn Sie auf Ihrer Forderung beſtehen,“ ſagte Arnold gelaſſen, „aber ich kann nicht anders.“ — „Und wie wollen Sie es über Ihr prieſterliches Gewiſſen bringen, einer Verbindung, die den Segen der Kirche ſucht, dieſen zu verſagen?“ ſtürmte Leon, „laden Sie nicht dadurch den Fluch auf ſich, der nach Ihrer Anſicht auf einem ungeſegneten Bunde liegt?“ — „Das Wort Gottes iſt lebendig und kräftig und ein zweiſchneidig Schwert, nicht ein Rohr, das ſich im Winde biegt,“ ſprach der Pfarrer. „Wer ſich davon richten läßt, den weist es weiter, die gerade Straße zum Leben, wer es verwirft, dem wird es zum Tode. Nicht hinausſtoßen in eine ſegensloſe Verbindung will ich Sie,“ fuhr er mit weicherer, tiefeindringender Stimme fort, mehr zu Lina gewendet, „zurückſchrecken möcht' ich Sie von dem Pfade des Fluchs auf den Weg der Verläugnung, der im Lichte endet.“

Lina ſaß in ſich zuſammengeſunken, wie vernichtet, ohne aufzublicken, nur als Leon fortfahren wollte, faßte ſie ſeine Hand und ſagte leiſe: „beſteh' nicht darauf!“ Leon raffte die Papiere zuſammen, richtete Lina auf und ſtützte ſie mit ſeinem Arm. „Wir hoffen, Herr Pfarrer, bei einem Ihrer Amts-

brüder weniger prieſterliche Härte zu finden," bemerkte er; „inzwiſchen haben Sie die Beruhigung, mit Ihrem zelotiſchen Eifer eine wehrloſe Frau niedergedonnert zu haben." Und raſch zog er Lina fort, ohne dem Pfarrer, der noch zu ihr ſprechen wollte, Zeit zu einem Worte zu laſſen.

Ohne ſich im Dorfe aufzuhalten, hob er Lina in den Wagen und fuhr dem nächſten Dorfe zu, zu dem er ſich den Weg bezeichnen ließ. Schweigend, bleich und geknickt lehnte Lina in der Ecke und hörte kaum Leon's donnernde Tiraden über finſtere Pfaffen und prieſterlichen Zelotismus; willenlos ließ ſie ſich am Ziel der Fahrt herausheben und wartete im Gaſthof, bis Leon zu dem Geiſtlichen ging. Dieſer war ein junger Mann, der Sinn für's Romantiſche hatte und Leon's Gedichte kannte. Die Geſchichte, die er aus den trockenen Papieren herauslas, war ihm viel zu wunderbar und anziehend, als daß ihm die Einſegnung des Paares, der ja auch kein geſetzliches Hinderniß im Wege ſtand, Skrupel gemacht hätte.

Leon eilte zurück, beruhigte und tröſtete Lina mit ſüßen Worten und führte ſie zu der Kirche, die inmitten der Häuſer und nicht ſo anmuthig im Grünen lag, wie das Kirchlein zu Eichbronnen.

Und Lina ſtand an der Seite des Geliebten, dem ſie nun der Segen der Kirche zu eigen geben ſollte, des Einen, der die ſchlummernden Accorde ihres tiefſten Seelenlebens geweckt, des Mannes, wie ihn ihr Mädchenherz in ſeinen ſtolzeſten Träumen ſich gedacht. Warum durchdrang nicht ihre Seele das Gefühl unendlichen Glücks, das die Krönung der höchſten Wünſche begleiten ſollte? Warum glitt das Ja ſo ſcheu von ihren Lippen, warum vergaß ſie des Geliebten an ihrer Seite und hörte nicht die poetiſchen Worte, mit denen der junge Geiſtliche die vorgeſchriebene Formel ſchmückte, warum ſah

ſie im Geiſt nur jenes Kirchlein, in das die grünen Bäume hereinnickten, und blickte in der Mutter frommes Auge und in das verklärte Antlitz ihres alten Freundes, und hörte wieder die Worte der Weihe, die er damals geſprochen, nicht für ein Leben voll irdiſchen Glücks, aber für ein Leben treuer Hingabe an heilige Pflichten? — Und als ſie die Kirche verlaſſen hatten, als ihr Blick auf den kleinen Spiegel des Dorfwirthshauſes fiel und darin eine ſchöne bleiche Frau ſah, im grauen Seidenkleid, da tauchte ihr früheres Bild vor ihr auf als jungfräuliche Braut im Kranz und Schleier, die friſche Mädchenblüthe auf den Wangen, heilige Vorſätze im Herzen, wie der Engel ihrer beſſern Tage, — und es entſchwand.

Ein anmuthiges Aſyl hatte Leon für ſein junges Glück gegründet, ein niedliches Landhaus, das verlaſſene Eigenthum eines Fabrikanten in einem der grünen Thäler ſeines Vaterlandes. Eine ſehr anſehnliche Summe, die Dörner ſeiner Frau als das Erbe ihrer Mutter überſandt hatte, beſtritt reichlich die Koſten der erſten Einrichtung, deren graziöſe Einfachheit ziemlich koſtbar wurde.

Es war goldenes Frühlingsleben, das ſie hier führten, und ein ſchönerer Mai hatte in ihren Augen nie die Erde gegrüßt. Der Tag theilte ſich in die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, in Streifzüge und Entdeckungsreiſen in die Gegend, die, ſo einfach ſie war, doch ſtets neue, verborgene Reize enthüllte, und in die ſtillen Stunden am häuslichen Herd, die der Lektüre und der Muſik geweiht waren. Leon begleitete Lina's Klavierſpiel mit der Flöte, auf der er Meiſter war, Lina war keine Meiſterin und wollte nie Takt halten, ſie blieben zuſammen ſtecken, und mit Lachen wurden die Variationen meiſt in der Mitte geſchloſſen.

Man hatte ein einziges Dienſtmädchen, ein Kind vom Lande, genug für das zufriedene Paar, Leon trug Lina ſelbſt unter Lachen und Scherzen Holz zu in die Küche; ſie nahm ſich ſo allerliebſt aus am Kochherd, wo ſie die lang vernachläſſigte Kunſt ihrer Jugend wieder übte. Auf ein mißlungenes Gericht mußte ſie zur Strafe einen Punſch brauen, wenn nicht ein Kuß hinreichte, es zu verſüßen. Sie dünkte ſich wieder zum Kinde geworden zu ſein. Leon genoß dies einfache Leben, das Element ihrer Jugend, zum erſtenmal, für Beide hatte es einen köſtlichen Reiz. Die Erinnerung an die Vergangenheit trat zurück, die Bilder ihrer Kinder wurden ihr wie ein Traum, die qualvolle Scene des Hochzeitmorgens erblaßte, Lina wähnte ſich ſchuldlos, weil ſie glücklich war.

Und Leon war ſo glückſelig! Auch er fühlte ſich entſündigt, verſöhnt, wie er ſagte, in dieſer Lebensluſt des Glücks, und wenn ihn Lina mahnen wollte, auch ſeine Feder wieder aufzunehmen, ſo ſagte er ſcherzend:

„Frühling iſt ein hohes Feſt,
Laß mich ruhn und beten!“

„Du beteſt ja nie,“ ſprach auch ſie halb ſcherzend, halb ernſt. — „Glück iſt Gebet!“ rief er, ſie feurig umarmend, „wir beten wie die Blumen und wie die Lerchen!“

Aber der milde Frühling ſchwand, die Roſen des kleinen Gartens welkten und ein ſchwüler Sommer ſenkte ſich mit faſt unerträglicher Hitze auf das enge Thal. Die Frühſtückſtunde unter der Veranda war immer noch reizend und die klaren Sternennächte, aber die Tage waren unendlich lang. Arbeiten erklärte Leon für rein unmöglich, Lina war ſeit lange des Arbeitens zu beſtimmtem Zweck entwöhnt, Vergnügen machte es ihr jetzt nicht, und ohne Arbeit wollte der Tag doch auch kein Ende nehmen. Beim Leſen Abends ſchliefen ſie ein, auch die

Muſik wollte nicht mehr recht gehen, Lina's Klavierſpiel wurde immer nachläſſiger, harmonirte immer weniger mit der Flöte, zuletzt wurde Leon ungeduldig und warf dieſe weg, Lina ſchmollte, und die dritte und vierte Verſöhnungsſcene war ſchon nicht mehr ſo reizend wie die erſte.

„Was ſagſt Du zu Ems?“ unterbrach Leon einmal die ſchläfrige Stille eines Nachmittags. Lina erſchrack faſt über der Frage; hatte ſie auch in der letzten Zeit manchmal einen Wechſel herbeigeſehnt, vor einem Eintritt in die große Welt bangte ihr doch. „Nun?“ fragte Leon etwas ungeduldig, „oder ziehſt Du Karlsbad vor, oder irgend ein kleineres Bad?“ — „Ach nein, in kleineren Bädern iſt man viel mehr gekannt und beobachtet.“ — „So, das iſt's!“ rief Leon heftig, „du ſchämſt dich meiner, du willſt nicht als meine Frau auftreten, meine Frau!“ und die gebrochenen Herzen ſtanden vor ſeiner Seele, die er hätte beſeligen können mit der bloßen Hoffnung auf dieſen Titel, die ſchwärmeriſchen Jungfrauen, die ſich glücklich geprieſen, ein Blättchen von ſeiner Hand zu beſitzen, die nicht zu denken gewagt hätten an eine Locke von ſeinen dunklen Haaren. — Und ſeine Frau, um die er ſeine goldene Freiheit dahingegeben, um die er Kämpfe und Mühen beſtanden, wo ihm andere Früchte mühelos in den Schooß gefallen wären, ſeine Frau wollte ſich dieſes Namens ſchämen!

„Bitte, mißverſtehe mich nicht,“ bat Lina ängſtlich, „aber wir müſſen auch bedenken, ob unſre Mittel —.“ — „Oh, die ſorgſame Kaufmannsfrau, natürlich ob habet und debet ſich gleich gegenüber ſteht. Freilich!“ — Durch dieſe Anſpielung fühlte ſich nun Lina tief verletzt und das Begütigen war wieder an Leon. „Siehſt du, Kind, Dichter können nicht rechnen. Du weißt ja, unſer Goldquell muß meine Feder ſein. Was nun meine Lebensgeiſter auffriſcht, mir

neue Geſtalten zur Anſchauung bringt, das iſt für die Zukunft geſorgt, ich bin nun einmal kein Hamſter, der im Boden wühlt und Schätze aufſpeichert, ich bin eine Lerche, die Morgenluft trinken muß und Blüthenduft genießen, dann fällt ihr die Nahrung wie im Traume zu. Ein Dichterlieb muß das Rechnen verlernen," ſchloß er, ſie auf den Mund küſſend, „Sorgloſigkeit iſt die beſte Sorge eines Dichters!" — Lina ſchwieg, ſie fragte auch nicht: alſo bedarfſt du der Welt und des Wechſels? Sollte denn nicht ich deine Muſe ſein, der Sieg und Sang bringende Genius deiner Zukunft? — ob ſie es dachte, — wir wiſſen es nicht; ſie bereitete ſich für die Badereiſe.

Sie wagte nicht zu geſtehen, mit welch innerer Pein ſie ſich das erſtemal an Leon's Arm auf der Promenade, in den Konverſationsſälen ſehen ließ; wohl waren Viele, die ihr Loos beneideten, Viele, denen ſie unendlich intereſſant wurde durch ihre Geſchichte, die bald von allen Lippen geſagt und geflüſtert wurde. Sie aber fühlte die neugierigen Blicke wie glühende Kohlen, und alle Huldigungen junger Künſtler, berühmter Schauſpieler und emanzipirter Frauen, die ſich bald um das anziehende Paar ſammelten, vergüteten ihr nicht die kühle, ablehnende Verbeugung, mit der Bekannte aus früherer Zeit ſie begrüßten. Leon litt darunter nicht; ob er einem rechtlichen Manne das Weib ſeines Herzens, den Kindern ihre Mutter entführt hatte — er konnte durch all das nur intereſſanter werden, ihm ſtand nach wie vor jeder Salon offen, nur von ſeiner Frau rückte man etwas auf die Seite. Auch fand er ſeine ganz wilde, luſtige, ſchwermüthige dämoniſche Stimmung wieder, die ſich in dem idylliſchen Frühlingsleben verklärt, im ſchwülen Sommer verdumpft hatte, er ſprudelte über von geiſtreichen Einfällen, er warf Abends

flüchtige Zeilen aufs Papier, reich und tief wie die Lieder, die ihm ſchon ſo viele Herzen gewonnen. Lina ſah mit Freude ſeinen Dichtergeiſt wieder erwachen, ſie fühlte manchmal mit Stolz, daß dieſer gefeierte Name der Ihre war, aber ſie empfand mit tiefem Weh, daß ſie ihm zur Begeiſterung nicht nöthig ſei, — ſie hatte ihn glücklich gemacht für eine Weile, — zum Dichter machte ſie ihn nicht.

Jemehr das gehobene Gefühl des eigenen wiederkehrenden Genius, die Bewunderung und Huldigung der Menge Leon's Lebensgeiſter ſteigerten, deſto peinlicher empfand er, daß Lina nicht freier, nicht ſtolzer und glücklicher in dem neuen Element ſich bewege. Die Verläugnung hatte er nicht, um ihretwillen die Geſellſchaften ganz zu meiden, in denen ſie nicht anerkannt wurde, obgleich ihm ſelbſt eigentlich wohler war in dem zwangloſern Kreiſe der Künſtler und Schöngeiſter, wo ſie als Königin verehrt war, als in hocharistokratiſchen Cirkeln.

Eines Abends war in dieſem Kreiſe von einer neuen literariſchen Erſcheinung die Rede, die von den Männern bewundert, von den Frauen abſolut mit großem Eifer verworfen wurde. „Nun geſegnet ſeien die Damen," rief ein junger Mann mit Dickens Worten, „ſie thun nichts halb!" — „Umgekehrt, junger Mann," fiel Leon ein, „ſie thun alles halb und ſind alles halb, darin beſteht vielleicht ihr Reiz, es iſt aber auch ihr Unglück. Sie ſind halb ideal, halb praktiſch, halb ſentimental, halb ſchalkhaft, halb edel, fromm und tugendhaft, und laſſen ſie ſich die ſchöne Sünde locken, ſo tauchen ſie auch nur halb unter die verführeriſche Flut; ſie kommen nicht zur Tiefe, wo die wunderbaren Korallenhaine ſind und die Muſchelgrotten und der ſüße Geſang der Seejungfrauen ſie in Schlummer wiegt, und doch bringen

ſie den Kopf nimmer herauf an's Himmelslicht. Da zappeln ſie denn zwiſchen Erd' und Himmel, immer am Erſticken und doch nicht erſtickt." Er ſprach dieſe Worte faſt höhniſch und ſein Blick, der Lina ſtreifte, traf ſie wie ein Dolch. Hatte er ſie gemeint? Er ſelbſt nannte Sünde, was ſie um ſeinetwillen gethan, nun erſt fühlte ſie mit unſagbarem Weh, was ſie vermißt hatte, ſelbſt in den Stunden des Glücks und noch mehr hier unter der Menge, und was ihr nichts auf Erden erſetzen konnte, auch die Liebe nicht, — es war die Achtung ihres Gatten. Sie konnte dieſe Worte nie wieder vergeſſen.

Die Badeſaiſon ging vorüber. Leon hatte, wie er es gewöhnt war, auf ſehr behaglichem Fuße hier gelebt; ſeit er Lina die Kaufmannsfrau vorgeworfen, hatte ſie nie mehr nach den Mitteln gefragt, mit denen ihr Aufwand beſtritten wurde, obwohl ſie ſich ſtiller Sorge darüber nie erwehren konnte.

Nun theilte er ihr den Plan mit, die ſchönen Septembertage zu einer Reiſe nach Oberitalien zu benützen. „Du begleiteſt mich, Kind?" fragte er, „oder ziehſt du vielleicht vor, in unſer kleines Aſyl zurückzukehren und es wohnlich zu bereiten?" — „Ich kann ſchon morgen früh nach Erlenthal abgehen," ſagte ſie tief verletzt darüber, daß er auch nur an die Möglichkeit einer Trennung denken konnte.

„Nu, nu, Närrchen, ſei nicht böſe, ſo war es ja gar nicht gemeint. Mir iſt ja das Reiſen mit dir natürlich viel genußreicher, aber du haſt ſelbſt in den letzten Tagen ſo oft die Sehnſucht nach ländlicher Ruhe ausgeſprochen, und dann — das Reiſen mit einer Frau iſt allerliebſt, aber ſehr koſtbar. — Doch die nächſte Zeit muß goldene Früchte bringen, da können wir ſchon was wagen, und — weißt

du was? Wir reiſen nur nach Tyrol, das iſt minder koſtſpielig: ſiehſt du, ich kann auch rechnen.“ — „Freilich,“ murmelte er für ſich weiter, „einen ſüdlichen Hintergrund hätte ich zu meinen neuen Bildern haben ſollen. — Es war das erſte Opfer, das ihm der Eheſtand auflegte, und er fand nicht ſehr ſüß, es zu bringen; Lina ließ ſich gern zu dem neuen Plane bewegen und ſie zogen wieder heiter mit einander in die Welt hinaus.

Im Spätherbſt kehrten ſie in ihr Aſyl zurück, aber zur Regenzeit war das Thal noch trübſeliger als in der Sommerglut, auch beabſichtigte Leon ſeine neuen Dichtungen herauszugeben, dazu war der Aufenthalt in einer Stadt zweckmäßiger. Lina willigte gern ein, nur erklärte ſie für unmöglich, in die Reſidenz ihres Vaterlandes zurückzukehren, wozu Leon die meiſte Luſt gehabt hätte. Er gab ihr mit einiger Verſtimmung nach und ſie mietheten ein beſcheidenes Quartier in einer andern großen Stadt, Leons früherer Heimath.

Der Geldpunkt, der leidige, proſaiſche Geldpunkt, mußte nun endlich doch zwiſchen den Gatten beſprochen werden. In dem langen peinlichen Jahre des Scheidungsprozeſſes und den Monaten heftiger Aufregung, die ihm vorangegangen, war Leons Muſe ganz verſtummt geblieben; auch während der roſigen Flitterwochen war nichts geſchehen; die Nachernte früherer Werke war zum Voraus eingenommen und der Reſt ſeines eigenen Vermögens ſehr gering. Die bedeutende Summe, die Lina als Muttererbe empfangen hatte, war bis jetzt ihre einzige Reſſource geweſen und auch dieſe ging auf die Neige, ohne daß irgendwie für die Zukunft geſorgt worden wäre. Leon ſchien der Reſt noch ſehr anſehnlich, als er mit Lina überzählte. „Nun theilen wir

redlich, Weibchen," rief er, „die Hälfte iſt mein, darein muß ich mich mit meinen perſönlichen Bedürfniſſen ſchicken, wie ich kann; die andere ſteht zu deiner Verfügung, damit beſorgſt du den Haushalt für den Winter." — „Für den ganzen Winter?" fragte Lina zweifelhaft, die ſelbſt nicht ſtark war in Haushaltungsberechnung, aber die ſich der Summen wohl erinnerte, die früher ihr Mann in ihre Hand gegeben. „Freilich, Liebſte! Das iſt ja eben die reizendſte Eigenſchaft der Hausfrauen, aus Wenigem viel zu machen, wie oft haben mich früher meine Freundinnen verſichert, wenn ſie gegen meine Verſchwendung predigten: geben Sie acht, Sie brauchen nicht die Hälfte, wenn Sie eine gute Hausfrau haben! — Und wer ſollte eine beſſere Hausfrau ſein als meine Lina, die als Pfarrtöchterlein Einfachheit, als Banquiersfrau Rechnen gelernt hat! Im Frühling nehme ich mein Honorar ein, ſpäter gründen wir ein Journal, ohnehin braucht man im Sommer faſt nichts, wo das verwünſchte Brennholz nicht nöthig iſt; alſo nur hübſch geſpart über den Winter, ich denke mir das allerliebſt."

Ach, es war nicht ſo allerliebſt, wenn die Gerichte für ſeinen verwöhnten Gaumen immer einfacher wurden, wenn Lina theure Lehrgelder in der Haushaltungskunſt bezahlen mußte und mit Schrecken ihren kleinen Schatz mehr und mehr ſchwinden ſah; und doch wollten und ſollten ſie Geſellſchaft ſehen. Leon ſollte außerordentliche Zuſchüſſe aus ſeinem Reſervefonds geben, aber der war ihm eben jetzt ſo nöthig, um ſich je und je für die einfachen Mahlzeiten daheim zu entſchädigen. Eine Beſprechung darüber begann oft im Scherz und endete von Lina's Seite in Thränen, von ſeiner in bittrem Unmuth, daß er ſich von dieſen Erbärmlichkeiten ſollte knechten laſſen.

Er war ein verwöhntes Kind geweſen ſein Leben lang und hatte ſich jeder unſanften Berührung mit der Außenwelt entzogen. Ungeduldig, mürriſch, wie ein verwöhntes Kind nahm er nun auch dieſen Kampf mit den Drangſalen des Alltagsleben auf. Es war freilich nicht ſeine erſte Geldverlegenheit, für den jungen Mann war das aber ein Spaß geweſen, er hatte nach wie vor an der Table d'hote geſpeist und bei einem Freunde geborgt, ſicher daß es bald wieder anders kommen müſſe; die Geldverlegenheit eines Hausvaters aber hat ein viel ernſthafteres Geſicht:

Mit dem Frühling hob ſich die Ebbe etwas, und wie in ein verlornes Paradies ſehnte ſich Lina zurück nach dem Landaufenthalt, der ihr ſo ſelige Tage gewährt hatte. Das Haus in Erlenthal war wieder zu miethen und Lina glaubte, gewiß, mit den alten Räumen müſſe das alte Glück wiederkehren.

Es war noch die Veranda mit ihrer Ausſicht ins grüne Thal hinauf, und der rebenumrankte Balkon und die freundlichen kleinen Zimmer, — es war Leon, der ſie darin einführte und freundlich auf die Stirn küßte, auf der ſich dieſen Winter die erſten Falten gebildet hatten, und mit leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſagte: „o, nun wird alles, alles wieder gut!“

Und doch wollt es nicht wieder ganz ſo werden wie es geweſen. Lina fühlte ſich nicht geſund und friſch wie im vergangenen Frühling, ſie vermißte jetzt manche kleine Bequemlichkeit, an die ſie damals nicht gedacht; die kleinen Sorgen des Haushalts wurden ihr, die nie gelernt, ſich Zwang anzuthun, läſtig und ermüdend. Oft hatte ſie früher an Dörner das Talent pour les petits soins vermißt, er

hatte es gewöhnlich ungeſchickt angegriffen, wenn er ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit erweiſen wollte; aber es war ihm doch eine Herzensangelegenheit geweſen, daß ſie nichts vermiſſen ſollte. Leon war es noch gar nie eingefallen, für andre zu ſorgen, — er war gewöhnt, daß aufmerkſame Freundinnen die Wünſche aus ſeinen Augen laſen, daß er als werther Gaſt verhätſchelt und an kleine Bedürfniſſe gewöhnt wurde, die ihm ſelbſt kaum eingefallen wären, nun fand er es höchſt unbequem, beſondere Rückſichten auf ſeine Gattin nehmen zu ſollen.

Wohl gab es noch ſchöne Abende in Erlenthal, wo ſeine Flöte wieder die alten Zauberklänge hören ließ, wo Lina ihr müdes Haupt an ihn lehnte und mit ihm hinausblickte in die klare Mondnacht, aber ſie dachte in ſolchen Augenblicken nicht mehr an ein langes ſeliges Leben an ſeiner Seite, — ſie dachte nur, es müßte ſchön ſein, ſo zu ſterben.

Fleißig war er diesmal, viel fleißiger als ſonſt, er hatte gelernt, an den Silberwerth der Talente zu denken. Lina freute ſich deſſen, doch war ſie dadurch ſehr viel allein. Als der Sommer kam, war Leon dringend einer Erholung bedürftig, die Kaſſe war wieder flott, Lina konnte nicht reiſen; Leon wollte ihr Frau von Nolten zur Pflege und Geſellſchaft verſchreiben, aber Lina graute vor dieſer ruheloſen Natur. Leon machte unerhörte Anſtrengungen, eine reſpektable, erfahrene Wittwe aus dem Bürgerſtande für ſie zu gewinnen und erſchien ſich ſelbſt als ein Wunder eines beſorgten Gatten und Hausvaters, daß er erſt zu einer Erholungstour abreiste, als er Lina in guten Händen wußte.

Er kehrte im Herbſt zurück, raſch in ungeduldiger Freude, ſeinen erſten Sohn zu umarmen, — er traf das Kind nicht mehr lebend und konnte nur die ſchmerzgebeugte Mutter

tröſten. Er theilte Lina's Leid; er war ſo froh und ſtolz im Gedanken an einen Sohn, den Erben ſeines Namens, geweſen, und nun tief betrübt über die Vernichtung dieſer Freude. Daß man aber ein Kindlein, in dem man doch nichts als eine Hoffnung verloren, ſo tief und ſo lange betrauern könne, wie Lina that, war ihm unbegreiflich, er fand es nicht einmal mehr poetiſch, er glaubte nicht an die Wahrheit dieſes Gefühls.

Lina dagegen glaubte Anſpruch zu haben auf ein doppelt reiches Maß von Liebe und Zärtlichkeit von dem Mann, mit dem ſie allein ſtand auf der weiten Welt, er aber grollte dem eigenſinnigen Schmerz, der ihm die Sorgfalt, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gattin entzog. Er wich jeder Erwähnung des Kindleins aus und ſchob alles bei Seite, was daran erinnern konnte, weil er das Leid ſeiner Gattin nicht nähren wollte. Dichter und Herzenskenner, wie er war, überſah er doch, daß man die Wunden des Herzens, wenigſtens des Frauenherzens, ausbluten laſſen muß, um ſie zu heilen; das erſte Leid, das Gattenherzen am innigſten verbinden ſoll, wurde zwiſchen ihnen zur erſten Scheidewand.

Seit ſie ihr Kind verloren, fühlte Lina ein unausſprechliches Verlangen, von ihren lebenden Kindern zu hören. Sie ſchrieb an Tante Pauline, die ihr, wie es ſchien, noch unverſöhnlich grollte; natürlich äußerte ſie nicht die leiſeſte Klage über ihre gegenwärtige Lage, aber demüthig, faſt ſchüchtern bat ſie um Nachricht. Die Tante war viel zu gutmüthig, um unerbittlich zu bleiben, ſie machte Lina keine Vorwürfe, ſchonte ſie aber auch nicht. Sie ſchilderte ihr das freudloſe Leben Dörners, wie er, faſt ganz von aller Geſellſchaft abgezogen, einſam lebe inmitten der großen Stadt und wie ſehr leidend ſeine ſonſt ſo feſte Geſundheit

ſei. Roſenau ſei verkauft; die Knaben wuchſen fröhlich heran, Amelie hatte eine Gouvernante, die ſich aber nicht recht mit dem Kind ſtellen könne. Sie ſelbſt ſtehe in wenig Verkehr mehr mit dem Banquier, nur einmal ſei er bei ihr geweſen und habe ſie dringend gebeten, ihm doch mitzutheilen, wenn Lina in Noth ſein ſollte. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen," ſchloß die Tante, „ich will nur wünſchen, daß Du nie bereuen dürfeſt, ein ſolches Herz von Dir geſtoßen zu haben, ganz zu ſchweigen von dieſer prächtigen Lage." Lina verheimlichte dieſen Briefwechſel vor Leon, — eine weitere Schranke.

Die Jahre kamen und gingen. Sie brachten keinen Lenz mehr wie jenen erſten in Erlenthal; noch zwei Kinder durfte Lina ans Herz drücken, um ſie ins Grab zu legen. Auch ihre Mutter hatte Kinder in zartem Alter verloren und ſie hatte als alte Frau noch mit hellen Thränen im Auge von ihnen reden können, wie lieblich ſie unter den Blumen im kleinen Sarg gelegen ſeien: „jedes dieſer Engelein war mir wie ein Bote vom Himmel, der mir nur geſandt worden, um mein Herz hinaufzuziehen," ſagte ſie oft. Ach, für Lina war jedes todte Kind eine ſchwere, dunkle Mahnung an die lebenden, die ſie verlaſſen; ſie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz ward zur dumpfen Ergebung.

Sie wurde äußerlich ruhiger, geduldiger, jemehr ſie in jedem Leid, das ſie betraf, eine gerechte Nemeſis erkannte. Es kam nie mehr zu heftigen Scenen, wie es wohl in den erſten Jahren gegeben, wo Eines dem Andern, wenn auch nicht mit klaren Worten, die Größe der gebrachten Opfer vorgeworfen. Aber die Kluft zwiſchen den Gatten wurde immer größer, ſeit Leon in ihrem ſchwermüthigem Hinbrüten, in der tonloſen Gelaſſenheit ihres Weſens gewaltigere Vor-

würfe las, als je ihre Lippen hätten aussprechen können. — Es ist mein alter Unstern, sagte er sich mit bitterer Genugthuung; ich Thor, der ich geglaubt, daß mir noch ein Glück beschieden sei! — Es ist kein Segen in diesem Bund, es kann kein Segen sein, sagte sie sich, und damit war es für Beide vorüber mit jeder Anstrengung, den Fluch zu sühnen, die Kluft auszufüllen.

Die Geldverlegenheit war oft zu bitterer Noth geworden; Lina hatte Summen von unbekannter Hand erhalten und behalten, Leon wußte darum und fragte nicht, woher sie kämen. Wenn es ihm möglich war, suchte er sich auf Reisen zu zerstreuen, Lina behalf sich daheim so gut es gehen wollte. Sie hatte Umgang gefunden, aber sie suchte ihn nicht, denn klagen wollte sie niemand. Sie wollte beten, aber ein Bann lag auf ihrer Seele; sie dachte nur an den starken, eifrigen Gott, der die Sünde heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Frau von Nolten kam einigemal auf Besuch, voll Theilnahme an dem innern Weh, das an diesem Hause nagte. Sie hatte einen tragischen Ausgang vorhergesehen, wie sie sagte; sie schwelgte in dem Unglück ihrer Freunde, wie sie früher in ihrem eigenen geschwelgt hatte, und wußte Lina ihr unheilbares Unglück so meisterhaft zu zergliedern, daß diese bald in völlige Schwermuth versunken wäre. Ihr Besuch hatte den Vortheil, daß Beide sich erleichtert fühlten, wenn sie wieder abgeschwebt war.

Noch kamen immer Lichtblicke des alten Glücks. Wenn Leon schied oder wenn er heimkehrte, und die verblühte, gealterte Frau, neben der er in all seiner Bläße fast noch in romantischer Jünglingsschönheit stand, wehmüthig in die Arme schloß, wenn sie seine Lieder las oder den Tönen

ſeiner Flöte lauſchte, die er ſelten mehr berührte — da tauchte noch ein Gefühl ſchmerzlicher Seligkeit in ihr auf, etwas von dem Glück jener Verdammten Dante's, die durch die Hölle ziehen, aber vereint.

Oefter aber wurde die Liebe, die noch in ihr lebte, zur Qual. Wenn ſie Leon ſah oder ſich vorſtellte im Kreiſe der Damen, geſchmeichelt, gefeiert, bedauert nun, bedauert, weil er an ſie gebunden war, da verzehrte ſie eine wilde Eiferſucht, um ſo qualvoller, weil ſie ſie ſtrenge verſchloß in ihr tiefſtes Herz. Sie wußte nicht, ob ſie mehr litt, wenn ſie ihn je und je noch begleitete, oder wenn ſie allein blieb; allein war ſie ja doch.

Einmal wieder war Leon von ihr geſchieden und ſein Abſchied war inniger, zärtlicher geweſen als ſonſt. „Arme Blume!“ hatte er geſagt und ſie auf die eingeſunkenen Augen geküßt. Und es regte ſich in ihrer Seele wie leiſe Hoffnung, ob ſie nicht auf dem Acker des Fluchs unter Dorn und Diſteln doch noch ein Blümchen pflegen könne. Sie wollte ſich mehr ſelbſt vergeſſen, heiterer ſein, wieder ſuchen mehr Intereſſe zu gewinnen an dem, was ihn noch freute, ſich wieder hübſcher und jugendlicher kleiden — ſie trat vor den Spiegel, um zu ſehen, ob ihrer verfallenen Geſtalt noch etwas abzugewinnen ſei. Da brachte man ihr einen Brief von Leon, auch eine ſeltene Erſcheinung. Sie erbrach ihn mit bebender Hand; ſie las ihn, dann faltete ſie ihn zuſammen und ſagte mit leiſer brechender Stimme: „So mußte es kommen, es iſt gut ſo.“

Ihre Aufwärterin fand ſie am andern Morgen noch wie erſtarrt auf dem Sopha mit dem Brief in der Hand.

Der Brief lautete:

„Meine arme Blume!

„Wir haben uns glücklich machen wollen und haben uns grenzenlos unglücklich gemacht. Einen kurzen Frühling des Glücks haben wir mit zwölf Jahren des Unglücks erkauft und gebüßt. Es iſt mein altes finſteres Geſchick, mein böſer Dämon, der mir den Wahn zuflüſterte, ich könne glücklich werden und beglücken. Mein Glück darf ich nur ſchlürfen wie den flüchtigen Schaum eines Bechers; ich wollte mich ſetzen und trinken in Ruhe, nur zu bald iſt die bittere Hefe gekommen. Und auch Du haſt dich wohl getäuſcht, Du Kind des ſtillen Dorfes, der ein nüchternes Glück im Behagen des ebenen Thales gegönnt war, daß Du es von Dir warfſt, um dem wilden Jäger zu folgen auf ſteile Klippen an den Rand des Abgrunds.

„Wir haben Beide unſern Irrthum ſchwer gebüßt und wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich thue, was ich längſt hätte thun ſollen, ich gebe dich frei, und folge dem Zuge meines dunkeln Geſchicks. Nach Amerika, dem Lande der Verheißung, zieht mich's, nicht um dort glücklich zu werden, nur um zu vergeſſen.

„Vergiß auch Du, Du wirſt mich nie wieder ſehen, und mein Verlaſſen macht Dich ſo frei, als dich mein Tod gemacht hätte.

„Kannſt Du zurückkehren in die alten Verhältniſſe, ſo ſei gewiß, daß ich Dir darob nicht grolle.

„Wir werden nie mehr von einander hören; meinen Namen will ich verſenken in die Tiefe des Weltmeers.

„Denke meiner als eines Geſtorbenen. Lebe wohl auf ewig."

Am Fuß des Hügels, auf dem das Dörfchen Eichbronnen liegt, ſtrömt ein luſtiger, waſſerreicher Bach. Die

Frau Müllerin, eine wohlerhaltene, behagliche Frau in den beſten Jahren, ſitzt auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe, einen Augenblick verſchnaufend von der heißen Küchenarbeit; es iſt heut Erntetag und die Schnitter erwarten ein reichliches Abendeſſen. Die Scheune ſteht weit offen, um den Segen aufzunehmen; die Mühle klappert luſtig mit dem Korn der Armen, für die der ſpärliche Erntesegen von der Hand in den Mund geht; im Hofe tummelt ſich ein kleiner Junge unter den ſchnatternden Geflügelſchaaren, die größeren Kinder hüten die Schätze von Kuchen in der Küche: gefährliche Hüter!

Da kommt von der Landſtraße her eine hagere, bleiche Frau, anſtändig, aber höchſt einfach in Trauer gekleidet, mit müden Schritten. Die Müllerin ſteht auf und geht einem ſo unbekannten Gaſt entgegen. „Erlauben Sie, daß ich ein wenig hier bei Ihnen ausruhe?“ fragte die Unbekannte. — „Freilich; wollen Sie aber nicht lieber in die Stube ſpazieren?“ ſagt die Müllerin, die Lebensart hat, „und mit was kann ich aufwarten?“ — „Ich bitte Sie um ein Glas Milch, und will hier bleiben, wenn Sie erlauben.“ — Allem gaſtlichen Drängen zu weiteren Genüſſen widerſtehend, ſetzt ſich die Dame zu der neugierigen Müllerin, die endlich fragt: „wohin geht denn noch der Weg, wenn man fragen darf?“ — „Ich habe Verwandte in der Gegend und wollte nur einen kleinen Spaziergang hieher machen; das Dorf iſt ſo freundlich gelegen.“ — „Ja, das iſt wahr,“ meint die Müllerin mit Stolz, „nur zu weit von der Stadt.“

„Sie ſind von hier?“ fragte die Dame, die das Geſicht im Augenblick erkannt hatte. — „Freilich, ich bin des penſionirten Schulmeiſters Tochter; früher einmal meinte

ich wohl, ich möchte weiter hinaus in die Welt, aber es ist jetzt gut, daß es so gekommen." — „Ihr Vater lebt noch?" — „Ja wohl, bei uns hier, er hat das schönste Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint," fuhr die mittheilsame Frau fort, „ich habe so gern in den Büchern gelesen, wie ich noch jung war, und unser Provisor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, so wäre ich nicht Müllerin hier. Mein Vater sah es aber nicht gern. Der Unterlehrer war arm und wir waren arm; er hatte noch für eine alte Mutter und eine blödsinnige Schwester zu sorgen; wir jungen Leute hätten das nicht schwer genommen, wenn man — sich lieb hat, so traut man sich alles zu. Der Vater aber sagte: ‚Umstände sind Gottes Boten; wenn man nicht voraussieht, die Kinder, die Gott schickt, ohne Sorge und Kummer aufnehmen zu können, so muß man lieber nicht heirathen.' Ob er Recht gehabt hat, weiß ich nicht, ich glaube, wir wären zwar mit Sorgen und Mühe, aber doch wohl in Liebe und Frieden miteinander durchs Leben gegangen. Aber erzwingen wollt ich's nicht, und als der Müller um mich warb und mein Vater es so sehr wünschte, da hat mir der Lehrer selbst mein Wort wiedergegeben, er sah wohl, daß das schmale Brod kaum für Mutter und Schwester reiche.

Da habe ich nun dem Müller mein Wort gegeben, — aus Gehorsam gegen meinen Vater, und ich weiß nicht ob's von dem recht gewesen ist, daß er's von mir gefordert hat, und wurde mir Angst, wie ich dem Mann, den mein Herz nicht zuerst erwählt hatte, vor dem Altar Liebe und Treue versprochen habe; dann aber dacht' ich: was ich vor Gott versprochen in redlichem Willen, das wird mir Gott auch

helfen zu halten. Und der liebe Gott hat geholfen," ſchloß die redſelige Frau, „mein Mann und ich ſind einander recht von Herzen lieb geworden und mein Vater hat ein gutes Alter. Auch dem Lehrer geht's jetzt gut, er iſt Schulmeiſter in Eſtelfingen drüben und wir ſind gut Freund zuſammen.

„Aber," ſetzte ſie plötzlich erröthend hinzu, „ich weiß nicht, warum ich Ihnen gleich ſo viel von mir vorplaudere, es muß nur ſein, weil Sie mir ſo bekannt vorkommen."

Die bleiche Frau ſaß in tiefen Gedanken; hier war ein einfaches Gemüth auch in den Konflikt zwiſchen Herz und Leben gekommen, und es hatte ihn einfach gelöst in der Kraft kindlichen Glaubens und ſchlichter Pflichttreue; und ſie? — Sie bemerkte, daß die Müllerin ſie verwundert und fragend anſah. „Ich war früher ſchon einmal hier im Ort," ſagte ſie etwas verlegen. — „Sind Sie vielleicht mit dem ſeligen Herrn Pfarrer Günther verwandt geweſen?" — „Nein, nur etwas bekannt, iſt der geſtorben?" — „Ja wohl, voriges Jahr, am Schlagfluß; ſeine Schweſter iſt weit weggezogen zu einem Vetter, auch ſo einem alten Herrn. Oder ſind Sie — ?" — „Mein Name iſt Ritter," ſprach raſch die Unbekannte, „ich war nur einmal kurz hier." — „Hollah, aufg'ſperrt!" tönte des Müllers Stimme, der mit glühendem, ſchweißtriefendem Geſicht neben einem hochbeladenen Erntewagen her ging, „jetzt gilt's, Weib!" — Erſchrocken über ihre lange Vergeßlichkeit ſprang die Müllerin in die Scheune, in die Küche, an drei Orte zugleich. Die Unbekannte entfernte ſich unbeachtet und ging das Dorf hinauf, dem Kirchlein zu. Es war ganz ſtill, wie ausgeſtorben im Dorf, nur kleine Mädchen ſaßen vor den Thüren, die noch kleinere Kinder hüteten, da und dort auch eine alte Ahne mit den Enkelchen.

Die Dame ging leiſe und langſam zwiſchen den wohlbekannten Häuſern durch; das kleine Häuschen am Kirchhofeingang ſchien leer zu ſtehen: die Laden hingen herab, vor den Fenſtern ſtanden noch leere Scherben mit längſt abgeſtorbenen Pflanzen. Sie ſetzte ſich einen Augenblick auf die Thürſchwelle, aber ſie fürchtete aufzufallen und ging weiter, leiſe, langſam über den grünen Kirchhofpfad, ſie kam ſich wie ein ruheloſer Geiſt vor, der die Stätten ſeines Erdenlebens durchwandelt; ſie ging ohne Ziel, ohne Zweck, von einem dunkeln Inſtinkt gezogen, der ſie trieb, noch einmal die Heimath ihrer ſchuldloſen Jugend zu ſehen.

Sie ſtieg die Treppen am Kirchhof hinunter, da lag noch das alte Pfarrhaus freundlich wie immer; die Laden waren geſchloſſen, vielleicht vor der Sommerſonne: es ſchien Lina, es ſei auch dies unbewohnt. Das Gartenpförtlein in den Hof war offen, und von einem unwiderſtehlichen Zug getrieben trat ſie ein.

Es waren noch die Länder und Beete, zwiſchen denen ſie als Kind ſich getummelt, wo Jungfer Chriſtiane ihr Anleitung in der Gartenkunſt gegeben hatte. Die alte Laube ſtand leer, ſie ſetzte ſich, und nun zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit löste ſich das Band, das ihr Herz zuſammengeſchnürt hatte, ſie legte den Kopf auf die Arme und weinte, weinte lange und bitterlich; ihr war als möchte ſie ihre müde Seele auflöſen in Thränen.

Endlich erhob ſie das Haupt, ihr Blick fiel auf die hohe Geſtalt eines Mannes, der mit verſchränkten Armen vor der Laube ſtand. Nicht zum erſtenmal ſah ſie in dieſe ernſten Augen, nie aber waren ſie mit einem ſolchen Ausdruck des tiefſten, innigſten Erbarmens auf ſie geheftet geweſen.

Sie war unerkannt durch das Dorf gegangen; alte Leute, unter denen sie aufgewachsen war, hatten fremd ihrem Gruße genickt, die Gespielin ihrer Kindheit und Jugend hatte lange mit ihr gesprochen, ohne sie zu kennen: Arnold aber hatte sie auf den ersten Blick erkannt. „So sind Sie hieher zurückgekommen?“ fragte er mit weicher Stimme. — „Ich mußte meine Jugendheimath noch einmal besuchen,“ sagte Lina tonlos, „und meiner Mutter Grab sehen und dann —“. — „Und dann?“ — „Ich weiß nicht,“ murmelte sie, „sterben vielleicht, wenn ich den Muth habe.“ — „Und dann?“ — Sie verstummte.

„Wir begegnen uns nicht zum erstenmal,“ begann Arnold wieder, „ich glaube, ich habe eine alte Schuld bei Ihnen zu sühnen.“ — „Wer weiß?“ sprach Lina bitter, „ich zweifle, ob Ihr Segen kräftiger über meine zweite Ehe gewesen wäre.“ — „Nicht deshalb; ich könnte heut noch nicht anders handeln als damals. Aber ich glaube,“ fuhr er leiser, fast demüthig fort, „daß eine Zeit war, wo Gott Ihre junge Seele in meine Hände gelegt hatte. Daß ich sie von mir wies, rechnete ich mir damals an als ein hohes Opfer, das ich dem Herrn dargebracht, — ich fürchte, es war geistiger Dünkel dabei. Ich habe den Irrthum durch lange Jahre tiefer Herzenseinsamkeit gebüßt, in bitterer Reue, als ich später sah, auf welche Irrpfade Sie gekommen. Nun ist meine Seele genesen und mein Lebensweg klar; da, wo Ihre einstige Heimath war, habe ich nun meinen Wirkungskreis gefunden, — wollen Sie die treue Hand eines Bruders annehmen, so sei sie Ihnen von Herzen geboten.“

Keine Seele auf Gottes weiter Erde war so einsam, so rath- und trostlos, so ganz verlassen, wie Lina in dieser

Stunde, und ſie ergriff die Hand, die ſich ihr bot, wie der Ertrinkende das Rettungsſeil.

Da begann ſie und ſchüttete ihre ganze leidensmüde Seele vor ihm aus, den ganzen Gang ihres innern und äußern Lebens. Eine wunderbare Gewalt aber hatten dieſe ernſten, ruhigen Augen, die er fortwährend auf ſie heftete. — Sie hatte ſich entſchuldigen wollen, ihr Unglück, nicht ihre Schuld wollte ſie ihm zunächſt darlegen, aber indem ſie ſprach, wurde ihr, ohne daß er ein Wort einwarf, erſt dieſe ganze Schuld klar: wie ſie früh in kindiſchem Trotze die Leuchte von ſich geſtoßen, die ihr den Lebensweg hätte klar machen können, wie es an ihr geweſen wäre, das Haus, in das ſie nicht die Wahl des Herzens geführt, dennoch zu einem Haus des Segens zu machen, wie nicht ein dunkles Verhängniß, nicht fremde Schuld, ſondern ein eigenwilliges und unerzogenes Herz ſie an den Abgrund geführt hatte, an dem ſie jetzt ſchaudernd ſtand. Ihre Erzählung ward zur Beichte, und wie vernichtet von bitterer Selbſtanklage, verhüllte ſie ihr Geſicht, als ſie zu Ende war.

„Das zerſtoßene Rohr wird er nicht zerbrechen," ſagte Arnold mit milder Stimme als einzige Antwort, „werfen Sie die Hoffnung nicht weg." — „Mein Leben iſt gebrochen, meine Zukunft vernichtet, was bleibt mir, als die Hoffnung auf den Tod?" — „Zunächſt brauchen Sie Ruhe und die finden Sie, wenn Sie mein Haus nicht verſchmähen. Ich glaube, daß Gott einen weitern Weg für Sie ſchon gezeigt hat."

Eine junge, blühende Frau mit ſanften blauen Augen kam, um zu ſehen, wo ihr Mann ſo lange bleibe. Arnold ſtellte ihr die fremde Dame noch ohne Namen als eine frühere Bewohnerin des Pfarrhauſes vor und übergab ſie

ihrer Sorgfalt. In keine beſſern und ſanftern Hände hätte die wege- und thränenmüde Lina fallen können; geſtärkt und erquickt legte ſie ſich zur Ruh in dem ehemaligen Kämmerlein der Jungfer Chriſtiane, zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit zu einem ſüßen, tiefen, erquickenden Schlaf.

Wie in einem Traum, aber in einem freundlichen, fand ſie ſich bei Tage in dieſen alten, wohlbekannten Räumen, die durch ein paar fröhliche Kinder belebt waren. Es wehte ein anderer Lebenshauch hier, als zu den Zeiten des alten Herrn Pfarrers, lebenskräftiger, bedeutender. Aber der Ernſt des Hausvaters war gemildert durch die ſanfte Heiterkeit der Frau, die alles zum Beſten kehrte und allezeit guten Muthes war. Lina wußte nicht, was der Pfarrer ſeiner Frau über ihre Vergangenheit mitgetheilt, aber ſie fand ſich gepflegt und geehrt, wie ein werther Gaſt, nur die Kinder waren etwas ſcheu vor ihr. Von den Dorfbewohnern, die im Pfarrhaus aus- und eingingen, erkannte ſie niemand, und das war nicht zu wundern: die lichtbraunen Haare waren ergraut, die Stirn von tiefen Furchen durchzogen, die einſt ſo ſchlanke, kräftige Geſtalt abgemagert und gebückt. Sie fühlte ſich geborgen in dieſem Hauſe des Friedens, und doch empfand ſie, daß in die Länge hier ihres Bleibens nicht ſei.

Arnold zögerte nicht zu lange, ihr den angedeuteten Ausweg zu zeigen. „Haben Sie Nachrichten aus S., Ihrem ehemaligen Wohnort?“ — „Seit mehr als einem Monat lebe ich ohne allen Verkehr mit der Welt.“ — „So wiſſen Sie nicht,“ ſagte er zögernd, „daß der Banquier Dörner geſtorben iſt?“ — „Auch das noch!“ ſprach Lina ſchmerzlich, „ich hätte ſo gern um ſeine Verzeihung gebeten. Oh, ich weiß, *was* ihn getödtet,“ rief ſie plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ein Geiſtlicher der Reſidenz, mein Jugendfreund, der ihn viel beſucht, ſchreibt mir, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens ſehr ſtill, zurückgezogen, aber in friedlichem Genuſſe reichen Wohlthuns und der Freude am Gedeihen ſeiner Söhne gelebt habe, daß er mit friedevollem, völlig verſöhntem Herzen geſtorben iſt, und daß nach Ihrem Aufenthalt geforſcht wird, weil er Ihnen ein bedeutendes Legat beſtimmt hat." — „Und ſeine Kinder?" fragte Lina athemlos, meine wagte ſie nicht zu ſagen. — „Die Knaben wohlgebildet und begabt, ſind gut untergebracht in Erziehungsanſtalten, aber ein Mädchen iſt da, ein verwaistes Geſchöpf, arm in ſeinem Reichthum, weil ſie niemand lieb hat, nicht ſchön und wenig begabt. Und doch glaubt mein Freund, daß in ſtiller, einfacher Umgebung, unter liebevoller Leitung das Daſein des armen Kindes ſich noch harmoniſch entwickeln könnte, dem bisher glänzende Fertigkeiten und Kenntniſſe aufgedrungen werden ſollten, für die es nicht geſchaffen iſt. Wollen Sie nun die Waiſe an Ihr Herz nehmen und ihr die Liebe und Sorgfalt weihen, die ſie bisher bei Gouvernanten und Inſtitutsdirektricen nicht gefunden?" — „O gerne!" rief Lina mit thränenvollen Augen, „aber wie ſoll ich, deren Kraft gebrochen, deren Seele müde iſt bis zum Tode, wie ſoll ich ein verkümmertes Daſein aufrichten und beleben?" — „Im Vertrauen auf den, deſſen Kraft mächtig iſt in den Schwachen."

Nur zaghaft, mehr als eine Buße, denn als ein Glück nahm Lina die neue Aufgabe über ſich, aber als ſie zum erſtenmal das Kind wieder ſah, an deſſen Bettchen ſie in jener furchtbaren Nacht geruht, bleich, farblos, neben den blühenden Brüdern, den ſcheuen Blick fragend auf die neue Erzieherin geheftet, da erfaßte ſie ein unendliches Mitleid, und eine Kraft kehrte ihr wieder, die Kraft einer reichen, innigen Mutterliebe.

Und wieder ist das Wittwenhäuschen bewohnt, etwas verschönert und zierlicher ausgebaut, stille Blumen, Reseda und Rosmarin duften vor dem Fenster und eine Mutter und Tochter weilen wieder darin in friedevollem Walten. Und wieder gehen sie Abends den schmalen Kirchhofpfad, wo ihnen das Licht vom Pfarrhaus entgegenschimmert; aber der Tochter Blick schweift nicht hinaus in die blaue Ferne, um dort ein fabelhaftes Glück zu suchen. Mit geduldiger, freudiger Sehnsucht schaut sie wohl auf zu den Sternen; auf Erden sucht sie keine andere Heimath als die stille, die sie am Mutterherzen gefunden. Sie hat ihr Geschick begriffen, das sie nicht zur Freude und Zier der Glücklichen, sondern zum Engel der Leidenden, zum Trost der bekümmerten Herzen bestimmt hat, und neidlos sieht sie die Schönen und die Fröhlichen. Ihr ist nicht beschieden, mit vollen Segeln ins blaue Meer hinauszufahren, aber sie hat auch nicht zu fürchten, auf zertrümmertem Fahrzeug durch Sturm und Wellen den Hafen suchen zu müssen.

Für die Tochter ist es längst kein Geheimniß mehr, daß es das Mutterherz war, das sich ihrer annahm mit einer Liebe, einer Treue und Geduld, in der ihre verkümmerte Seele zum Licht erwachte, aber die Brüder, deren fröhliche, stürmische Gegenwart wohl je und je das kleine Dorf belebt, sollen erst später erfahren, wer die Frau Ritter ist, die sich so mütterlich ihrer annimmt, die aus der trübseligen Amelie eine so liebe, freundliche Schwester gemacht hat. Das Legat steht noch in Verwaltung, man glaubt, die unglückliche Gattin des Dichter Leon sei ihrem Mann in die neue Welt gefolgt.

Von diesem selbst hat man nichts mehr vernommen; man vermuthet, daß ein Schiff verunglückt ist, auf dem

er vom Lande der Verheißung in das alte Europa zurückkehren wollte. Und Lina hat gefunden, was ſie nicht mehr auf Erden zu finden gehofft: ein Herz, das ihr angehört in tiefer, inniger, hingebender Liebe; ſie hat gelernt ſtille zu halten dem ſchweren Gericht, das in dunklen Stunden über ihre Seele erging, und ſie hat Frieden gefunden und Vergebung.

Verfehlte Wahl.

Lucie war ſechszehn Jahr alt, eben heute ſechszehn geworden und ſechszehn iſt ein wunderſchönes Alter, was eine ziemlich alte Wahrheit iſt und doch ſelten von denen gehörig anerkannt, die inmitten dieſes goldnen Alters ſtehen. Mit ſechszehn weiß man noch nicht ſo recht, wie man mit ſich ſelbſt daran iſt: mit den Puppen und Kinderſpielen iſt's vorbei, in Geſellſchaft zählt man noch nicht mit, leſen darf man auch noch nicht alles, was man gern möchte, und hat den Muth nicht, an allerlei ſchöne Sachen zu denken, die ſich ſpäter ereignen könnten. Achtzehn, denkt man, ja achtzehn! Das muß ein ſchönes Alter ſein, da ſind die Roſen aufgegangen, die jetzt noch ſo in grüner Knoſpe liegen, da darf das Myrthenbäumchen knoſpen, das man jetzt noch in aller Stille hinter die Gardine ſtellt! Mag ſein, und doch iſt ſechszehn eine ſchöne goldne Zeit, lieblich wie die erſten ſonnigen Märztage, und Veilchen und Schneeglöckchen ſind nicht zu verachten, wenn es auch noch keine Roſen ſind.

Daß der Reiz dieſes Alters ein unbewußter iſt, thut nichts, das meiſte Glück auf Erden iſt unbewußt. Bewußtes Glück iſt faſt ſchon fliehendes Glück, nicht umſonſt hat man von uralten Zeiten her eine Scheu, ſein Glück zu berufen.

Es gibt im Frauenleben, nicht in jedem Frauenleben, nur zwei Augenblicke vollen, bewußten, ſüßen Erdenglücks,

der eine ist nach dem Ja einer glücklichen Braut, der andre tagt für die Mutter, die ein liebes Kindlein eigen nennen darf. Jede andre Lebensperiode, jede andre Lage kann Frieden bieten und Freuden, Ruhe und Behagen; Glück, volles seliges Glück, kennt sie nur noch in Stunden, in Vorahnungen, die nicht mehr der Erde gehören.

Lucie also war sechszehn, eine recht frische Knospe, die eine blühende, wenn auch keine wunderbare Rose verhieß, ein helles und fröhliches Herz, ein gutes und unverbildetes Kind. Sie hatte den Morgen ihres Wiegenfestes nicht mit begehrlichen Wünschen und Träumen begonnen, die guten heiligen Vorsätze von der Konfirmation her waren noch nicht in ihrer Seele verklungen; ach diese Vorsätze! diese hellen Blüthen am jungen Lebensbaum, wie viele davon werden verweht, wie viele taube Blüthen sind darunter, bis das Herz lernt, auf eigne Kraft verzichten und sich stille ins Licht der ewigen Sonne stellen, damit sie zur Reife bringe, was noch geblieben ist.

Heute, am Geburtstage, war es nicht schwer, diese Vorsätze zu halten, es lag ein Festhauch über dem ganzen Hause. Die Mutter ließ einmal wieder ihrer Liebe den freien Lauf und drückte das Töchterlein recht innig ans Herz, was im Alltagsleben, wo es oft so viel zu zanken und zu ermahnen gab, gar selten vorkam; der Vater, der gern allen Rührungsanstalten aus dem Weg ging, hatte ihr doch die Hand gegeben und mit unterdrückter Bewegung gesagt: „ja, ja, du wirst groß und alt, bleib nur brav;“ die Geschwister waren in festlichem Zug in ihr Stübchen gekommen, um ihr allerlei werthvolle und nützliche Geschenke, als da sind: Nadelbüchsen, farbiges Postpapier, eine blaue Kaffeetasse ꝛc. zu verehren; Jedes wollte das Beste und Willkommenste ge-

bracht haben: „gelt, Lucie, Nadeln braucht man immer?“ rief die kleine Luiſe, „und du läßt Dampfnudeln kochen?“ Der jeweilige Feſtkönig oder die Königin hatte nämlich nach den beſtehenden Hausgeſetzen das Recht, das Mittageſſen zu beſtimmen. „Nein, Lucie, Pfannkuchen!“ rief Heinrich, „Nadeln ſtechen und man verliert ſie auch, da ſieh meine Kaffeetaſſe, was für ein ſchöner blauer Vogel darauf iſt.“ „Aber ſo blaue Vögel gibt's nicht,“ bemerkte Franz ſehr weiſe, „und die Taſſe zerbricht, da ſieh das ſchöne Papier und auf dem weißen ſind Blümchen; und Zwetſchen und Schwedenklöſe ſind viel beſſer, als Pfannkuchen.“

Lucie küßte die Geſchwiſter der Reihe nach, nicht beachtend, daß die ungalanten Buben ſorgfältig wieder die Wange abwiſchten; ſie zeigte ſich gehörig überraſcht und erfreut über jedes der Geſchenke und entſchied die große Frage wegen des Mittageſſens für ſüßen Pudding, welche kühne Idee von den Kindern mit bewunderndem Staunen aufgenommen wurde. So hoch hätte ſich keines der Kleinen verſtiegen, aber freilich die große Schweſter, die der Mutter ſchon helfen konnte, die durfte ſchon einen ſo verfeinerten Geſchmack zeigen. „Und heut Nachmittag nach der Schule ſpielſt du mit uns!“ jubelte Heinrich, „Glock und Hammer oder Lotto.“

„Und beim Licht erzählſt du, gelt, Lucie?“ fragte Luiſchen, „Du kannſt's ſo ſchön!“

„Alles, alles,“ verſprach die gefeierte Schweſter, glücklich im Gefühl der häuslichen Liebe und ging mit der kleinen Schaar hinüber zum Frühſtück. Neben der Geburtstagschocolade, zu der Heinrich eifrig die Feſttaſſe mit den blauen Paradiesvögeln aufſtellte, prangte eine rieſige Brezel, eine Gabe von Rike, der alten Magd, dem Schatz und zugleich der Tyrannin des Hauſes, die ſich auch mit ihrem Glückwunſch

einſtellte: „grat'lir Ihne, Fräle Lucie (ſie hatte ſich etwas ſchwer zu Sie und Fräulein entſchloſſen, was ihr doch jetzt erforderlich ſchien), „werdet Sie nur ſo brav, wie Ihne ihr Frau Mama, daß Sie auch ſo einen braven Herrn bekommen, wie Ihne ihr'n Herrn Papa." Lucie dankte freundlich für den Glückwunſch, über den ſie im Stillen lächeln mußte, — allen Reſpekt vor dem Papa und vor dem häuslichen Glück der Eltern, aber bei ihr mußte es doch einmal noch ſchöner kommen, noch viel ſchöner. Ein zierlicher Arbeitstiſch, das Feſtgeſchenk der Eltern, krönte Luciens Wünſche. Wie hübſch war es, nun ein eigen Plätzchen zum Arbeiten zu haben, nicht mehr die langweilige Ecke am großen Eßtiſch. Von der Fenſterniſche, wo es ſtand, ſah man weit über die Häuſer weg auf den Waldhügel, wo die alte Burgruine ſtand, ein trauliches Plätzchen für junge Gedanken

Während Lucie alte und neue Schätze an Seidenſternen, Fadenröllchen, Scheeren und Nadeln in die Fächer ordnete, lauſchte ſie dazwiſchen, ob ſie nicht den ſchweren Tritt der Sondelsberger Bötin vernehme, denn Lucie erwartete noch einen Feſtgruß. Einen unverfänglichen, — das Pfarrtöchterlein in Sondelsberg war ihre intimſte Herzensfreundin, mit der ſie einen höchſt wichtigen, ununterbrochenen Briefwechſel führte. Der Doktor, Luciens Vater, meinte zwar, ſie könnten's mündlich verſehen, da Sondelsberg nur zwei Stunden von Feldſtadt entlegen war, die Mädchen aber dachten nicht ſo; ſie hatten nicht nur Briefe auszutauſchen, ſondern auch noch alles Neue und Schöne, was ſie von Literatur habhaft werden konnten, entlehnt natürlich, denn zum Bücherkaufen ſind die Papa's in der Regel nicht ſehr aufgelegt, ſo lang es noch redliche Seelen gibt, von denen man entlehnen kann.

Die Bötin hatte bis jetzt sämmtliche Kommissionen für das Pfarrhaus gegen ein jährliches Honorar von einem Kronenthaler besorgt, wozu noch je und je ein Kelchlein Schnaps nebst einem halben Pfund Kaffee vom billigsten zu Weihnachten kam. In Anbetracht der wachsenden Korrespondenz aber hatte sie wahrhaftig eine Zulage von einem Gulden erlangt; dazu kam noch gratis das Hochgefühl, eine stets willkommene Erscheinung zu sein.

Um zehn Uhr wirklich erschien ihr breites, wettergebräuntes Gesicht auf der Schwelle. „Hat Sie Bücher, Kellenbienzin?“ rief ihr Lucie entgegen. „Ei, was Bücher!“ war die stehende Antwort der Bötin, „leset in der Bibel!“ Aber mit beglückender Miene zog sie aus ihrem Tragkorb ein schönes junges Myrthenbäumchen, sorgsam mit einer Papierkappe verwahrt. „So, das schickt Ihnen die Jungfer Julie, hab's zulieb von einem Stuttgarter Gärtner holen müssen; um ein Heidengeld, gern einen halben Gulden,“ sagte sie, um den Werth der Gabe zu erhöhen, während Lucie mit freudigem Erröthen ein Rosablättchen aus den grünen Blättern löste, und eilig der Bötin ein Stück Geburtstagsbrezel nebst einem Glase Wein auftrug, um ungestört in einem sichern Eckchen das wichtige Blatt zu lesen.

Herzensgeheimnisse tauschten die Mädchen noch nicht aus, obgleich Julie, die zwei Jahre älter war, öfter bedeutsame Anspielungen auf einen jungen Praktikus machte, der sich zu Sondelsberg niedergelassen, — Gedichte waren es, die ersten Ergüsse ihrer jungen Muse, die sie sich zusandten, und dann wieder, so oft sie zusammenkamen, mit hohem Genuß einander vorlasen; ein Genuß, bei dem meist Geben seliger ist, als Nehmen. Ein Gedichtchen war denn auch auf dem Rosapapier enthalten, eine Zugabe zu dem Myrthen-

bäumchen, in etwas mangelhaften Distichen, die jedoch Lucie mit hoher Befriedigung las bis zu dem Schluß, der ein tiefes Erröthen hervorrief.

Wann denn die Myrthe dereinst die glückliche Braut wird bekrönen,
O so gedenke auch mein, die sie voll Liebe Dir weiht.

Die Mutter hatte ihr über die Achseln gesehen und fuhr lächelnd mit der Hand über das rosige Gesicht: „nun, bis dahin hat's noch gute Wege." Das dachte Lucie auch, doch stellte sie das Myrthenbäumchen recht sorgsam in die sonnige Fensterecke bei ihrem Arbeitstischchen neben die knospende Monatrose und versuchte, sich ruhig an die Arbeit zu setzen, denn die Bereitung des Festmahls hatte diesmal die Mutter übernommen.

Mit dem ruhig Arbeiten wollte es aber nicht so recht gehen; ein Lebensabschnitt ist noch so wichtig für a lady in her tens, wie der Engländer sagt, und neben den frommen Vorsätzen, mit denen sie den Morgen begonnen, wogten und webten allerlei süße, unbestimmte Träume und Bilder durch ihre Seele. Nach dem alten Volksbrauch, den sie der Rike abgelernt, griff sie nach dem Gesangbuch, um einen bedeutsamen Vers für den Tag aufzuschlagen. Es war ein Vers des altbekannten schönen Liedes: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl."

Wie oft bist du in große Noth
Durch eignen Willen kommen,
Da dein verblend'ter Sinn den Tod
Für's Leben angenommen,
Und hätte Gott dein Werk und That
Ergehen lassen nach dem Rath,
In dem du's angefangen,
Du wär'st zu Grund gegangen.

Das ſchien ihr nun nichts beſondres Schönes und Glückverheißendes, wie ſich's für heute geſchickt hätte, es paßte eigentlich auch ganz und gar nicht für ſie; ſie legte das fromme Buch unbefriedigt bei Seite und ſah träumend hinaus in die winterliche Landſchaft. Etwas Beſonderes, meinte ſie, ſollte ſich doch an dieſem denkwürdigen Tag noch ereignen; mit dem ſüßen Pudding war das häusliche Feſtprogramm erſchöpft und der hatte nun eben nicht mehr den Werth wie vor acht Jahren.

Da läutete es am Haus und Emilie, die Tochter der verwittweten Frau Amtspfleger gegenüber, ſprang athemlos, mit fliegenden Locken die Treppe herauf. „Eine Schlittenfahrt, Lucie, eine Schlittenfahrt!" rief ſie ihr von weitem zu. „Kameralverwalters haben ſie veranſtaltet, rüſte dich nur!" Lucie ward roth vor Freude und Ueberraſchung, verſetzte aber gleich wieder kleinlaut: „Du weißt, der Vater fährt nicht mit, er ſagt, er habe ſein Pferd, um zu Patienten zu fahren, nicht für's Plaiſir." „Aber ich ſoll dich ja einladen!" rief Emilie triumphirend; „Frau Kameralverwalter ſchickt mich, wir Mädchen werden vertheilt, weißt ja wohl, wir haben auch keinen Schlitten daheim als meines Bruders Bergſchlitten; und ich fahre doch mit!" „Ja du," meinte Lucie, „das iſt ein andres, dich braucht man überall." „Nun ja, wenn auch," lächelte Emilie ſelbſtgefällig, „diesmal will man aber dich auch dazu; Frau Kameralverwalter hat mich beauftragt, rüſte dich nur." „Ich weiß aber nicht," ſagte die Mutter, der die wichtige Neuigkeit von Lucie mit freudeglühendem Antlitz mitgetheilt wurde, „Lucie iſt ja noch nie ohne mich ausgeweſen, und ſie iſt noch zu jung." „O, Frau Doktorin, wie lang wollen Sie ſie noch in der Kinderſtube behalten!" rief die erfahrne Emilie, „wie würde das die

Frau Kameralverwalter übel nehmen!“ „Es iſt wahr, ſie will nur der Kleinen die Ehre anthun, ſie würde es ſehr übel nehmen,“ entſchied die Mutter bei ſich, mit dieſem triftigen Grund jedes Bedenken niederſchlagend, und ſie ſicherte zu, daß Lucie um ein Uhr bereit ſein werde.

O junge Lucie! wo ſind all die ſchönen Plane und Gedanken vom Morgen geblieben: wie du deine Freude und dein Glück allein im Kreis der Deinen ſuchen wollteſt, der Mutter eine treue Tochter, den Geſchwiſtern die liebende hingebende Schweſter ſein? Etwas wie Reue zog durch ihr Herz, als die Geſchwiſter, die von der Schule heimtobten, ſie an all die Verſprechungen vom Morgen mahnten. „Ich gehe zu einer Schlittenfahrt, aber ich bringe Euch etwas Gutes mit,“ ſagte ſie beſchwichtigend, und ſchenkte noch zur Beruhigung ihres ſchweſterlichen Gewiſſens den Brüdern lang geſparte Bildchen und Louischen ein koſtbares, oft begehrtes Püppchen, das ſie noch aufbewahrt und nicht lange zuvor neu gekleidet hatte. Der Vater, der gewöhnlich ſehr müde und erſchöpft nach Hauſe kam, wollte ſo wenig wie möglich mit häuslichen Anfragen und Angelegenheiten behelligt ſein; hatte die Mutter Erlaubniß zu etwas gegeben, ſo wurde die ſeinige gewöhnlich ſtillſchweigend vorausgeſetzt, wenn er dann freilich einmal ein Veto einlegte, ſo war es ein ſehr entſcheidendes. Lucie war nur noch mit halbem Herzen bei dem leckern Feſtmahl, das von den Brüdern gehörig gewürdigt wurde; ihre Gedanken waren bei der Garderobe, die noch herzuſtellen war, bei der Geſellſchaft und der Fahrt, — nicht eben mit ungetheilter Luſt und Verlangen, es war ein gewiſſes Bangen dabei, aber die Mutter fühlte mit ſtillem Leid, wenn ſie nach dem Kinde hinüber ſah, daß nun ihr Leben, ihre

Freuden, ihre Intereſſen ſich zu trennen begannen vom Leben des Vaterhauſes.

Muß das ſo ſein, oder läßt es ſich ändern? wer will ein Arges finden an der harmloſen Jugendluſt, die ihr eignes Anrecht an eigne Lebensfreude zu fühlen beginnt? muß nicht das flügge Vöglein ſeine Schwingen proben, eh es ſich das eigne Neſtchen baut? Wer will den Stab brechen über Spiel und Scherz und Tanz, die natürlichen Aeußerungen der Lebenskraft und Lebensfrende. Liegt doch in ſchuldloſer Jugendluſt ein unbewußtes Lob des Schöpfers, wie im fröhlichen Gezwitſcher der Vögel und im neckiſchen Spiel der Lämmer.

Wer aber will die Grenze ziehen, wo die Luſt aufhört, ſchuldlos zu ſein, wo ſie eine Scheidewand bildet zwiſchen dem Herzen und ſeinem Gott, wo die Herrſchaft der Welt beginnt und das ſtille Reich des ewigen Geiſtes zur Seite drängt? Das iſt die Frage an jedes einzelne Herz, denn die Welt und ihre Gefahr liegt für jedes Herz nach einer andern Seite. Du kannſt dein Kind ausſchließen von Bällen und weltlichen Geſellſchaften, du kannſt vielleicht ſelbſt die Luſt dazu in ihm ertödten, aber kannſt du ſeine Seele mild erhalten und demüthig, liebevoll und hingebend, heiter und harmlos mit den Fröhlichen? Es gibt prieſterliche Seelen, die unberührt von Welt und Weltluſt durch's Leben gehen können, aber ſie ſind nicht das Werk eines menſchlichen Erziehers, und wer die Seele ſeines Kindes offen erhalten kann in Luſt oder Leid für die Stimme des Herrn, die an jedes Herz zu ſeiner Stunde beſonders tönt, der hat gethan, was er konnte, auch wenn er ihm ſein beſcheiden Theil von Jugendfreuden gegönnt hat.

Durch der Mutter Seele mochten ſolche Gedanken ziehen, Lucie hatte dazu nicht Zeit. Das Mahl war geendet, der Doktor, der ſonſt ein behagliches „Tiſcheln“ liebte, ſah mit ärgerlichem Brummen, wie die ganze Tiſchgeſellſchaft auseinanderſtäubte, um zu dem großen Werk von Luciens Toilette beizutragen, die noch nicht auf ſolche Ereigniſſe, wie eine Schlittenfahrt, eingerichtet war. „Heinrich, bitte, hol' meine Stiefelchen! Louischen, bring' auch meinen Hut! Mutter, nicht wahr, du borgſt mir deine Pelzmanſchetten!“

Mit ſechszehn Jahren iſt übrigens die Toilette noch keine ſchwierige Sache! eben griff Lucie nach dem alten Muff der Großmutter ſelig, von ächtem Marderpelz, ein Familieneigenthum, das ſie ſich bisher noch nie angemaßt, da läutete es an der Hausthür; „iſt's ſchon Emilie?“ Nein, es war nur das Laufmägdlein der Fräulein Berg im Hinterhaus: „Fräulein Lucie ſollen doch geſchwind noch zum Jungfer Lieschen kommen.“ „Unmöglich!“ rief Lucie, „auf den Abend!“

„Lucie, Kind! du mußt einen Augenblick hingehen!“ bat die Mutter, „das gute Lieschen arbeitet ſchon ſeit Wochen an einer Ueberraſchung für dich und freut ſich darauf wie ein Kind!“ Wie hatte ſich Lucie ſelbſt gefreut auf dies verheißne Geſchenk Lieschens, das dieſe ſorgſam vor ihr verſteckte, und auf das ſie nur geheimnißvolle Anſpielungen machte, und wie war es ihr jetzt ſo läſtig! „Meinetwegen! ich komme geſchwind! adieu, lebt wohl!“ Mit dieſem flüchtigen Abſchied flog ſie aus dem Haus und die ſteile Treppe des Hinterhauſes hinauf in das Stübchen der zwei Schweſtern, das in ſeinem ungebrochenen Frieden und ſeiner tadelloſen Ordnung einen Gegenſatz zu aller Unruhe der Welt bildete.

Da ſaßen ſie, wie ſie ſeit zwanzig Jahren an jedem Wochentag geſeſſen waren, denn ihre Tafel war längſt auf-

gehoben. In dem hübſch meublirten Zimmer, in das man zuerſt eintrat, war Mathilde, die jüngere Schweſter, von der die Sage ging, daß ſie einmal ſchön geweſen ſei; Mathilde war tiefſinnig, junge Mädchen betrachteten ſie mit Scheu und Intereſſe, weil es hieß, ſie ſei durch unglückliche Liebe ſo geworden: darum ſaß ſie immer allein hinter herabgelaſſenen grünen Vorhängen und ſtickte in Seide und Perlen in prächtigen bunten Farben, Blumen, Vögel, Schmetterlinge und ihr eignes Leben war ſo dunkel, ſo farblos!

Im innern Stübchen, wo das große Himmelbett der ſeligen Eltern ſteht, das nun der Schweſtern Ruheſtätte iſt, da iſt der helle liebe Sonnenſchein, da leuchten Lieschens klare braune Augen aus dem apfelrunden alten Geſicht, dem man gewiß anſieht, daß es all ſein Lebenlang keine Anſprüche auf Schönheit gemacht hat, — auch gar keine. Da ſitzt Lieschen auf dem Fußtritt am Fenſter mit ihrer ewigen Weißſtickerei, die nicht ſtirbt wie der König, weil ſtets ein Nachfolger bereit iſt, ihr zur Seite das Schüſſelchen mit Hollunderthee, mit dem ſie hie und da die müden Augen ſtärkt, vor ihr der Stuhl, auf dem das neue Teſtament, der Pſalter und noch ein kleines Gebirge religiöſer Brochüren aufgethürmt iſt, aus denen ſie ihre Seele erquickt. All ihre Freunde ſchenken ihr fromme Bücher und Traktätchen, und da ſie aus Pietät kein's davon aus ihrer Nähe verbannen will, ſo würde das Gebirg anwachſen, bis es über ihrem Kopf zuſammenſtürzte, wenn nicht immer wieder andere Bekannte, zumal die Armen und Kranken, die Vergeſſenen und Betrübten, von den Büchern entlehnen würden. Denen allen leiht ſie Lieschen gern und fordert ſie nicht wieder. „Man muß ein frommes Buch nie zurückverlangen," meinte ſie, „man weiß nicht, wo der liebe Gott ſein Werk damit treibt."

Lieschen ist lahm, durch einen Unglücksfall von früher Kindheit auf: ihr zur Seite lehnen die Krücken, mit deren Hilfe sie allein sich bewegen kann, darum konnte sie auch der jungen Lucie, die in ihrem Winterstaat eilig mit glühendem Gesicht hereinstürmte, nicht entgegengehen, sie grüßte sie nur freundlich aus ihren guten braunen Augen: „ei, ei Kind, wie eilig! was ist denn los in der Welt? zu uns hast du dich nicht so prachtsmäßig herausgeputzt und nicht so warm eingemukelt!“ „Ach nein,“ rief in höchster Eile Lucie, „es ist eine Schlittenfahrt, alles wartet auf mich, nur weil Sie gesagt haben.....“ „Ja, ja freilich, da hat's Eile,“ sagte in gutmüthiger Ruhe Lieschen, während sie aus ihrem großen Arbeitskorb mit strahlendem Gesicht ein leichtes Päckchen zog, „so warm eingehüllt und nicht einmal einen Schleier über das liebe Gesichtchen! da werden die Rosen ja blau, wie wäre ein schwarzer Schleier so nett auf dem himmelblauen Hütchen!“ „Ach freilich,“ seufzte Lucie, indem sie das rosa Seidenpapier des Päckchens, das Lieschen ihr überreichte, schüchtern öffnete: „ah!“ rief sie überrascht; der feinste schwarze Spitzenschleier, wie von Feenhänden gestickt, fiel ihr in die Hand; „ach wie schön! und wie gut von Ihnen, die feine Arbeit mit Ihren müden Augen!“ „Ei, ich mußte doch auch eine kleine Abwechslung haben von dem ewigen Weiß! Bück dich, Kind, daß ich dir den Schleier festbinde. So, nun, Vöglein, flieg' aus, daß dir deine Schlitten nicht davon fahren!“ Und dahin flog Lucie nach einigen eilig gestammelten gerührten Danksagungen; mit düstrem Blick sah Mathilde ihr nach, mit hellem und zufriednem das arme Lieschen, die nie des Lebens Herrlichkeiten gekostet. Nun hatte sie schon wieder einen vergnügten Menschen gemacht.

Die Schlitten waren ſchon auf dem Marktplatz verſammelt und klingelten mit ihren Schellen zuſammen, einige Damen in Mantel, Muff und Schleier trippelten hin und her, um ſich zu erwärmen. Emilie, die allenthalben der ordnende Genius ſein wollte, rannte hin und her, als Adjutantin der Frau Kameralverwalter. „So, kommſt du endlich, Lucie! bald wären wir ohne Dich fortgefahren; nur her, es iſt ſchon arrangirt, wir kommen in Kameralverwalters Schlitten. Da iſt ein warmer Schafpelz auf dem Boden, und ſo ein netter Vetter fährt mit!“ flüſterte ſie Lucien äußerſt profitabel zu.

Nun arrangirte ſich die Fahrt, die vorhandenen Damen wurden von artigen Herrn in die Schlitten vertheilt und abgeführt; etlich Bejahrtere und minder Schöne, die im Reſt geblieben waren, wurden ohne weiteres dem Herrn Rechtskonſulent Haderer, einem Junggeſellen und Weiberfeind, zugeſchoben. Emilie, die ſich ſelbſt mit ihren ſchwarzen Locken unter einem roſa Hut bezaubernd vorkam, hatte ſich mit ſchlauer Beſcheidenheit auf den Rückſitz von dem ſehr eleganten Schlitten Kameralverwalters geſetzt: ſo kam ſie neben den Neffen, Robert Volkmann, ein bald ausſtudirter Student, wie der Kameralverwalter ihn vorſtellte; die arme Lucie aber wurde im Fond zwiſchen den Kameralverwalter in der Wildſchur und ſeine Frau im wattirten Mantel einquartirt, wo ſie zwar nicht frieren, aber auch kaum athmen konnte. Der mitleidige Neffe erbot ſich zwar mit Freuden, den Platz zu räumen und zu kutſchiren, dem Onkel aber waren, wie er ſagte, ſeine Knochen zu lieb, um ſie ſo einer leichtſinnigen Studentenhaut anzuvertrauen. „Es iſt nur, bis man eine Weile fährt,“ meinte er, indem er ſich gehörig ausdehnte, „dann ſitzt man herrlich, nicht wahr, Fräulein Lucie?“ „O gewiß, ich ſitze ganz bequem,“ verſicherte dieſe, obgleich ſie

ſich nicht rühren konnte, und in der That, ihr junges Köpfchen ſah zwiſchen den zwei alten ganz vergnügt in die Welt hinaus. „Raum iſt in der kleinſten Hütte," hub der Neffe luſtig an zu deklamiren; der alte Trompetermelcher, ein ehemaliger Militair, der zum Vorreiter zugeſtutzt war, ſtieß ſchmetternd in ſeine Trompete, und mit luſtigem Geklingel flog der Zug hinaus an der gaffenden Volksmenge vorüber.

Hinaus, hinaus aus den winkligen Gaſſen, hinaus auf die ſchneehelle, ſonnenbeſchienene Fläche an den eingeſchneiten Bäumen und ſchimmernden Hecken vorüber; hinaus in die weite, weite Welt, die ſich ſo endlos vor den Blicken dehnte, hinaus in lauter, heller, lichter Jugendluſt! Robert unterhielt die Mädchen mit allerlei luſtigen Studentengeſchichten, daß ſie gar nicht aus dem Lachen kamen, ſie hätten auch nicht anders können als lachen; alles war unwiderſtehlich luſtig: der alte krumme Wegweiſer an der Straße, der dem langen Rechtskonſulenten ähnlich ſah, die Bauernbuben, die mit ihren Bergſchlitten und weit aufgeſperrten Mäulern am Wege ſtanden, die Hunde aus dem Dörfchen, die ſich kläffend und bellend dem Zug auf eigne Rechnung anſchloſſen; — Geburtstag und Vorſätze, Eltern und Geſchwiſter glitten nur ſo raſch wie im Schlittenflug durch Luciens Sinn, und hätte ſie nicht mit ſtillem Vergnügen den leichten ſchwarzen Schleier im Winde wehen ſehen, das arme lahme Lieschen wäre nicht einmal im Flug in ihren Gedanken aufgetaucht. Emilie mit ihrer oft bewunderten Unterhaltungsgabe ſuchte jede etwaige Lücke des Geſprächs auszufüllen, Robert aber wandte ſich viel mehr dem einfachen blauen Hut zu, als Emiliens roſenrothem Prachtſtück, das ihr die Mutter, wie ſo viel andern unnöthigen Putz, alles aus Mitleid gekauft hatte, weil ſie eben ein armes Waislein ſei. Das arme Waislein ließ ſich's nicht

lange verdrießen, daß ſie diesmal neben dem Backfiſch die zweite Rolle ſpielte, ſie ſah mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung, d. h. mehr auf eine ſolide Parthie, als auf einen angenehmen Courmacher und war gutmüthig genug, der Lucie, dem Kind, auch ein Vergnügen zu gönnen, die ja ohnehin in der That gar keine Schönheit war: das Bischen rothe Wangen und blaue Augen und blondes Haar!

Der Trompetermelcher blies einen ſchmetternden Tuſch, der Zug war angelangt vor der Krone in Ingelsberg, einem der Phönixe von guten Gaſthöfen, wie ſie hie und da in den obſkurſten Orten auftauchen. Doch veranlaßte die Anfahrt einigen Schreck, einiges Hin- und Herrennen in der Krone: die Schlittenfahrt war etwas zu ſpät angeſagt worden.

Man ſtrömte in den äußerſt kunſtloſen obern Saal, wo der eilig geheizte Ofen Glutſtröme ausgoß, während der übrige Theil des Zimmers noch unheimlich kalt war, — allmälig gruppirte ſich die Geſellſchaft auf den hölzernen Stühlen um die langen, ſchmalen Tafeln mit roth und blau gewürfelten Teppichen bedeckt; ungeheure irdene Kaffeetöpfe erſchienen, der berühmte gute Kaffee der Kronenwirthin erwärmte die Herzen von innen, und die heiterſte Laune belebte bald die bunte Geſellſchaft. Lucien hatte die Frau Kameralverwalter unter ihre Fittiche genommen, zu ihrer linken Seite ſetzte ſich der Neffe Robert, — es war ihr zu Muthe wie in einem Traum; dieſe erſte größere Geſellſchaft wirkte in der That berauſchend auf ſie, — ſie hörte das Geſumm und Getöſe fröhlicher Stimmen, fühlte, wie die Hand der alten Frau liebkoſend über die glatten, glänzenden Scheitel ihrer blonden Haare ſtrich, ſie lauſchte dem heitern Geplauder Roberts und gab lachende Antworten, ſie ſtimmte mit ein in die Lieder aus alter und neuer Zeit,

die von alten und jungen Herrn angeſtimmt wurden, — alles halb träumend; was Andern die liebe, lichte Proſa war, das geſtaltete ſich ihr zum bunten Mährchen voll Licht und Glanz.

„Du biſt ja ganz verzückt!“ rief Emilie ſchelmiſch zu ihr hinüber, die ihre charmante Unterhaltung zwiſchen dem verwittweten Poſthalter und Herrn Haderer theilte, obgleich ſie keineswegs geſonnen war, „ihr Herz, ihr liebenswürdig Selbſt“ zu ſo herabgeſetztem Preis abzugeben. — Lucie nickte ihr lächelnd zu, ſie war zu innerlich fröhlich, um viel reden zu können.

Der Kaffee war längſt getrunken, der dunkelrothe Wein, auch einer der Magnete des Gaſthofs zur Krone, ſteigerte die allgemeine Heiterkeit auf einen ſehr hohen Grad. Lucien ſtörte das nicht in ihrem glückſeligen Traum, lächelnd ſtieß ſie mit ihrem Nachbar, deſſen Fröhlichkeit nicht die Grenzen des Anſtands überſchritt, auf die zahlloſen Toaſte an, die immer witziger, immer ſchallender belacht wurden. „Unſre Zukunft!“ trank ihr Robert zu. „Ach wäre doch die Zeit ſchon da,“ hub etwas ungeſchickt der Kameralverwalter an und jubelnd ſtimmten Alle ein:

Ach wäre doch die Zeit ſchon da,
Die noch ſo ferne ſcheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf immer uns vereint!

Hinter der Bretterwand, die den großen Saal in zwei Hälften ſchied, hatte man längſt allerlei verdächtiges Geräuſch und Gerumpel gehört. „Die Honoratioren von Backenheim haben heut auch eine Schlittenfahrt hieher gemacht,“ ſagte auf Befragen der Wirth mit einiger Verlegenheit. Backenheim und Feldſtädt nämlich, ſonſt zwei ſehr befreun-

dete Städte, lebten ſeit längerer Zeit geſpannt mit einander, weil die Feldſtädter widerrechtlich das letzte Liederfeſt an ſich geriſſen hatten.

Eine Zeitlang hörten auch die Feldſtädter mit dumpfem Groll, wie die Backenheimer hinter dem Bretterverſchlag auf eigne Hand jubilirten und anſtießen; als aber die Heiterkeit immer höher ſtieg, da erhob ſich ein großherziger Verwaltungsaktuar mit dem Rufe:

Groll und Rache ſei vergeſſen,
Auch dem Todtfeind ſei verziehn!

und riß mit Bärenſtärke ein Stück des trennenden Verſchlags weg. Mit lautem Beifallsjubel wurde dieſe Großthat von drüben aufgenommen, Stück für Stück der trennenden Wand wurde entfernt und hinter jedem gelösten Brett kamen ein paar neue freudeglitzernde Backenheimer Köpfe zum Vorſchein, allgemeine Verſöhnung! Rund- und Chorgeſänge, Verſuche zu tanzen, die aber aus Mangel an Raum und Muſik ſcheiterten, denn das Klavier, das oben im Saale ſtand, erwies ſich als gänzlich heiſer und unbrauchbar, obwohl es der Unterlehrer mit Fäuſten und Füßen grauſam behandelte, ſo daß man von dieſem Wunſche abſtehen mußte und ſich mit neckiſchen Geſellſchaftsſpielen behalf.

„Meine Herrſchaften, es iſt eingeſpannt," meldete der Wirth, bei dem einige ſolide und nüchterne Mitglieder der Geſellſchaft längſt die Zeche berichtigt hatten, und nun zum Aufbruch trieben. Neues Getümmel! furchtbare Verwirrung, bis all die Mäntel und Ueberzieher, Hüte, Schleier, Muffe, Boas, Pelzmanſchetten und Fußſäcke von den verſchiedenen Eigenthümern auseinandergeleſen waren. Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr poetiſch finden. In dem Fußſack der Frau Oberamtmännin hatte ſich eine Katze eingeniſtet, an der

Boa der Frau Salzfactor zerrten bellend und knurrend ein paar Hunde. Ledige Mitglieder, die nichts zu verlieren hatten, ſangen dazwiſchen aus allen Tonarten: „Nun ſchwingen wir den Hut, der Wein, der Wein war gut.“ Lucie mit all der mädchenhaften Pietät für ihre hübſchen Sachen war ſehr bekümmert, ſie aus dem Chaos herauszufinden. Robert aber zeigte ſich als hilfreicher Kavalier und half ihr und der Tante zu ihrer Garderobe und in den Schlitten. Vor dem Haus war das Getümmel aufs Höchſte geſtiegen, der Trompetermelcher, zum Reiten nicht mehr geeignet, wurde einem Schlitten hintenauf gepackt, und endlich nach unſäglichen Schwierigkeiten und Verwirrungen ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und die Glöckchen klangen hinaus in die ſtille Nacht.

Lucie war durch das Getöſe und Treiben und Lärmen etwas ängſtlich und betäubt geworden, jetzt aber beim Hinfliegen über die ſtille, ſchneeweiße Fläche, darüber den ſternhellen Himmel und das klare Mondlicht, ſog ſie wieder den ganzen Zauber der wundervollen Nacht in ſich, es ſtörte ſie nicht, daß Robert ein humoriſtiſches Mondlied anſtimmte, ſie lachte herzlich dazu, noch mit Thränen in den Augen. „O, wären wir doch daheim!“ ſeufzte die Kameralverwalterin, „ich habe ſo kalte Füße.“ „O kämen wir doch nie heim!“ dachte Lucie, ſie hätte fort und fort ohne Ende ſo hinfliegen mögen.

Es nimmt alles ein Ende. „Alles geht vorüber, Alle Töne verhallen, und die ſchönſten Stunden ſchlagen aus,“ wie uns eine äußerſt wahre, ganz unbeſtreitbare Stammbuchſentenz verkündigt, und ſo hielten auch in dieſer denkwürdigen Nacht die Schlitten Nachts um zehn Uhr auf dem Marktplatz, — die Leute waren meiſt etwas verkühlt und

ziemlich ſtill; außer der tragiſchen Entdeckung, daß Herr Buchhalter Müller, der auf dem letzten Reiber fuhr, ſeine Dame, die ledige Schwägerin des Apothekers, unbemerkter Weiſe verloren hatte, waren alle glücklich angelangt.

In größter Verlegenheit bot der Buchhalter Freiwillige zu einem Streifzug nach der Verlornen auf, die ihnen bereits vor dem Stadthor auf eignen Füßen entgegen kam; ſie war, wie ihre Schweſter, die Apothekerin, ein Weib aus dem Volke, und ſchnitt die ſchüchterne Entſchuldigung des Buchhalters damit ab, daß ſie ihm höchſt unumwunden ihre Meinung über ſeine Nachläßigkeit und Ungalanterie ſagte und ihn nach dem Volksausdruck ‚keinen Regierungsrath' hieß.

Inzwiſchen hatte Robert Lucien heimbegleitet, auch ein unerhörtes Ereigniß in ihrem jungen Leben; ſie wagte nicht den Arm abzulehnen, den er ihr bot, obgleich es zum erſtenmal geſchah, daß ſie am Arm eines Herrn ging; ſie legte nur ganz leicht und loſe ihren Arm in den ſeinigen und ſo fröhlich ſie unterwegs mit ihm gelacht und geplaudert hatte, ſo antwortete ſie ihm jetzt nur halblaut und ſchüchtern. Sie war froh, als ſie glücklich unbemerkt an der Hausthür angelangt waren, und doch hätte es ihr ein wenig wohl gethan, wenn Rike, die ſie ſo oft noch als Kind behandelte, geſehen hätte, wie ſie nun als großes Fräulein nach Haus geführt werde. Es war aber beſſer, daß Rike es nicht geſehen, die entſchiednen Anſtoß an allem Führen von Herrn und Dame nahm und der Meinung war: „Blinde und Rauſchige ſollen ſich führen laſſen, junge, geſunde Leute können allein laufen."

Daheim war alles in der Ruhe, nur die Mutter erwartete ſie noch. „Ei, Mädchen, wie ſpät! ich hoffe, das iſt dieſen Winter das letzte Mal." „Spät, Mutter?" das

kann faſt nicht ſein, es war ſo gar ſchön!" „Freut mich, jetzt aber trink warmen Thee und mach' daß du zu Bette kommſt!"

Lucie ließ ſich nieder und ließ mit geſchloſſenen Augen alle die Bilder des Tages noch einmal an ſich vorüber gleiten: Schellengeklingel, helles Lachen, fröhliches Singen und das letzte „Gute Nacht," bis ſie entſchlief den tiefen, feſten, ſüßen Schlaf der Jugend; ob ſie träumte? ſie wußte es nachher nicht, ſie ſchlief zu gut, aber wenn ſie träumte, ſo mußten es ſüße Träume ſein, ihr Mund lächelte im Schlaf und ihre Wangen glühten wie von heller Freude.

‚Der andre Morgen,' nach wie mancher Luſt iſt das ein fataler Nachklang, der aus matten Augen, aus bleichen Wangen und aus verdroſſener Stimme ſpricht; für Lucien war es nicht ſo, ſie wachte hell und fröhlich auf wie ein Vögelein, ihr war, als ſei ſie unendlich reicher geworden durch dieſen einzigen Tag, die leiſe Reue über ihren ſelbſtſüchtigen Genuß machte ſie nur freundlicher, dienſtwilliger gegen Alle, ſie holte in aller Eile um ihr Taſchengeld noch Bonbons, um ſie den Geſchwiſtern zu vertheilen und erzählte ihnen von der Schlittenfahrt, was nur immer zu erzählen war, daneben mußte ſie ſtets vor ſich hin lächeln, als wüßte ſie noch wunder was Herrliches und Schönes, das ſich gar nicht ſagen ließe. Aber das Plaudern mit den Kindern, die ſie ja doch nicht recht verſtanden, genügte ihr nicht, das Stillſitzen an dem hübſchen neuen Arbeitstiſch wollte heute wieder nicht gehen. „Mutter, ich habe mein Taſchentuch mit Emiliens verwechſelt," ſagte ſie, „und Lieschen habe ich noch gar nicht genug für den Schleier gedankt, ich ſollte nothwendig zu ihnen."

„Höchſt nothwendig," lächelte die nachſichtige Mutter, „weiß wohl, nach ſolchen Geſchichten müßt ihr Mädchen geplaudert haben; ſo ſchwatz dich aus, aber dann laß ein Ende ſein und komm beizeiten wieder zurück wegen der Küche."

„Gewiß, gewiß!" verſicherte Lucie und hüllte ſich in ein warmes Tuch. Zuerſt zu Lieschen, bei der in der wandelloſen Ordnung des Stübchens, das doch ſo unzählige Gegenſtände enthielt, die Zeit ſtill zu ſtehen ſchien.

An der trüben Mathilde vorüber, die mit ihrem düſterſten Angeſicht einen farbenhellen Blumenteppich ſtickte, eilte ſie zu Lieschen, die ihr freundlich zunickte. „Guten Morgen, Kind! gut geſchlafen? ſchöne Bahn gehabt? wo gings denn hin?"

„In die Krone nach Ingelsberg, und es ging wie geflogen, o es war ſo herrlich!" rief Lucie und bereute faſt wieder ihren Enthuſiasmus, der der alten Jungfer ja doch nur das Herz ſchwer machen mußte, die ſo ganz ausgeſchloſſen war von aller Luſt und Freude der Welt. Lieschen aber verſetzte mit ihrer herzlichen Freude an allen Fröhlichen: „Bis Ingelsberg! Du lieber Gott, wie müßt Ihr's Euch ſauer werden laſſen um Euer Plaiſir, wie hat's dagegen unſer ein's ſo gut, das im warmen Stübchen ſitzen bleiben darf; aber ich weiß auch noch," ſetzte ſie ſtolz hinzu, daß es etwas recht nettes um das Schlittenfahren iſt: meiner Mutter Bruder auf dem Roggenhof hatte einen Schlitten, ſie hießen ihn den Badzuber, war aber ein netter Schlitten, grün angemalt, da bin ich manch liebes Mal darin gefahren. Mit wem fuhrſt du denn, Lucie?" „Mit Emilie und Kameralverwalters, und es fuhr auch ein Student mit, ein Vetter von ihnen."

„So, ein Student? iſt aber nicht Vakanz gegenwärtig?" „O, ich glaube er hat bald ausſtudirt, und er iſt recht brav

und geſcheidt, und ſo luſtig, ich habe mich ſo gut mit ihm unterhalten!“ „So, was habt ihr denn Schönes zuſammen geredt? ſo ein Student muß doch allerlei Geſcheidtes wiſſen.“ „Ja, das kann ich nicht mehr ſagen,“ lachte Lucie, es war eben recht nett und luſtig; wiſſen Sie, Lieschen, auf einer Schlittenfahrt hält man keine geſetzten Geſpräche wie Sie und der Herr Stadtpfarrer mit einander.“ „Ach ja, der Herr Stadtpfarrer,“ ſagte Lieschen, und die friedlichen Lichter ihrer Augen leuchteten in hellem Glanz, „wie gut von ihm, daß er mich einfältiges altes Ding ſo oft beſucht! Denk' nur, geſtern Abend war er eine volle halbe Stunde da und hat mir vorgeleſen; dann kommt auch Mathilde herein,“ flüſterte ſie bedeutſam und ſetzte mit dem Ausdruck freudigſten Danks hinzu: „Du lieber Gott, wie hab ich's doch verdient, daß mir's ſo gut geht; ſag' nur ſelbſt, Kind, wer wird ſich ſonſt um eine lahme alte Jungfer kümmern!“ „Ei, Sie haben's den ältern Herrn eben angethan,“ ſagte fröhlich Lucie; „Papa bleibt auch bei Ihnen länger, als bei all ſeinen andern Patienten zuſammen, wenn Ihnen was fehlt.“ „Ja, dein guter Vater, der ſo viel für uns thut! und ſo uneigennützig! was ſind wir für Glückskinder, einen ſolchen Arzt!“ „Aber ich muß noch zu Emilie,“ ſagte Lucie geſchäftig; „guten Tag, Lieschen, ich habe Ihnen nur noch danken wollen für den herzigen Schleier!“

Bei Emiliens Mutter war man allezeit gewiß, alles hübſch aufgeräumt und im Stande zu treffen, ſauber abgeſtäubt, die neuſilbernen Leuchter auf den Kommoden glänzend, im Glaskaſten das übrige Silbergeräth des Hauſes, plattirt oder nicht, — allenthalben einen ſoliden Wohlſtand zur Schau getragen.

Es wollten Leute zwar behaupten, es werde, wenn man Beſuch wittere, alles, was die Ordnung des Zimmers ſtöre, eiligſt ins Schlafzimmer geſchoben, von dem man ſagen könne: „da drinnen aber iſt's fürchterlich," ſowie ſie auch in der Küche nur blankes Geſchirr zur Schau ſtelle und das rußige, in dem gekocht werde, ins Ofenloch verſtecke, — das war aber theilweiſe Verläumdung. Frau Bartenbach war in Wahrheit eine ordnungsliebende Frau, nur ging ihr die anſtändige Außenſeite noch über die innere Ordnung.

So hielt ſie auch für Pflicht, ſich durchaus das Anſehen ziemlichen Wohlſtandes zu geben; mit welchen Opfern ſie insgeheim dieſen äußern Anſtand erkaufte, ob ſie Brei zu Mittag ſpeiste und Waſſerſuppe zu Nacht, um dafür Mandeltorte zu einer Geſellſchaft zu haben, — ob ſie das Pferdehaar aus Sopha und Stühlen verkaufte und ſie mit Seegras füllte, um dafür moderne Ueberzüge anzuſchaffen, — das war ihre eigene Sache. Emilie war immer modiſch und elegant gekleidet, trug eine ſilberne Damenuhr mit vergoldetem Rand und eine Broche, die möglicherweiſe ächt ſein konnte, und trat durchaus als die beſcheidene Erbin eines honetten Vermögens auf.

Frau Bartenbach gehörte nicht zu den allzeit ſeufzenden und klagenden Wittwen, ſie beſprach ſich gern mit Herrn Haberer über die zweckmäßigſte Art, Geld anzulegen, — die vier Coupons, die ſie abzuſchneiden hatte, waren übrigens allezeit einen Monat vor der Zeit verwerthet.

In tiefem Mitleid mit ihrer Emilie, ‚daß ſie eine Waiſe', hielt ſie für Mutterpflicht, ihr das doppelte Maß von Putz und Vergnügen zu verſchaffen als andre Mädchen

hatten: „kommſt ja doch nirgends hin, weil du eben ein Waislein biſt.“

Gut erzogen war Emilie, obgleich ſie ein Waislein war; ſie war frühzeitig zu allen häuslichen Geſchäften angehalten, in allen Handarbeiten unterrichtet, flink und gewandt und hatte ein großes Talent, allenthalben am rechten Fleck anzugreifen. Muſiktalent hatte ſie nicht, aber ſie war unbezahlbar beim arrangiren eines Muſikkränzchens. Frau Bartenbach wußte wohl, daß nichts umſonſt iſt auf dieſer böſen Welt, darum mußte ihre Emilie Zutritt zu Geſellſchaften, Landpartieen, Schlittenfahrten erkaufen durch die allezeit willige und geſchickte Hand, die ſie bei Waſchen, Schneidereien, beim Wurſtmachen und Kuchenbacken, bei Trauer- und Freudenfeſten zu Hilfe lieh; da ſie daneben hübſch geſcheidt und ziemlich gutmüthig war, in allen Häuſern daheim und mit allen Verhältniſſen bekannt, ſo war ſie allenthalben gern geſehen und wurde von vielen Müttern ihren Töchtern als Beiſpiel vorgeſtellt.

Unterricht in Muſik, Zeichnen, Sprachen, Geſchichte, und was ſonſt über die Fächer der Landſchule hinaus geht, hatte die umſichtige Mama für überflüſſig gehalten. „Siehſt du,“ ſagte ſie im Vertrauen ihrer Herzensfreundin, der verwittweten Frau Stadtpfarrer, „das iſt alles Luxus für reiche Mädchen, eine Zugabe, die niemand verlangt. Der Männer wegen? bah, unter zwanzig Männern ſind nicht zwei, die nach dem Zeug fragen, im Gegentheil, es wird ihnen ganz bange vor einer Frau, die engliſch lernt.“ „Aber um im Nothfall ſelbſt ihr Fortkommen zu finden?“ warf beſcheiden die Frau Stadtpfarrer ein. „Gerade darum ſieht's gleich verdächtig aus, wenn ein Mädchen in mittleren Verhältniſſen ſich auf Sprachen, Muſik und Bildung verlegt,

„die will Gouvernante werden, nimmt man an, und Keiner denkt daran, daß ſie auch zum Heirathen da ſei. Nein, du kennſt die Männer ſchlecht, wenn du meinſt, der Verſtand bei einer Frau ſei ihnen ſo wichtig, im Gegentheil, Verſtand denkt Jeder, habe er genug für zwei. Wenn je ſo ein armer Tropf von Gouvernante einmal einen Mann kriegt, ſo iſt's höchſtens ein Pfarrer mit nichts. Nein, wenn alle Stränge brechen, ſo kann man eine gute Hausjungfer allenthalben brauchen."

Daß ſo viel Abſicht und Berechnung ihrem Verfahren zu Grunde liege, daß bei allem Thun und Treiben, Helfen und Schaffen Emiliens, in Ernſt und Scherz nur Ein Gedanke im Hintergrund ſtand; — eine gute Verſorgung, das geſtand die Frau Amtspflegerin weder der Freundin noch ſich ſelbſt; es war zwiſchen ihr und Emilie über dieſen zarten Punkt ein ſchweigendes Einverſtändniß ſchöner Seelen, ein wortloſes Zuſammenwirken zu gemeinſamem Zweck.

Zwiſchen Lucien und Emilien beſtand kein Seelenbund wie der mit Julie, wohl aber die Freundſchaft der Gewohnheit, wie ſie ſich leicht bei Mädchen bildet, die zuſammen aufwuchſen, zumal wenn die Eltern befreundet ſind.

Doktor Weybold, Luciens Vater, war ſeit vierzehn Jahren Hausarzt bei Frau Bartenbach und wurde dieſe vierzehn Jahre her mit einem und demſelben Dukaten honorirt, — Emiliens Pathenpfennig, — der an jedem Neujahr eingeſiegelt zu ihm wanderte und eben ſo zurückgeſandt wurde. Die Doktorin, ſonſt eine gute Frau, meinte: „Nun, die Amtspflegerin, die ſo flott thut, möchte immerhin bezahlen." „Laß gut ſein!" ſagte der Doktor, „mag leicht, ſo hängt ein ſtiller Seufzer an Wittwengeld, auch wenn's

nicht den Anſchein hat. So lang ich lebe, ſoll ſie für mich mit dem Einen Dukaten reichen."

Dabei bliebs und Frau Bartenbach zeigte ſich erkenntlich mit einer Torte an Doktors Geburtstag, oder mit einer Börſe, einem Serviettenring, einem Tabaksbeutel von Emiliens Arbeit, welche Herrlichkeiten ungebraucht liegen blieben, bis ſie etwa von der Frau Doktorin zu irgend einer wohlthätigen Lotterie verwendet wurden.

Zugleich war Emilie der hülfreiche Genius in Doktors Haus bei Bügeltagen, Schneidereien, protegirte überhaupt Lucien auf jede Art und war ihr an praktiſchem Geſchick und savoir faire weit überlegen. Lucie fühlte ſich geſchmeichelt von dem Entgegenkommen der gewandten, beliebten Emilie und ſchloß ſie mit der leichten Beweglichkeit eines Freundſchaft dürſtenden jungen Herzens an ſie an. Doch blieb Emilie nur im Vorhof, im innerſten Heiligthum ihres Herzens bewegte ſich eine ſüße, wunderbare Welt von Ahnungen und Träumen, für die Emilie, die Klare, Verſtändige, Praktiſche, kein Auge und keinen Sinn hatte. Zu dieſem Kämmerchen hatte Julie den Schlüſſel, Julie, in der Lucie allein die verwandte Seele, das Echo der ihrigen fand. Wenn ſie einmal, im überfließenden Herzensdrang, Emilien eins ihrer Gedichte vorlas, ſo bewunderte es dieſe zwar aufrichtig und bereitwillig, es war das ein Feld, auf dem ſie nicht concurrirte, ſo recht verſtehen konnte ſie nur Julie, die an begeiſtertem Schwung allezeit noch über ihr war.

Heute freilich verlangte ſie mehr nach Emilien, die die geſtrige Freude getheilt hatte; dieſe ſaß ſchon im kleidſamen Morgenröckchen am Fenſter, über die Papilloten, die vor Mittag nicht aufgewickelt werden durften, waren künſtliche Locken geheftet. „Nun, Lucie, wie geſchlafen?" rief ſie ihr

entgegen. „O herrlich! Und ich habe ſo ſchön geträumt, weiß nur nicht mehr von was.“ „So, ſo? aber ich weiß, du kleiner Schelm . . .“ „Ei, ei, Lucie, was machen Sie für Sachen!“ ſagte Frau Bartenbach, die eben das Zimmer verließ, ſchalkhaft den Finger erhebend, „erſt ſechszehn Jahr und laſſen ſich ſchon die Cour machen.“

„Aber ich bitte dich,“ ſagte Lucie mit dunkelglühendem Geſicht, „was meint deine Mutter?“

„O, etwas Schreckliches!“ ſagte lachend Emilie, „heißt du das keinen Courmacher, wenn einer ſich faſt den ganzen Tag mit dir unterhält und dich zuletzt noch nach Haus führt?“

Lucie lauſchte gern Emiliens Geplauder, mit dem ſie was flüchtig, wie ein ſüßer Traum, durch ihre Seele zog, zu einem farbenhellen Bild ausmalte, und doch fühlte ſie ſich wieder verletzt durch dieſe nüchtern laute Beſprechung eines ſo ſüß knospenden Geheimniſſes.

Ach, dies harmloſe Geplauder über zarte Angelegenheiten! wie oft gleicht es dem Hauch eines Kindes, ſchwach an ſich, und doch fähig, eine zerſtörende Flamme anzufachen! Wenn man bedächte, wie viel Unheil unnöthige Worte ſtiften können, man würde den Spruch nicht mehr zu hart finden: ihr ſollt Rechenſchaft geben vor jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt.

Lucie, die ſeither noch ſo wenig Sehnſucht nach aller Herrlichkeit des geſelligen Lebens empfunden, die einen ſtillen Leſeabend allen lauten Vergnügen vorgezogen, vertiefte ſich recht mit Luſt mit Emilien in jenes harmloſe, unwichtige Plaudern, mit dem junge Mädchen verſtehen, ein genoſſenes Vergnügen ſechsfach wiederzukäuen: doch war ihr, als ſie von Emilien ſchied, nicht mehr ſo innerlich froh um's Herz; ſie fühlte, wenn ſie auch nicht wußte, daß ihr Heiligthum

von profaner Hand angefaßt worden war. Dennoch ließ sie sich nach Tisch von Emilien zum Spaziergang abholen, obgleich das Wetter nicht besonders verlockend war, und sie begegneten Kameralverwalters, die ihren Neffen zur Post begleiteten: er grüßte sehr höflich, was ein höchst glückliches Ereigniß gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke, er könnte diese Begegnung für keine rein zufällige halten, Lucien nachher wieder lange unglücklich gemacht hätte.

Der Schnee schmolz, ein rauher, sonnenloser und schneeloser Winter herrschte und der Neffe war abgereist, das Leben kehrte in sein alltägliches Geleise zurück; Lucie machte noch ihre Studien in der Küche und ging Nachmittags zu Lieschen, um fein Nähen und Sticken zu lernen. Lieschens stille Friedensaugen, ihre beständige herzliche Genügsamkeit wirkten beruhigend auf alle Wellen, die sich in ihrer jungen Seele erhoben, und sie begriff nicht, wie Mathilde so dunkel und trübselig bleiben konnte im beständigen Umgang mit diesem friedevollen Gemüth.

Vergessen hatte sie freilich jene Schlittenfahrt nicht, und ihren fröhlichen Nachbar; aber trotz Emiliens Anspielungen hatte sie ja so gar kein Zeichen, daß auch Er ihrer gedachte, und eh sie dessen gewiß, ganz gewiß war, wollte sie eigentlich gar nicht an ihn denken. Nur so ganz leise, leise, Nachts vor dem Entschlummern, oder wenn sie ganz allein war, tauchte das heitre Bild bei ihr auf. Gegen Emilien erwähnte sie seiner nie mehr, wenn sie auch ihre Anspielungen nicht so ganz ungern hörte, selbst Julie sollte nichts erfahren, und gut wäre es für den Frieden und die Jungfräulichkeit eines jungen Herzens, wenn es vermöchte, solch ein knospendes Geheimniß allein, ganz allein in tiefster Stille zu wahren

und ſtill zu erwarten, ob es zu Licht und Luft beſtimmt iſt. Aber neben der tief zarten, poetiſchen, jungfräulichen Seele, die wie die Muſchel ſich tief verſchließen möchte mit der keimenden Perle, wohnt der leicht bewegliche, leicht überfließende Mädchenmund, in vertrauter Plauderſtunde holt man allmälig ſeine geheimſten Schätze hervor, und will man ſie nachher wieder verſchließen, ſiehe, ſo iſt's nicht das alte Heiligthum mehr.

In ihren Briefen an Julie hatte Lucie wirklich nur flüchtig „des wunderſchönen Tages und der Begegnung mit dem heitern, liebenswürdigen Studenten" erwähnt, aber im März kam dieſe auf einige Wochen zu Beſuch, und welches Mädchenherz vermöchte in ſo trautem Beiſammenleben ein Geheimniß zu bewahren! Auf einſamen Spaziergängen in der erſten goldnen Frühſonne, im Wehen der herrlichen linden Lüftchen, wo „die Welt wird ſchöner mit jedem Tag," oder vollends Nachts, wenn es draußen ſo ſtill iſt, die Gardinen herabgelaſſen und das Licht gelöſcht..... Und als Julie im allertiefſten Vertrauen immer intereſſantere Sachen von dem jungen Praktikus wußte, wie er ihrer Mama eine blühende Kamelia geſandt, die eigentlich ihr gegolten, und wie er dem Papa jeden Sonntag in die Kirche gehe, ſogar in die Kinderlehren, und wie er überaus geſchickt und vorzüglich ſei, nur leider keine Patienten habe, — ach, da mußte Lucie doch ahnen laſſen, daß auch ſie vielleicht, möglicherweiſe, mit der Zeit ein kleines Herzensgeheimniß haben könnte.

Julie faßte Alles zarter und poetiſcher auf als Emilie, ſie beantwortete das erſte Geſtändniß nur mit einem Kuß und einer Umarmung, aber ſie theilte Lucien ſo viel ſchöne Poeſien mit über erſte Liebe, und ‚heimliche, ſtille Liebe, die

Niemand nicht weiß, daß der Traum immer ſchöner und bunter wurde, und Lucie vor ſtillem Glück ſich oft nicht zu helfen wußte. Sprechen mochte ſie aber doch nicht gern viel davon, ſelbſt mit Julie nicht, — denken und träumen viel lieber und vor dem Entſchlummern legte ſie jedesmal recht von Herzen ihr Geſchick in Gottes Hand; ach freilich, bei ſo vielen jungen und alten Herzen klingt durch die Bitte: „dein Wille geſchehe," leiſe und uns ſelbſt unbewußt: „mache, daß mein Wille geſchehe." Wir wollen nicht gerade Gottes Wege geführt ſein, nur unſern eignen Weg ſoll der liebe Gott uns leicht und bequem machen.

Zu der Mutter kam Lucie nicht mit ihrem Vertrauen, obgleich ſie gut und liebevoll und einſichtsvoll genug geweſen wäre. Wie denn überhaupt gar ſelten die Jugend da Rath ſucht, wo ſie ihn am beſten finden könnte. Da ſteht das reife Alter mit ſeiner theuer erkauften Erfahrung, die es ſo herzlich gern der thörichten Jugend zu Nutzen geben möchte, und die thörichte Jugend geht daran vorbei und zahlt ihren eignen theuren Preis um dieſelbe Erfahrung, die ihr ſo willig umſonſt geboten wurde. — Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu.

Glücklich die Tochter, die zu allen Zeiten, für alle Gefühle die erſte und liebſte Vertraute in der Mutter findet! Gewiß wird auch jedes reine Mädchenherz, das ſo glücklich iſt, eine gute Mutter zu haben, auch noch ſo glücklich werden, in ihr die erſte und liebſte Freundin zu ſehen; aber ſelten entfaltet ſich das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern ſo glücklich und harmoniſch, daß es nicht eine Uebergangsperiode gäbe, in der durch all' das unerläßliche Tadeln und Ermahnen nicht die Liebe, wohl aber das volle, offene Vertrauen etwas zurückgehalten wird. Die Jugend fürchtet

die kühle Einsicht des reiferen Alters, sie fühlt, daß sie bei Denen, die des Lebens Mittagshöhe erstiegen, nicht die volle Sympathie für Herzensangelegenheiten finden kann, wie bei Denen, die noch im Thal mit seinen Dämmerungen und wechselnden Lichtern weilen: es ist das halbbewußte Abwenden des Schläfers, der fortträumen *will*, wenn auch das Erwachen und Aufstehen noch so gut und zweckmäßig wäre.

Es kam der Frühling, der volle, helle, goldene Frühling, und mit ihm wurde der Neffe erwartet, der als Volontair beim Oberamtsgericht arbeiten sollte. Ein solenner Ball, mit dem der Pflugwirth seinen neuerbauten Saal einweihen wollte, war auf Anstiften der Frau Kameralverwalter noch bis zur Ankunft Roberts verschoben worden, da ohnedies nie Ueberfluß an Tänzern vorhanden war. Es war Luciens erster Ball; Emilie hatte siegreich die Bedenken der Mutter überwunden und das erste Ballkleid wurde mit ihrer Beihülfe gefertigt.

Der große Tag brach an und er schien Lucien erstaunlich lang, bis endlich die Zeit kam, sich zum Balle zu rüsten; mit dem besten Willen war sie zerstreut bei all' ihren Geschäften, und die Mutter drückte ein Auge zu; „geh' ein Bischen zu Lieschen hinüber, sie hat nach dir geschickt," rieth sie dem unruhigen Töchterlein, und Lucie that das so gern, nirgends konnte man besser Geduld lernen als bei Lieschen. Und wirklich leuchtete ihr auch das runde Angesicht mit ganz besonderer Freude und Freundlichkeit entgegen. „So, das ist schön, daß du heute auch noch Zeit für uns hast," „ei, ei, das ist nun auch schon eine Balldame geworden!" und sie betrachtete die noch sehr ungeschmückte Lucie mit

freundlicher Neugier. „Du biſt wohl recht vergnügt, Kind?“ fragte ſie, als Lucie, wie ſie gern that, auf den Schemel zu ihren Füßen ſich niedergeſetzt; „nimm mir's nur nicht übel, daß ich das nicht ſo recht verſtehe, ich gönne dir's doch von Herzen, weißt du, ich bin eine gar bequeme Perſon, ich habe mich immer glücklich gefühlt, daß ich hübſch daheim bleiben durfte und mich nicht ſo anſtrengen mußte. Halte mich deßhalb nicht für egoiſtiſch.“ „Gewiß nicht,“ verſicherte lächelnd Lucie. „Siehſt du, meine arme Mathilde, die war einmal ſchön, recht wie eine Königin auf den Bällen, und es wurde nachher ſo traurig. — Aber dir, Kind, will ich ja nicht das Herz ſchwer machen, komm einmal, da habe ich etwas für dich.“ „O, wie hübſche Spitzen zur Garnitur!“ rief überraſcht Lucie, „wie gut ſind Sie immer!“ „Dießmal war mir's eine wahre Erholung, den Tüll auszunähen,“ verſicherte Lieschen; „ich hatte ſo eine entſetzlich mühſelige Arbeit, ſechs Linontaſchentücher, da ſoll ich E. v. W. hineinſticken für eine Dame, die in der Fabrik draußen zu Beſuch iſt; ſo verzweifelte gothiſche Buchſtaben mit viel hundert Schnörkeln. Weiß nicht, was die Leute für eine Freude haben an Namen, die kein Menſch leſen kann! ich denke oft, dieſe gothiſchen Buchſtaben habe der Herr mir zur Geduldsprobe erſchaffen,“ und ſie netzte die Augen wieder mit Hollunderthee.

„Armes Lieschen!“ ſagte Lucie mitleidig und betrachtete einen der wunderlich verſchlungenen Namen; „wie viel haben Sie noch zu machen?“ „Keinen mehr, Kind!“ rief Lieschen triumphirend, „weißt du, daß ich fertig bin, vollkommen fertig mit allen ſechs; werden noch heute Abend abgeſchickt, ſobald unſer Laufmädchen kommt, und weil es ſo eine beſonders große Mühe war, werde ich mir auch eine beſondere

Güte darum anthun, weiß nur noch nicht, was? Auf allen Fall wird morgen Nachmittag ein frischer Kaffee gemacht und den mußt du mit trinken; ich weiß, du Leckermäulchen, daß du nach unserem gewärmten wenig fragst, am Ende laß ich noch Bretzeln dazu holen, ich üppige Person; ist ja morgen zugleich mein Namenstag." Lucie versprach, dem Schmause beizuwohnen und ging vergnügt und ruhigeren Herzens mit ihren Spitzen von dannen.

Die große Balltoilette sollte bei Emilien gemacht werden. „Du verstehst dich doch nicht darauf," sagte sie mitleidig zu Lucien.

Auch betrachtete diese wirklich mit unverhehltem Erstaunen die unendlichen Umstände, die Emilie mit ihrer eignen werthen Person machte, wie sie Hals und Nacken mit feinem Puder rieb, um ihn weißer erscheinen zu lassen, die Lippen mit Citronensaft bestrich, damit sie röther wurden und alle Spiegel des Hauses auf dem Boden, an der Wand, auf Stühlen aufhängte und aufstellte, um sich von allen Seiten betrachten zu können. Lucie mußte endlich laut auflachen über diese Anstalt, obwohl ihr Herzchen immer banger klopfte, je näher die große Stunde kam, wo der Ball beginnen sollte. Was kümmerte sie ihre Toilette viel, war sie selbst ja doch dieselbe, die sie im Winter gewesen, Er würde sie wohl schon wieder kennen!

Endlich war das große Werk vollbracht. „Kinder, wollt ihr noch eine Tasse Thee?" fragte Emiliens Mutter. „Behüte Mutter, was denkst du?" rief Emilie, „das würde einen abscheulich echauffirten Teint geben, gib mir nur kalte Milch; Lucie, du wirst doch nicht mehr sitzen, wenn du dein Ballkleid anhast!" „Warum nicht? das Sitzen wird ohnehin noch an mich kommen," lachte Lucie gleichmüthig und ließ

ſich den Thee wohl ſchmecken, obſchon Emilie Recht hatte, ihr ohnehin glühendes Geſicht wurde noch erglühter davon.

Frau Doktorin kam, um die Mädchen abzuholen, ſie hatte wirklich ihren Mann bewogen, auch mitzugehen; Ballwagen waren noch nicht gebräuchlich in der guten Stadt Feldſtädt, und unter dem ſtaunenden Gaffen der lieben Straßenjugend, die Spaliere bildete, zog allmälig das Publikum ein.

Lucie konnte kaum athmen vor Herzklopfen, als ſie die Schwelle des Ballſaals überſchritt, während Emilie, das arme Waislein, ſiegesſicher, nach allen Seiten hin huldreich grüßend, den Saal durchſegelte. Wir könnten nun nicht eben rühmen, daß ihnen „feenhafter Glanz entgegengeſtrömt wäre, daß ſüß berauſchender Blumenduft ihre Sinne gefangen genommen," wie man ſonſt in Ballbeſchreibungen lieſt, o nein, es hing auch kein kryſtallener Kronleuchter von der Decke, die mäßige Höhe des Saales hätte ſolches nicht erlaubt, das Licht entſtrömte einer Reihe von Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern längs der Wände angebracht waren, der Plafond aber war himmelblau mit ſehr ſichtbaren Sternen bemalt, „perſpektiviſch," damit es höher ausſieht, wie der Pflugwirth verſicherte, der, ſich wohlgefällig die Hände reibend, in dem Saal auf und ab ſpazierte und ſeine Gäſte begrüßte.

Deſto glänzender war der Damenflor, der die Wände des Saales garnirte; jetzt erſt fühlte ſich die unſchuldige Lucie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle," wer hätte in dieſem weltverborgenen oberſchwäbiſchen Städtchen ſolche Eleganz geſucht! Da waren Oberförſterstöchter aus dem

benachbarten W. in farbigen Ballgewändern mit Gold- und Silberlaub in den Locken, da war die junge Frau des Fabrikanten Bocksfuß, die ein ganzes Kornfeld: Haber, Dinkel und Gerste, nebst Kornblumen und Ackerschnallen in den künstlich frisirten Haaren trug; da waren vier Kaufmannstöchter aus Backenheim mit weißen und blauen und rosenrothen Schleifen, die vom Gürtel, von den Haaren, von den Aermeln nach allen Seiten hinaus und hernieder flatterten, — die arme Lucie verschwand ganz in dieser Herrlichkeit.

Die Gentlemen dagegen, die noch in den Nebenkabineten verweilten, und nur hie und da auf der Schwelle erschienen, um prüfende Blicke auf das bunte Blumenbeet zu werfen, hatten sich gar nicht so übermäßig mit ihrer Toilette angestrengt, sie wußten aus Erfahrung, daß allhier im Orte Tänzer in jeder Tracht geschätzt waren. In tadellosem Ballkostüm, ein leuchtendes, unerreichbares Vorbild für die Andern, erschien allein der Gerichtsverweser, der Löwe des Ortes, den ein unglücklich Geschick aus der Residenz in dieß Städtchen verschlagen, wo er, wenn er den Geschmack des Cäsar hatte, wenigstens die Befriedigung genoß, der Erste zu sein. Er glänzte in einem feinen Frack von neuestem Schnitt, in weißer Weste und Halsbinde, weißen Glacé's und trug einen Claquehut unter dem Arm, eine zu Feldstädt noch nie gesehene Erscheinung; dieser äußere Schmuck war noch das Wenigste, verglichen mit der schönen Gestalt, die Natur ihm verliehen, und vor Allem mit seinem schwarzen Backenbart, dessen Schönheit und Vollkommenheit ihn selbst zu täglicher Bewunderung hinriß. Er führte auch einen eignen kleinen Handspiegel bei sich, indem er dieses Kleinod von Zeit zu Zeit beschaute, und eine besonders künstliche Scheere nebst Kämmchen, um ihn in Ordnung zu halten.

Die übrigen Herren verzichteten auf ſolchen Glanz, ihre Fräcke ſtammten noch aus den Tagen des erſten Examens, wenn nicht gar von der Konfirmation her; baumwollene, waſchlederne und allerhand mißfarbene Handſchuhe, Weſten und Halsbinden in beliebigen Couleuren ließen ſich ſehen; Einige hatten ganz auf den Frack verzichtet, nicht zu ihrem Nachtheil, und unter dieſen erſchien eine leichte, gefällige Geſtalt in kurzem Studentenröckchen, Lucie ſah dieſen allein, ihre Wangen färbten ſich mit dunkler Gluth, — es war Robert.

Die Muſik, diesmal ungewöhnlich vollzählig, begann: Geigen, Klarinetten und Baßgeige; der Gerichtsverweſer eröffnete den Ball mit der ſtattlichen Fabrikantenfrau, ein ſchönes Paar, das prächtig tanzte; während das Ackerfeld auf dem Haupt der Dame wogte und ſchwankte, folgte ein adeliger Forſtaſſiſtent mit der roſenrothen Tochter des Oberförſters mit Silberlaub, nach ihr die himmelblaue mit Gold, im Arme des jungen Fabrikanten nicht erſtaunlich befriedigt, war noch eine feuerfarbene übrig, die der Kameralamtsbuchhalter erbeutete, ſtaunend über ſeine Keckheit und ſein Glück; nach dieſen wurde Emilie, die eine vortreffliche Tänzerin war, von dem Oberamtsaktuar entführt und warf im Scheiden noch einen mitleidigen Blick auf Lucie zurück, die nur hie und da die geſenkten Augen erhob und beruhigt eine glänzende Dame um die andere dahinbrauſen ſah. Die zahlreichen noch ſitzenden Mädchen fingen an, eifrig flüſternd die Köpfe zuſammenzuſtecken, um ja nicht als Wartende zu erſcheinen; Lucie plauderte nicht mit, es fiel ihr gar nichts ein, was ſie jetzt hätte ſagen können und ihr Herz klopfte ſo laut, denn jetzt, eben jetzt trat der ſchwarze Sammtrock unter die Thür. Ohne lange Wahl ging er auf die Reihe

der Damen zu und wählte unweit von ihr Anna, die Tochter des Oberamtmanns, die mit einem Diadem von weißen Rosen sich wirklich hübsch und stattlich ausnahm, ohne einen Blick auf Lucien zu werfen. Die vier Damen aus Backenheim mit den langen Schleifen sagten beruhigt: „wir haben Gottlob unsre eignen Herrn mitgebracht;“ auch erschienen wirklich drei Kommis und ein Apothekergehülfe aus besagtem Ort, die sich in die Viere redlich theilten: Lucie aber, die arme Lucie blieb sitzen, mit etlichen Andern, man konnte sie auch gar nicht mehr sehen, weil der alte Apotheker in seiner Gutmüthigkeit sie unterhalten wollte, und mit seiner breiten Gestalt sie vollständig zudeckte. Sie beachtete das kaum, mechanisch antwortete sie auf die Fragen des alten Herrn, es lag ihr gar nicht mehr daran zu tanzen, — war Er doch an ihr vorübergegangen.

Die Kolonne der pausirenden Paare kam vor sie zu stehen, da stand auch Anna im blauen Kleid mit den weißen Rosen, sie hatte das lachende Gesicht ihr zugewandt, ihr Tänzer Robert stand so, daß er ihr den Rücken wandte, so nahe, so nahe dem Herzen, das so lange von ihm geträumt, so still, so innig, so treu seiner gedacht hatte, und er ahnte es nicht, er dachte gar nicht, gar nicht, an sie; er lachte und scherzte mit seiner Dame, wie er mit ihr gethan, an jenem Einen schönen Tage. Luciens Mutter, die oben bei den nicht tanzenden Damen saß, schlüpfte hinter der Kolonne zu ihr hin, setzte sich neben sie und flüsterte ihr lächelnd zu: „Mußt kein so trübseliges Gesicht machen, wenn du einmal sitzen bleibst, Lucie, das kann dir noch manchmal begegnen.“ Ach, daran hatte sie nicht gedacht, daß ihr Gesicht traurig aussah, ihr Mädchenstolz regte sich, sie lächelte der Mutter zu, sie flüsterte eine heitere Bemer-

kung über eins der Paare, — und die Mutter ſelbſt ahnte nicht, welch lichter Stern leiſer goldner Träume ihrem Kinde in dieſem Augenblick unterging.

Wie ſo ganz anders hatte es Lucie ſich gedacht! Sie hatte Romane geleſen, und nach dieſen war es ja ganz natürlich, daß Robert zuerſt auf ſie zuflog und den ganzen Abend mit ihr, mit ihr allein tanzte. Sie hatte ſich darüber ſchon zum Voraus ein Bischen verlegen gefühlt, was würde die Mutter, was Emilie, und was würden die Leute dazu ſagen! Vielleicht auch war er vorſichtiger, tanzte nur hie und da mit ihr, dann konnten ſie um ſo beſſer ungeſtört und unbeobachtet zuſammen reden, reden und was? — Daß ſie all das wirklich gedacht und geglaubt, ward ihr jetzt erſt klar, wo alles vorüber war, — alles.

Der Fortgang war beſſer als der Anfang; neue Touren kamen, und auch Lucie wurde aufgefordert: der Praktikus engagirte ſie, um mit ihr von Julien ſprechen zu können, der ihr ſtrenger Vater den Ballbeſuch nicht geſtattete; ſelbſt der Löwe mit dem Backenbart ohne Gleichen beehrte ſie mit einem Walzer. — Er allein kam nicht. Sie machte wohl keine Eroberung an dieſem Abend und errang nicht den Ruhm einer flinken Tänzerin, wenn ſie ſich auch auf die Bemerkung der Mutter hin etwas zuſammen nahm, mit andern Mädchen auf und ab ging und ſcherzte:

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer

klang ihr als Text aus all den fröhlichen Walzermelodien.

Das Bitterſte von allem war ihr Emiliens Theilnahme. „Ich begreife es nicht," ſagte dieſe empört, „wäre doch ſeine Tante da! ich muß ihm doch eine Andeutung geben." „Ich beſchwöre dich," flüſterte Lucie, krampfhaft ihre Hand faſſend,

„laß ihn nichts ahnen; lieber ſterben, als daß er auf Zureden mit mir tanzt!“ „Nun, wie du willſt,“ meinte Emilie, die heute viel zu thun hatte, ſich die Freundſchaft der Oberförſterstöchter zu erwerben; „man muß ſich überall wohl d'ran machen!“ war die Maxime der Mutter, und Emilie ſteckte der Einen ihre abgeriſſene Garnitur feſt, vertraute der Andern ein Geheimniß, aufgelöste Locken wieder kraus zu machen, und nähte der Dritten das Schuhband an, und bald war die werthvolle Freundſchaft in ſchönſtem Flor. Lucie war froh, ihrer Protektion enthoben zu ſein.

Die Mutter, in der Stille ſelbſt gekränkt über den geringen Erfolg ihres Töchterleins, dem ſie ihre Niedergeſchlagenheit zuſchrieb, nahm ſich in der Stille vor, doch ein andermal mehr für ihre Toilette zu thun und ſchlug ihr vor, bälder nach Hauſe zu gehen: „ich bin zum Cotillon engagirt,“ ſagte Lucie. Nicht nur die Freude, auch das Leid wollen junge Herzen gern auskoſten bis zum Grunde. „Nun gut, jetzt holſt du ihn im Cotillon,“ flüſterte tröſtend Emilie; aber Lucie holte ihn nicht, ja ſie verſchmähte ihn ſogar, als er ihr mit andern Cavalieren zur Answahl vorgeführt wurde, und dieſer kleine Sieg des jungfräulichen Gefühls über das ſchwache Mädchenherz half ihr das Köpfchen aufrecht tragen bis ans Ende.

Mit leiſem, langſamem Schritt und ſchwerem Herzen ging ſie an der Seite der Mutter nach Hauſe. Sollte ſie ihr um den Hals fallen und ihr Alles, Alles ſagen, als ſie ihr gute Nacht bot? Aber was ſagen? es war ja vorüber, ehe es angefangen, und die Mutter würde vielleicht nur lachen, daß ſie, ſo jung, ſchon ſich ſo etwas in den Kopf geſetzt.

Mit dem Morgen, dem klaren lichten Morgen, kam freilich auch das bittere Herzweh der frühen Enttäuſchung

zurück und mit dieſem Leid auch etwas von dem Segen der erſten Heimſuchung, der in großem und gewaltigem Schmerz ſo gut als in dem grundloſen Kummer des Kindes ſeine läuternde Kraft üben kann. Allem Leid iſt der Stachel gebrochen, das wir vor Gottes Auge legen können, und auch Lucie konnte all' ihre wehmüthigen Betrachtungen ſchließen mit den Worten:

Dein ewig Treu und Gnade,
O Vater, ſiehet recht,
Was gut ſei oder Schade
Dem ſterblichen Geſchlecht.

Und ſie konnte mit ruhiger und heiterer Miene zum Frühſtück kommen, wo der Vater lobte, daß ſie doch geſund und friſch ausſehe, „nicht wie ſo ein bleichſüchtiger Dürftel," ſie konnte ſogar dem neugierigen Louischen einen Ballbericht geben, von dem ſich die Brüder mit ſtolzer Verachtung abwandten.

Sie räumte ihr Stübchen auf, ſie verrichtete alle ihre kleinen Tagesarbeiten, wie mit heller Stimme hatte ſie geſtern dazu geſungen:

Frühlingsluſt und Glückesſchein
Kehren manchmal bei uns ein,

nun klang es leiſe, leiſe:

Haben wir auch ſchön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo ſich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden.
Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke,
Träume müſſen ja verblühen.

In dieſe ſanfte, wehmüthig ergebene Stimmung kam Emilie faſt wie ein Mißlaut. Sie ſah nicht ſehr liebreizend aus, etwas gelblich, mit aufgewickelten Haaren; ſie bewunderte Luciens blühendes Ausſehen, bedauerte ſie äußerſt liebevoll wegen des geringen Ballglücks von geſtern, und Mitleiden iſt zu Zeiten die ſchlechteſte Ehre, die man uns anthun kann. Das gänzliche Ignoriren von Seiten Roberts konnte ſie nicht begreifen und witterte irgend eine geheimnißvolle Intrigue darunter. „Du warſt auch in Wahrheit etwas zu einfach," bemerkte ſie, „bedenke die Eleganz der Andern! Du biſt ja gewiß hübſch, aber es war möglich, dich geſtern zu überſehen." „Mag ſein," ſagte Lucie kurz, „wer wehender Fahnen und goldner Kränze bedarf, um mich zu finden, mag wegleiben." „Nun, nun, nicht gar ſo koſtbar!" ſagte Emilie, „weißt du, wenn man Jemand ſchon ſicher hat, ſo kann man's etwa riskiren mit der Einfachheit, aber zum Anfang ..." Lucie war aber nicht zu Mittheilungen und Herzensergießungen zu bewegen, ein erkühlender Hauch der Welt wehte ſie aus Emiliens Worten an, der ihren kaum erkämpften Frieden wieder zerſtörte, ſie ſehnte ſich ſo, weinen zu können, und Emilie entfernte ſich etwas beleidigt.

Die Einladung zu Lieschen hätte ſie vergeſſen, wäre nicht das kleine Laufmädchen erſchienen, um ſie daran zu mahnen. Sie ging gar gern; Arbeiten und Stillſitzen wollte nicht recht gehen, reden und erzählen mochte ſie auch nicht; ſie meinte, daheim müſſe Jedermann ihre Herzensgeſchichte auf ihrem Geſicht leſen; mit wahrer Sehnſucht dachte ſie an die friedliche Atmoſphäre von Lieschens Stübchen.

Friedlich und zierlich wie immer war das Stübchen der Schweſtern bereitet; Lieschen hatte den Arbeitskorb bei

Seite geſtellt und ſich heute zur Erholung für ihre Augen ein Strickzeug vergönnt, die ſchöne gemalte Taſſe von ihrer Mutter ſelig und das hübſche Rokokkokaffeezeug, mit Bocksfüßchen unten und mit rothen Aepfelchen auf dem Deckel, ſchmückte den Tiſch und ſogar ein Körbchen mit Backwerk. Es war Mathildens Amt, den Kaffee zu bereiten und ihr trübſeliges Geſicht hatte ſich bei der Beſchäftigung ein wenig aufgeklärt.

„So, Kind, mach' dir's bequem," ſagte Lieschen, glücklich, daß ſie auch einmal Wirthin und Gaſtgeberin ſein ſollte; Lucie ſah ſich mit ſtiller Wehmuth in dem Stübchen um, das ſie geſtern ſo mit ganz andern Augen angeſehen hatte, es war derſelbe trauliche Raum, und doch alles, alles ſo anders!

„Eigentlich verkaufe ich diesmal die Haut, ehe ich den Bären habe," ſagte Lieschen, indem ſie die Honneurs machte; „weißt du, daß ich das Geld für meine ſchönen Linonſacktücher noch nicht bekommen habe, aber es kommt heute Nachmittag um ſo gewiſſer; die Dame war geſtern nicht zu Hauſe, da hab' ich mir ſelbſt indeſſen das Geld zu den Bretzeln vorgeſtreckt.

Es klopfte, ein elegantes Stubenmädchen trat ein, ein gut Theil eleganter als das gute Lieschen, in der Hand hielt ſie — nicht das Geldpäckchen, nein, o Schreck! dieſelben feinen Linontaſchentücher. „Gnädige Frau laſſen ſehr bedauern," meldete ſie in etwas ſchnippiſchem Ton, „die Namen ſind falſch, L. v. M. ſollte es ſein, Louiſe v. Mühlen heißen die gnädige Frau, ſie können alſo die Taſchentücher ſo nicht brauchen, und da die Namen wahrſcheinlich nicht gut mehr ausgetrennt werden können, ohne die Tücher zu beſchädigen, ſo bedauern die gnädige Frau, aber die Jungfer

Berg müßten dann für neue beſorgt ſein und die alten ſonſt verwerthen, meine gnädige Frau können natürlich den Schaden nicht tragen.“

Lucie hatte bei dieſer Schreckensbotſchaft nach Lieschen hinübergeſehen, das gute, zufriedene, runde Geſicht war etwas bleich geworden, ſie hatte unwillkürlich im Schreck die Hände zuſammengelegt. „Es iſt gut, Jungfer,“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme, „ich will Alles beſorgen.“ Als die Jungfer, die ſich ſchon auf heftige Remonſtrationen gefaßt gemacht hatte, etwas verblüfft abgezogen war, ſagte Lieschen mit einem leiſen Seufzer: „o Mathilde, du haſt mir die Namen falſch geſagt!“ „Iſt mir leid,“ ſagte dieſe in ihrem alten trübſeligen Gleichmuth. „Aber, armes Lieschen!“ rief Lucie im höchſten Mitleid, „was thun Sie jetzt? es iſt unmöglich, dieſe Namen auszutrennen.“ „Muß es doch verſuchen,“ ſagte Lieschen ruhig, nur etwas müde und erſchöpft; „neue kann ich nicht kaufen; laß dich das nicht kümmern, liebes Kind, und laß dir's ſchmecken, ‚der Unkoſten iſt ſchon aufgewandt‘, wie man in Schwaben ſagt.“ Und bald kam ſie wieder in ihr altes harmloſes Geplauder, das vereint mit dem Beiſpiel dieſer Geduld das junge Herz in Ruhe wiegte, ſo daß Lucie ſich auf ihr Leid faſt beſinnen mußte, und ſich ihres Herzwehs beinahe geſchämt hätte im Anblick der heiteren Gelaſſenheit des armen Lieschens, dieſes Stiefkinds des Glückes. ‚Und doch,‘ dachte ſie wieder, ‚Lieschen iſt das nun ſchon ſo gewöhnt, ſie hat auch gar kein Herz, das Bedürfniſſe hat, und was iſt am Ende eine vergebliche Stickerei gegen ein gebrochenes Herz!‘

Und Stunde für Stunde, Tag für Tag ſaß Lieschen mit einer feinen Nadel und grub leiſe, langſam, ſorgfältig Fädchen um Fädchen der künſtlichen Stickerei aus, mit un-

ermüdeter Geduld. Mit unermüdeter? ach nein, sie war oft herzlich müde, aber doch mit klageloser. Wenn sie gar zu erschöpft war, wenn Unmuth in ihr aufsteigen wollte, so erholte sie sich einen Augenblick mit einem Blick in eins ihrer Traktätlein oder in ihr Testament; „es ist wunderbar," versicherte sie Lucien, „ich finde jedesmal eine passende Stelle, Alles ist wie für mich gemacht." Und nach wenigen Wochen zeigte sie Lucien triumphirend die Taschentücher, schneeweiß gewaschen und gebügelt, fein gestickt L. v. M. in den kunstvollsten Schnörkeln.

„Jetzt sag' mir, Kind," fragte sie frohlockend, „wo findest du eine Spur der alten Namen, wo ein einziges zerrissenes Fädlein an den Tüchern?"

„O, welche Geduld, welche wunderbare Geduld!" rief Lucie bewundernd und gerührt aus. „Na, Kind, das ist die Tugend, auf die ich just angewiesen bin," sagte Lieschen, „kein Wunder, wenn ich sie nach und nach lerne, der liebe Gott gibt mir Zeit dazu."

Luciens Blicke hingen nachdenklich an dem friedlichen Gesicht, so schön in all seiner Unschönheit, eine Frage bewegte ihr Herz: hatte diese Geduld sich auch schon an größern Verläugnungen üben müssen? oder war sie, die keinen Anspruch auf des Lebens und Liebens Freude und Herrlichkeit hatte, auch allem Kampf des Herzens und Lebens fern geblieben? Endlich konnte sie nicht mehr schweigen, mochte es auch unbescheiden sein, sie fragte halblaut: „Lieschen, liebes Lieschen, nicht wahr, Sie haben nie, — Jemand lieb gehabt?"

„Ich, Kind?" fragte fast erschrocken das gute Lieschen; „o lieber Gott, was hätt' ich denn vom Leben, wenn ich die Leute nicht lieb haben dürfte; nein, Gott sei Dank!

dich hab' ich lieb, du böſes Kind, wenn ich dir's auch nicht zumuthen kann, daß dir's auch ſo geht, und meine arme Mathilde und deinen Vater, und, — o, ich kann Gottlob die Leute nicht alle zählen, die ich lieb habe!"

„Ach das weiß ich wohl," ſagte Lucie, noch mehr roth und verlegen, „ſo meinte ich's nicht, ich meinte, ob — ob — Sie, was man ſo heißt, — geliebt haben?" Da Lieschen ſchwieg, ſah das Mädchen auf, ängſtlich, ob ſie ſie nicht beleidigt habe; o Wunder: ein tiefer Purpur bedeckte das unſchöne Geſicht der guten alten Jungfer.

„O Kind," ſagte ſie, nicht in ihrem gewöhnlichen, etwas breiten, behäbigen Tone, „es wird dir lächerlich vorkommen, nur ſo etwas zu fragen, wo ſo gar keine Rede davon ſein kann, daß ich Jemand hätte gefallen können. Aber du ſollſt jetzt doch hören, was außer dem lieben Gott noch kein Menſch gehört; damit du mich nicht für dümmer und nicht für geſcheidter hältſt als ich geweſen bin. Nur thu' mir den Gefallen, und ſetz' dich ein Bischen auf die Seite, ſo daß du mir nicht gerade in's Geſicht ſiehſt."

Mathilde ſaß im äußern Zimmer und ſtickte Roſen und Maiblumen in einen Klingelzug, ſie hörte nie, was um ſie geſprochen wurde.

„Siehſt du, liebe Lucie," begann Lieschen, „ich war zwölf Jahre alt, als ich den unglücklichen Sturz that und mußte viele, viele Wochen und Monate liegen und unendlich viel Kuren durchmachen, bis endlich meine liebe Mutter ſelig einſehen lernte, daß ich nicht mehr hergeſtellt werden könne zum rechten Gebrauch meiner Glieder. Sie nahm's damals viel ſchwerer als ich; ich war durch das lange Liegen und die vielen Kuren ſo herunter gekommen, daß

ich dachte: wenn ich nur einmal frei werde von den Aerzten, ſo ſei mir alles Andre gleich.

„Als endlich meine Krücken ankamen, die mir allein noch das Gehen möglich machten, da weinte die Mutter bitterlich, ich aber lachte und freute mich, daß ich nun doch unter den Andern herumgehen konnte. Ich hatte nichts mehr zu klagen, Alle waren gut und liebevoll gegen mich, man trug mich oder führte mich in einem Wägelchen in die Schule, an das Gaffen der Gaſſenbuben war ich bald gewöhnt. Der Lehrer begegnete mir freundlich, die Nählehrerin lobte meine Geſchicklichkeit; wenn die Mädchen in der Erholungsſtunde im Hof ſpielten, ſo ſetzte man mich auf ein weiches Plätzchen unter dem großen Nußbaum, bei mir war Freiſtätte, wohin man ſich flüchten durfte, ich bewahrte ihnen Bälle oder Puppen auf, ich mußte Schiedsrichterin ſein in jedem Streit, — ja, ich ſag' dir, Kleine, ich war eine Art Reſpektsperſon, ich fühlte mich vollkommen zufrieden, und ganz vergnügt, wenn man mir höhere Krücken machen mußte, als Zeichen, daß ich doch immer noch größer wuchs.

„Die Zufriedenheit blieb ſich freilich nicht gleich; ich kam aus der Schule, ich wurde ſiebzehn Jahre alt, meine Freundinnen mit mir, meine Schweſter Mathilde wuchs neben mir heran, ſchön, ſchlank und blühend, die Mädchen ſchmückten ſich und freuten ſich ihres jungen Lebens; ſie erzählten mir von Bällen und Luſtfahrten, von allerlei lieben Worten, die ſie gehört, von jungen friſchen Hoffnungen und Träumen, — ich hörte ihnen zu und lächelte ſie an, aber mein Herz war nicht ſo ſtill. Oft und oft zog es ſich ſchmerzhaft zuſammen und die bittere Frage: warum, Herr, o warum? ſtieg mir auf und ich konnte

keine Antwort finden. Aber ich ſagte es Niemand, und ſie merkten es nicht.

„Ich ging immer gern in die Kirche, da wurde mein Herz ſtiller, wenn auch die Stille nicht lange anhielt. So ging ich denn auch an einem prächtigen Sommernachmittag der Kirche zu, alles blühte und duftete draußen, zu allen Thoren ſtrömte es hinaus, eine kleine Schaar junger Leute kam mir entgegen, die Mädchen, meine Schulfreundinnen, in roſenrothen, weißen und himmelblauen Kleidern und blumengeſchmückten Sommerhüten: ſie zogen zu einer fröhlichen Waſſerfahrt, lachend und plaudernd, — ich hinkte der Kirche zu an meinen Krücken. „Grüß Gott, Lieschen,“ riefen ſie in heiterſter Laune; „in die Kirche? o du edelmüthige Seele, dich ſollten die Pfarrer in Gold faſſen, daß du die leeren Nachmittagskirchen füllſt, ſitz' nur recht in die Mitte, damit man dich auch ſieht! Adieu, bet' auch für uns!“ Sie meinten nichts Böſes und zogen fröhlich weiter. Ich aber, Kind, Gott ſei Dank, daß ich jetzt nicht einmal mehr recht ſagen könnte, was damals mein Herz bewegte; all die bittern Fragen und Klagen, die durch meine Seele zogen!

„Die Kirche war in der That wie ausgeſtorben; mechaniſch ſuchte ich mein Lied und ſang nach, ohne viel auf die Worte zu hören, ich achtete auch nicht auf die tiefe, ernſte Stimme des Predigers, als er das Gebet ſprach; ich hatte nicht die Gewohnheit, den Geiſtlichen anzuſehen.

„Da klangen mir aber beſonders ernſt und bedeutſam geſprochen die Worte ins Ohr: ‚Laſſet uns laufen mit Geduld durch den Kampf der uns verordnet iſt, und aufſehen auf Jeſum den Anfänger und Vollender des Glaubens.‘ — Iſt dir's noch nie ſo gegangen, Kind, daß ein Wort,

vor Jahrtausenden gesprochen und allen verkündet, ein Wort, das du selbst vielleicht schon tausendmal gehört und gelesen, in deiner Seele mit Einemmal lebendig wurde, als wäre es für dich, für dich allein und zum Erstenmal gesprochen? Sieh, so ging mir's mit jenem Spruch, und jedes der Worte, die der Prediger aus der Fülle eines überfließenden Herzens beifügte, senkte tiefer und tiefer den seligen Glaubensmuth in mein Herz, aus dem sie gesprochen waren.

„Jetzt blickte ich auf, ein junger, schöner Mann, ernsten, etwas bleichen Angesichts, stand auf der Kanzel. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, ich wußte nichts von ihm; aber es ward mir klar beim Blick in sein edles Angesicht, daß er aus der Tiefe eigener Ueberzeugung redete, daß auch ihm, jung, schön, reichbegabt mit kraftvollem Geist und Körper, wie er vor mir stand, sein Kampf verordnet war, den er gelernt mit Geduld zu durchlaufen.

„Ich hätte ewig, ewig zuhören mögen, all die Pforten und Pförtlein der Welt, aus denen mir bis jetzt nur Leid und Unfrieden zugeflossen, schloßen sich zu, und die eine, selige Pforte des Himmelsfriedens that sich auf.

„Auf dem Heimweg hörte ich, wie im Traum die paar alten Weiber, die mit mir in der Kirche gewesen waren, bewundernd reden über die gar schöne Predigt des neuen Vikarius; ich konnte mit niemand davon sprechen; ich schloß mich daheim in mein Kämmerlein, so reich, so selig, so voll vom tröstlichen Gedanken, daß ich kaum hörte, wie am Abend Mathilde in dem Zug der jungen Leute mit fröhlichem Lärm nach Hause kam — ich beneidete niemand mehr.

„Von da zählte ich mein Leben nur nach den Tagen, an denen der neue Vikar predigte, — ich konnte mich wochenlang im Voraus freuen darauf. Abends schrieb ich mir

ſeine Predigten aus dem Gedächtniß, und hatte daran ins Reine zu ſchreiben und darüber zu denken die ganze Woche.

„Was ich von ihm erfuhr, das ſagte mir, daß er in Wahrheit ſchon einen ſchweren Lebenskampf geſtritten hatte. Er war Hofmeiſter in dem Hauſe eines ſehr reichen Kaufmanns in der Schweiz geweſen, die einzige ſchöne und junge Tochter des Hauſes hatte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt, die er erwiedert: die Eltern hatten nach langem Kampf dem Wunſche des Kindes nachgegeben und ihm ſelbſt ihre Hand angeboten; aber dem geiſtigen Stand ſollte er entſagen, denn zu einer Frau Pfarrerin paßte das in fürſtlichem Reichthum mit fürſtlichen Anſprüchen erzogene Mädchen einmal nicht. Als Raymund fand, daß ſeine Geliebte ſelbſt zu ſehr an der Welt und ihrer Herrlichkeit hänge, um eine Pfarrfrau nach ſeinem Sinn zu werden, entſagte er ſeiner Liebe und allem Glanz, um als Diener des Worts wieder an die beſcheidene Stelle zu treten, die er jetzt einnahm. Sein Ruf als Prediger, wohl auch die Geſchichte dieſer Entſagung verbreitete ſich, und bald waren es nicht nur die paar alten Weiber und das lahme Lieschen, die die Nachmittagskirche füllten. Mich freute das nicht ſo recht; in der ſtillen, leeren Kirche war mir geweſen, als ob ſeine Worte mir allein gälten. Ich beſann mich aber darüber nicht und lebte in ſtiller Freude von einer Predigt zur andern.

„An einem Wochentag, bei ſehr ſchmutzigem, kaltem Wetter hatte ich mich auch, gegen den Rath meiner Mutter, zur Kirche gerüſtet, eine alte, fromme Baſe ſprach bei uns ein, „der Diakonus predigt heute, der Vikar iſt unwohl," ſagte ſie beiläufig. „Da will ich doch lieber bei dem Wetter daheim bleiben," meinte ich. „Ei, ei, Lieschen," ſagte die

Alte und hob den Finger auf, „der Diakonus predigt auch Gottes Wort und der Segen ist nicht an Menschenmund gebunden.“ Ich ging schweigend zur Kirche, das Wort war wie ein Blitz in mich gefahren; hatte ich wirklich aus aufrichtigem Herzen Gottes Wort gesucht, oder den Menschen, der es verkündete?

„Ich bat den Herrn von Herzen, er möge meine Andacht segnen, auch unter der etwas langweiligen Predigt des Diakonus, und wenn ich gerade nicht alles hörte, was er sagte, so ist dafür der Herr selbst mit seinem Trost zu meiner Seele gekommen.

„So ganz auf's Klare konnte ich mit meinem Herzen nicht kommen, inzwischen aber beschloß ich zum Opfer zu bringen, was mir das Liebste war, bis mir gewiß sei, daß ich den Herrn, und den Herrn allein mit lauterem Sinne suche. So ging ich nicht mehr in die Kirche, wenn Raymund predigte, wenn mir's auch war, als ziehe es mich mit tausend Seilen; so oft ich die Kirchenglocken läuten hörte, wenn mir auch mein Herz einreden wollte, es sei nur heilige Pflicht zu dem Prediger zu gehen, bei dem man die meiste Erbauung finden könne. Ich traute einmal diesem Herzen nicht mehr und betete: wenn ich auch hier im Irrthum sei, so soll mich Gott darum nicht verlassen.

„Und er hat mich auch nicht verlassen,“ schloß Lieschen, die eine Weile still vor sich hingeblickt hatte und schaute das junge Mädchen mit einem gar getrosten Lächeln an; „was ich dahingegeben, das hat er mir reichlich vergolten an Frieden und Herzenstrost, ich habe nie keinen Mangel gehabt. Nicht einmal Raymund's letzte Predigt hörte ich mehr, als er von hier fort kam, aber ich habe ihm tausendmal Gottes Segen gewünscht für das, was ich ihm doch

verdanke. — Nun, liebes Kind, für dich liegen wohl andere Prüfungen bereit, aber früher oder ſpäter klopft der Herr auch an deinem Herzen an und will ein Opfer, da wollt' ich dir nur ſagen, daß du davor nicht erſchrecken ſollſt; ſei gewiß, was du Ihm darbringſt, das vergilt er dir tauſendfältig."

Das war die Herzensgeſchichte des armen Lieschens. Lucie war ſehr ſtill geworden, endlich ſtand ſie auf, nahm Lieschens Hand, küßte ſie, eh die beſcheidene Seele es ändern konnte, mit einiger Ehrfurcht und Zärtlichkeit und flog hinaus.

Wäre der junge Volkmann nicht in Luciens Nähe geblieben, ſo hätte ſie wohl einen leichtern Kampf gehabt, als dereinſt das arme Lieschen ihren Traum zu begraben; hätte ſie ihr Herzchen hübſch in der Stille gehütet und ihre Lebensaufgabe friſch angefaßt, ſo wäre das alles ſtill vorüber gegangen, das Leben iſt reich, und das Herz hat eine wunderbare Erneuerungskraft. So aber blieb Robert in Feldſtädt, ſie ſahen ſich wieder und traten in die leichten, unbefangenen Beziehungen, die das geſellige Leben einer kleinen Stadt mit ſich bringt; da war Emilie, mit ihrer beſtändigen Beobachtung, mit ihren Neckereien und Anſpielungen, da war Julie, die Herzensvertraute, mit ihrer innigen Theilnahme, mit dem reichen Vorrath von Liebesgedichten, der ihrem Gedächtniß zu Gebot ſtand, und da war Lucien eignes, phantaſiereiches, warmes Herz, das wiegte ſich tiefer und tiefer auf's Neue in den Traum ein, aus dem ſie doch ſchon ziemlich nüchtern geweckt worden war.

Dem friſchen, geſunden Herzen, das ſeither in einer friedlichen Alltäglichkeit geſchlummert, war dies ſtille Liebes-

leid ein liebes, ſorgſam gehegtes Schooßkind, gepflegt mit leiſem, leiſem Hoffen und ſüßen Thränen. Ihrer jungfräulichen Würde wollte ſie nichts vergeben, ja nicht, — mehr an ihrer Zurückhaltung, als an ihrem Entgegenkommen hätte Robert errathen können, wie wichtig er ihr ſei, wenn er ſich überhaupt die Mühe gab zu rathen.

Dieſe Zurückhaltung wurde Lucie nicht einmal ſchwer, — es war ſeltſam, daß in ſeiner Nähe, in dem unbefangenen, leichten, geſelligen Verkehr mit ihm, ihr Gefühl mehr zurücktrat, ſo daß ſie es faſt ſelbſt vergeſſen hätte. Erſt in der Einſamkeit ſtellte ſie ſich wieder ſein Bild in idealem Glanze auf, ſann jedem ſeiner Worte nach, und legte ihm tiefen, bedeutſamen Sinn unter, ſaugte ſüße Hoffnung oder bitteres Herzweh daraus. Sie betete nicht um Erfüllung ihrer Wünſche, um ſeine Liebe, — das ſchon wäre ihr unweiblich vorgekommen, ſie betete nur um ſein Glück. So mädchenhaft war ihr Gefühl, ſo ohne Verlangen, ſo ſelig in ſich ihre Liebe, daß ſie kein Arg darin finden konnte, ſie zu nähren.

‚Vielleicht er liebt mich im Stillen und will mich nur prüfen, ob ich ſeiner Liebe werth bin,‘ dachte ſie wieder in ſtiller Demuth und ſuchte alle Tugenden zu erringen, die ihr noch fehlten, um ihm einſt wirklich ein Kleinod bringen zu können, wenn ſeine verhüllte Liebe leuchtend hervortreten würde. Und all die unbewußte Poeſie ihres Herzens floß nun über in Worten, die niemand zu ſehen bekam, niemand als Julie, die Vertraute ihrer geheimſten Gedanken.

Und er, der ſie heraufbeſchworen
In dieſes Glückes Wunderland?

Ach, er hatte ſo gar keine Ahnung von all dieſen Wundern, die er hervorgebracht! Eitelkeit gehörte nicht zu den

Fehlern von Robert Volkmann, es fiel ihm nicht ein, daß das hübſche Backfiſchlein, mit dem er ſich bei der Schlittenfahrt ſo gut unterhalten und das er beim Balle ganz überſehen, mehr für ihn empfinden ſolle, als er für ſie. Er machte gern einen Spaß mit dem fröhlichen, jungen Weſen, eingehende, längere Unterhaltungen, Geſpräche über Literatur waren nicht ſein Geſchmack, und Lucie ſuchte oft ſolche Geſpräche herbeizuführen; ſo gern hätte ſie aus dem Mund, der ihr der wichtigſte war, ein Urtheil gehört über ihre Lieblingsdichter, Aufſchluß über Fragen, die ihre Seele bewegten, denn daß ſie das alles bei *ihm* finden könne, bei dieſem Urbild aller Vollkommenheiten, daran zweifelte ſie keinen Augenblick.

„Hör, er kann recht angenehm ſein, aber er kommt mir nicht ſehr bedeutend vor," meinte etwas bedenklich Julie, als ſie wieder einmal Gaſt bei Lucien war. „O," ſagte dieſe mit ſicherem, ſtolzem Lächeln, „du kennſt ihn nicht! Du weißt nicht, welch' reicher Geiſt, welch' tiefes Gemüth ſich unter dieſer leichten, heitern Außenſeite birgt!" „Wirklich?" fragte Julie, noch ein wenig ungläubig, „was haſt du denn dafür für Beweiſe?" „Beweiſe! o, ich könnte dir genug geben! aber das iſt nicht nöthig," ſchloß Lucie, ſelig lächelnd, „ſiehſt du, ich *glaube* an ihn," und die enthuſiaſtiſche Julie ließ ſich auch hinreißen von dem Glauben der Freundin, nur konnte ſie viel, viel weniger als dieſe verwinden, daß dieſer Phönix kein Auge haben ſolle für die Blume, die ihm, und nur ihm erblühte.

Emilie, die, ſobald ſie keine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, die gefälligſte und aufopferndſte Freundin war, konnte das noch weniger ertragen; obgleich ſie nicht eigentlich in Luciens Vertrauen eingeweiht war, ſo ahnte ſie doch die

Wahrheit, hatte aber durchaus keinen Begriff von einer solchen stillen Blumenliebe. „Die Sache ist sehr einfach," stellte sie Lucien vor, „entweder du willst ihn, oder du willst ihn nicht. Willst du ihn, nun, so könnte man ja ganz leicht, ohne daß du compromittirt wärest, indirekt einen kleinen Wink geben, es ist oft nur bis man den Leuten den Verstand macht; willst du das nicht, oder geht es wirklich nicht, — die Männer sind oft merkwürdig dumm, — nun, so schlägst du dir ihn aus dem Sinn, aber auch ganz; du bist noch so jung, kannst lange noch einen Mann bekommen, und so ein Verplempern vorher thut nicht gut, die Männer können das nicht leiden, sie wollen mit Gewalt die erste Liebe ihrer Frau sein, auch wenn die Frau ihre zwölfte ist; darum besinn dich nicht zu lang und mach der Sache ein Ende." So unverstanden wie Lucie sich hier sah, konnte sie nur Emilien versichern, daß wirklich gar nichts daran sei, und sie beschwören, zu schweigen. „Lieber tausendmal sterben, als um eines Mannes Liebe werben!"

Robert indeß, dies Ideal, das seine außerordentlichen Vorzüge so tief verbarg, daß nur Ein Auge sie ahnen konnte, schien in der That weder von hoffnungsvoller, noch hoffnungsloser Liebe erfüllt zu sein; er nahm die Pflichten des neuen Amtes nicht zu schwer, er fand Zeit zu Ausflügen aller Art und freute sich höchst unbefangen seines jungen Lebens. Er war ein gerngesehener Gesellschafter; männliche Koketterie, ein Spielen mit Mädchenherzen kannte er nicht, er wäre auch etwas zu bequem dazu gewesen, aber er liebte es, sich necken zu lassen mit dem Glück, das er bei Damen machte.

Luciens Mutter war nicht eingeweiht in das schmerzlich süße Geheimniß, in diese Liebschaft, wo der Herr nichts

davon weiß, wie ſich einſt ein naives Fräulein ausdrückte, — aber ſie merkte genug, um zu wünſchen, ihr Kind aus dem Bereich des gefährlichen Neffen zu entfernen. Da dieſer ſelbſt, obgleich ohne eigentlichen Beruf, doch ziemlich ruhig bei ſeinem Onkel vor Anker zu liegen ſchien, ſo ſollte die Lucie eine Zeitlang fort, aber wohin?

Die großartigſte Idee der Familie Weybold, wenigſtens des weiblichen Theils, war der Onkel in Berlin, eine ziemlich unbekannte Größe, aber doch eine Größe. Er war ein Halbbruder der Frau Doktorin, zuerſt das Genie, ſpäter der Taugenichts des Hauſes, da er zwar viel und vielerlei las und ſtudirte, nur nichts Rechtes. Nach der Eltern Tod war er mit dem Reſt ſeines Muttergutes als Privatgelehrter nach Berlin gezogen, hatte dort kein neues Gebiet des Wiſſens erobert, wohl aber das Herz einer reichen Wittwe.

Doktor Springer ſchilderte ſeiner Schweſter ſein eheliches Glück mit beredten Zügen, ſprach auch von baldigen Beſuchen in der alten Heimath, von Einladungen an Neffen und Nichten ſobald ſeine geliebte Luiſe nicht mehr ſo angegriffen ſei. Es ſchien aber die Angegriffenheit fortzudauern und der Onkel von Berlin ward faſt zum Mythus und diente nur noch zu pädagogiſchen Zwecken: „Aber, Lucie, ſitz doch aufrecht! wenn dich ſo die Tante von Berlin ſähe!“ „Was meinſt du, Franz, beim Onkel in Berlin dürfte man ſo mit den Füßen gampeln?“ „Nein, wie der Heinrich wieder ſchmutzig iſt! den müßte man verſtecken, wenn der Onkel aus Berlin käme!“

Der Onkel aus Berlin kam nicht, aber er mußte als Hintergrund doch wieder auftauchen, als Frau Doktor Weybold ihrem Mann vorſtellte: „ſiehſt du, es muß noch etwas für Luciens Ausbildung geſchehen, wenn ſie ja einmal der

Bruder in Berlin haben wollte.“ „Was, Bruder in Berlin!“ meinte ärgerlich der Doktor, „seit zehn Jahren soll man die Kinder herausputzen und herstutzen, alles auf den Onkel in Berlin, der sein Lebtag nicht kommt.“ „Nun aber,“ meinte die Frau bedächtig, „es liegt gewiß nicht an ihm, man weiß ja nicht, was Gott beschließt, seine Frau ist immer krank, und kinderlos sind sie auch, wenn er nun ein's unserer Kinder zu sich nehmen wollte und sie wären nicht vorbereitet?“ „Na, laß mich in Ruh' und thue meinetwegen mit dem Mädchen, was du willst, obschon ich nicht weiß, was noch für extra Bildung nöthig sei: nähen kann sie und stricken auch, Klavierspielen lernt sie ja schon seit sechs Jahren . . .“

„Aber bei einem Schulmeister . . .“

„Nun, wer soll denn Klavierspielen können, wenn's nicht ein Schulmeister ist?“

Am Ende aber drang doch die Mutter durch und Lucie kam auf ein paar Monate in die Residenz.

Lucie nahm die Trennung von der Heimath, von dem Orte, wo Er war und weilte, gar nicht so schwer. Sie war so reich in ihren Gedanken und Träumen, und Gedanken sind zollfrei auch in der Residenz. Die flogen denn heimwärts, ein gut Theil während sie Stickstunden, Nähstunden, französische Stunden und Musikstunden fleißig besuchte; sie plauderte und lachte mit den vielen Mädchen, sie that gerade wie andere Menschenkinder, und je ferner ihr die wirkliche Gestalt Roberts rückte, desto schöner und lichter stand das ideale Bild *ihres* Geliebten vor ihrer Seele, des hohen Sterns der Herrlichkeit, zu dem sie aufsah wie zu des Himmels Sternen.

Die Correſpondenz mit Julien war ein großer Troſt für die Trennung, zu ihr konnte ſie von ihm reden, von dem „Namenloſen,“ wie er in ihren Briefen hieß, und Julie konnte durch den Praktikus immer Kunde von ihm erlangen. Sie war viel zu gefühlvoll und freundſchaftlich, als daß ſie nicht Luciens Glauben an den unendlichen Werth des ſtill Geliebten getheilt hätte, und ſo oft ſie ſeufzte: ach, wenn doch Karls Praxis beſſer würde, daß er wagen dürfte, ſich an den Vater zu wenden, floß immer der Wunſch mit ein: „o Theuerſte, wenn doch unſere ſtillen Wünſche an Einem Tage gekrönt würden!“

Und einmal ſah Lucie den Namenloſen leibhaftig und wahrhaftig auf der Meſſe, eben als ſie mit ſchwerbeladener Taſche herumzog, um Commiſſionen zu beſorgen, o welch' wunderbares Ereigniß! Er begrüßte ſie freundlich und fröhlich, wie Landsleute ſich in der Ferne grüßen, er ging ein paar Gänge weit mit ihr und kaufte ihr an einer Spielſachenbude ein ſcherzhaftes Marktgeſchenk: eine hölzerne Frauensperſon, die Butter ausrührte, mit angeſetzter Naſe und ſchönen rothen Backen, „als Vorbild der Häuslichkeit,“ wie er ſagte. Wie gern, wie gern hätte ſie den Scherz erwiedert, aber ſie wagte das nicht, ſie wagte nicht, länger mit ihm zu gehen, ſo verabſchiedete ſie ſich und ging heim, in glückſeliger Betäubung, immer das butternde Weib in der Hand haltend. „Sie habe es für ihr kleines Schweſterchen gekauft,“ ſagte ſie bei Frau Pfarrer Lindner, der ehrſamen Verwandten, bei der ſie in Koſt und Wohnung war, und argwohnte niemand ein Liebespfand unter dieſer intereſſanten Phyſiognomie, Lucie aber mußte hell auflachen, ſo oft ſie das Stück anſah.

„Faſſe Dich, Liebe,“ ſchrieb Julie, „Du wirſt Robert

nicht mehr finden, wenn Du zurückkehrſt, er iſt als Aſſiſtent an das Oberamtsgericht von L. verſetzt. Denke, der hieſige Oberamtsrichter ſagt, er ſei zwar ein jovialer und herzguter Menſch, aber ein fleißiger Arbeiter ſei er keineswegs geweſen; ich mußte lächeln, als ich das hörte. Glaubſt Du nicht, Lucie, daß er vielleicht ein wenig zu viel an eine Freundin von mir gedacht und deßhalb zu wenig gearbeitet hat? Auch uns, Theuerſte, dämmert ein Hoffnungsſtern: der Oberamtsarzt zu Berlingen iſt krank, der Wundarzt dort hat ſelbſt den Fuß gebrochen und es bricht dort ſo eben eine Scharlachfieberepidemie aus. Ahnſt Du, Liebe, welch' ſüße Hoffnungen mir daraus erblühen? Wie günſtig ſind dieſe Umſtände für einen jungen Praktikus, und dann, dann — krönt bald ſelige Erfüllung unſer geduldiges Warten. Glaube nicht, daß wir unſer Glück auf das Unglück Anderer gründen wollen; ach nein, der alte Doktor wird wieder geſund und wenn er ſich zur Ruhe ſetzen muß, iſt das nur gut für ihn, des Wundarzts Fuß wächſt wieder gerade, und die Epidemie geht vorbei, es heißt da auch wie in jenem Gedicht:

Voran, voran ihr Bittern,
In ſengenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, ſegnend nach
Mit klar geſtimmten Zithern,

wie der Gottfried Keller ſo ſchön ſingt.

Lucie nahm die Nachricht, daß ſie Robert nicht wieder ſehen ſollte, mit Faſſung auf, wenn es auch ſtille Thränen koſtete, nur reicher als zuvor ergoß ſich der Quell der Poeſie: vielleicht, wie Göthe durch den Werther ſich befreit von einer kranken Leidenſchaft, ſollte auch ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine Liebe ohne rechte Wurzel und Lebenskraft ausgießen

in Dichtungen, um dann mit klar gewaſchenen Augen im Leben weiter zu gehen?

Der Kurſus der Reſidenzſtudien war beendet, Lucie kehrte nach Haus zurück, ſie kam heiter und fröhlich, wie ein geliebtes Kind in die Heimath kehrt. Sie hatte ein geſundes Kindesherz neben all dem krankhaften Wähnen und Sehnen; den Geſchwiſtern hatte ſie mitgebracht, was nur ihr Herz erfreuen konnte und tummelte ſich luſtig in ihrer Fröhlichkeit; das ſchöne hölzerne Butterweib aber bekam Louischen nicht: es wurde ſorgſam eingeſchloſſen und nur hie und da hervorgeholt, um die goldene Stunde jener wunderbaren Begegnung zurückzurufen.

Emilie war verreist, die Frau Amtspflegerin ſchickte ſie gern auf Reiſen, „um ſich überall nützlich zu machen," wie ſie ſagte, und weil man nicht weiß, ob ſich nicht draußen ein guter Auſtand findet, wie ſie der Stadtpfarrerin anvertraute; ſo war niemand, der Lucien merkwürdige Nachrichten zutragen konnte, niemand, bei dem ſie wagte, Roberts Namen zu nennen. Nur ſelten hörte ſie ihn zufällig erwähnen, eine Muſik, die dann freilich wieder lange in ihrem Herzen nachtönte. Die Mutter war zufrieden, ihr Töchterlein wieder zu haben, ſie hatte alle Sorgen vergeſſen, die ihr der luſtige Neffe eingeflößt; Lucie begann erſt wieder recht für die Ihrigen zu leben, ſie arbeitete emſig den Tag über, ſie ſprach in Lieschens ſtillem Stübchen ein und theilte ihr die neuerlernten Künſte mit, ſie ſang und ſpielte am Abend, nur tief in der Nacht, wenn alle andern Lichter erloſchen waren, brannte das ihre noch in dem traulichen Mädchenſtübchen; da ſchwelgte ſie in ihren lieben Dichtern, in denen ſie immer ſo wunderbare Beziehungen fand, auf ihren eigenen Herzenstraum, der immer traumartiger, luftiger und duftiger wurde;

— gut vielleicht, wenn er auch ſo allmählig zerronnen wäre! Julie kam als glückliche Braut, bereits mit einem neuen weißen Shawl, dem Haftgeld der Bräute, bekleidet, den der glückliche Doktor in Hoffnung auf den Ertrag der Epidemie, die noch in ſchönſtem Gange war, angeſchafft hatte. Wie viel, wie unendlich viel hatte ſie der Freundin zu erzählen: wunderbare und nie erhörte Geſchichten, wie ſo ſchön ſich alles vollends geſtaltet habe, wie ſie im Garten ſpaziert ſei, ſo lange Karl oben beim Vater geweſen, und wie ihr dann der Vater gerufen und geſagt: „Der Herr Doktor hier thut dir die Ehre an, um dich zu werben, ich fürchte, daß du dich nicht wirſt entſchließen können," und wie ſie dann Karl angeblickt und Karl ſie, wie Karl ſie ohne Weiteres geküßt und zu der Mutter geführt habe. „Und den Gutsbeſitzer Kraus hat er jetzt auch noch, der das ganze Jahr die Gicht hat!" verkündete ſie frohlockend, „auch drei Judenfamilien, und Juden ſind eine ſehr gute Kundſchaft für einen Arzt, ſie ſterben ſo ungern." Es dauerte viel Abende lang, bis Julie ihr glückliches Herz ausgeſchüttet hatte und bis endlich Raum wurde für Lucien, ihr hoffnungsloſes zu öffnen.

Ach, es hatte ſich gar wenig begeben in der Geſchichte ihrer Liebe, das große Ereigniß mit der hölzernen Butterfrau war das einzige, aber das himmelblaue Heft mit Gedichten wurde geholt, „Dornröschen" überſchrieben, weil ſeine Roſen aus den Dornen ſtillen Herzeleides erblüht waren; vorleſen konnte ſie Lucie nicht, Julie ſah über ihre Schulter und las:

Schwanenlied.

Bald iſt mein irdiſch Weh und Glück verſchwunden,
Denn ſtille naht die letzte meiner Stunden,
Des neuen Morgens Röthe ſteigt herauf,
Vollendet iſt des heißen Tages Lauf.
Bald wird dies Herz, das einſt ſo heiß geſchlagen,
Im Grabe liegen, frei von Schmerz und Klagen.

„Biſt das du?“ fragte Julie, mit faſt komiſchem Ausdruck die blühende, hellaugige Freundin betrachtend. „Ach ja,“ ſagte Lucie erröthend; ich weiß ja wohl, daß ich nicht ſterbe,“ fügte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „ich dachte nur, es müßte ſo ſchön ſein.“ Julie las fort:

Da möcht' ich an des Grabes dunklen Pforten
Mit lang verſchwiegner, treuer Liebe Worten
Nur einmal, o mein Leben, dich begrüßen,
Nur einmal möchte liebend ſich ergießen
Dies arme, bange, vielgequälte Herz,
Dir nennen all ſein Glück und ſeinen Schmerz.

Und warum ſollte ich dir jetzt nicht ſagen,
Daß ich geliebt dich in der Jugend Tagen,
Daß mir dein Bild mit wunderbarer Macht
Das erſte Glück, das erſte Weh gebracht? —
Der ſtrengen Sitte eiſern Machtgebot
Verſtummet wohl, wenn naht der ernſte Tod,
Und einem Herzen, das in Lieb gebrochen,
Dem wird ein mildes Urtheil wohl geſprochen.

Mit bewegtem Herzen las Julie weiter in der Dichtung die ganz kurze Geſchichte dieſer jungen Liebe, das ſelige Begegnen, — die Zeit der goldnen Träume, — die bittre Enttäuſchung. Es war lang, dieſes Schwanenlied, es ſchien, daß das brechende Herz noch leibliche Kraft hatte,

es fuhr fort, nachdem bereits das ſchmerzliche Wiederſehn vorüber war:

. . . . . .

Und dennoch mußte ich dich ferner lieben,
Auch ohne Hoffnung bin ich treu geblieben.
Du zogeſt froh des jungen Lebens Bahnen,
Du mochteſt nicht in leichtem Muthe ahnen,
Wie oft in heißem, innigem Gebet
Ich zu dem Höchſten um dein Glück gefleht;
Wie ich ihn bat, dir jedes Glück zu ſenden,
Das mir wollt ſeine Vatergüte ſpenden. —
Nun hat er dir ein fröhlich Erdenleben,
Mir hat er mild den ſtillen Tod gegeben.

Vergib mir, wenn in deines Glückes Schein
Ich einen trüben Schatten warf hinein.
Des ſchönſten Erdenlebens reichſte Blüthen,
Sie ſollen dir das leiſe Weh vergüten,
Und wenn du weilſt im Arm der holden Braut,
Die ihres Lebens Glück dir hat vertraut,
So ſende freundlich einen ſtillen Blick
Auf unſrer Jugend goldne Zeit zurück:
So denke derer, deren einzig Lieben
Im Leben wie im Tode du geblieben.

Dein Schutzgeiſt werde ich hernieder ſeh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höhn.

. . . . . .

Weiter konnte Julie nicht mehr leſen, Lucie hatte ihren Kopf tief, zu tief auf das Blatt gebeugt, um die Thränen zu verhüllen, die heiß, unwiderſtehlich aus ihren Augen quellen.

„O du thörichtes Kind!“ rief Julie, indem ſie ſie in die Arme nahm, „was für edle Perlen ſchütteſt du da aus für Einen, der ihren Werth nicht verſteht, da ſollte mir Karl

kommen und ſo achtlos an mir vorüber gehen! Liebes Herz, ſo kann es nicht fortgehen!“ Lächelnd deutete Lucie auf eine andere Stelle ihrer Gedichte, eine Vertheidigung ihrer Liebe:

Iſt auch die Lieb nur leichter Schaum,
So iſt ſie doch ein ſüßer Traum.
Muß ſie ſich auch verſchließen ſtille,
So quillt in ihr doch ſel'ge Fülle.
Sie iſt ſich ſelbſt ein klares Licht,
Sie braucht der Gegenliebe nicht.

„O du Einfältiges!“ wiederholte Julie, „komm, laß mich nur die Verſe ein Bischen mitnehmen, damit ich ſie daheim in Ruhe durchleſen kann, du bekommſt ſie bald wieder.“ „Aber, Julie, Julie, ſei vorſichtig damit! es iſt mein innerſtes Herzblut, das ich in deine Hand gebe.“ „Ja, ja, ſei nur ruhig, ich will's erleben, daß ich dich doch noch glücklich ſehe.“ Lucie ſchüttelte wehmüthig das Haupt.

Jahre gingen vorüber mit allerlei Luſt und Leid; ein Jahr iſt eine inhaltreiche Zeit in einem jungen Leben, jedes hat ein ganz eignes Geſicht, es geſchieht noch ſo viel in Einem Jahr, wenn man jung iſt, darum iſt auch ein Geburtstag, ein Jahreswechſel für die Jugend ein ſo wichtiges Ereigniß und man behält alle Daten in treueſtem Gedächtniß. Später iſt das nicht mehr ſo, obgleich man in der Regel in reiferen Jahren mehr erlebt als in jungen, die Jahre gleichen ſich da mehr, ſie ſind nicht mehr ſo farbenhell, nicht mehr roſenroth, himmelblau, golden oder tief ſchwarz; es ſind bräunliche, wenn nicht gar graue Schattirungen und geräuſchlos und unmerklich ſchließt ſich eins an das andere an.

Die Farbe dieſer Jahre hätte nun Lucie ſchwer zu beſtimmen gewußt; roſenrothe waren es eben nicht, auch nicht hoffnungsgrüne; himmelblau etwa, die Farbe der Treue, denn kein andrer Herrſcher hatte das Eine Bild im tiefen Grunde ihres Herzens verdrängt; auf dem Blumenbrett vor ihrem Fenſter ſtand zwiſchen Roſen und Myrthenbäumchen ein ſchöner Epheu, um deſſen Stamm, in Blätter verſteckt, ein Papier mit der Inſchrift gewunden war: „Ewig halt' ich das einmal Erwählte.“ So ganz getreu war zwar der Epheu nicht, er hatte zuerſt einen einfachen Stab umſchlungen und jetzt umſchlang er ein künſtlich geflochtenes Gitterwerk, — that aber nichts, es war doch ein Epheu und an den Epheu knüpft ſich nun einmal die ſchöne Tradition von ewiger Treue.

Sie hatte Julien zum Altare geleitet, die durch Epidemien und allerlei ſonſtige Drangſalen ihrer Mitmenſchen glücklich an's Ziel ihrer Wünſche gelangt war; in Weiß und Himmelblau, mit weißen Roſen im Haar (ſie verſchmähte ganz helle Farben und heitere Symbole), ein Bild blühenden Lebens, ging ſie der überglücklichen Braut zur Seite. „Wer ſetzt denn dir den Myrthenkranz auf?“ flüſterte die Braut. „Niemand,“ ſagte Lucie mit ſtiller Ergebung.

Doch war ſie heiter genug bei dem Feſt, das ein paar muntere Freunde des Bräutigams belebten. „Und wie freue ich mich, bis du uns beſuchſt! wir haben ein herziges Gaſtſtübchen, das mußt du einweihen,“ rief Julie vor dem Abſchied, lächelnd unter Thränen. „Ach in der erſten Zeit kann man doch nicht zu euch kommen,“ meinte Lucie. „Aber in der zweiten!“ verſicherte Julie, und der Bräutigam, der

es hörte, war sehr begierig, zu erfahren, welches denn die zweite Zeit sei.

Nach drei Monaten hatte Lucie angenommen, werde etwa die zweite Zeit eingetreten sein und hatte die erste Reise unter das eigene Dach der Freundin gewagt. Sie ward mit Jubel aufgenommen und in das neue Stübchen geführt, das mit nöthigen und unnöthigen Gegenständen: gläsernen Lavoirs, gestickten Kalendern, Handschuh- und Taschentuchkistchen, gehäkelten, filetgestrickten und geflochtenen Hängkörbchen, perlengestrickten, federblumengarnirten Etagèren, gestickten Stiefelziehern, Etuis zu Zahnbürsten und andern schönen Sachen zum Ueberfließen voll war.

Ob Lucie trotz der liebevollen Aufnahme bei diesem Besuch Alles fand, was sie sich versprochen, kann uns vielleicht ein Blick in ihr Tagebuch zeigen, das sie mit großer Genauigkeit führte.

„So bin ich nun unter Juliens Dach, ach, wie schön habe ich mir das nicht gedacht! Sie sind gewiß auch recht glücklich, und sehr liebevoll und freundlich gegen mich, aber — es ist, scheint's, noch nicht die zweite Zeit, und ich hätte vielleicht besser gethan, erst später zu kommen. Lieber Gott! ist dieß kindische Wesen und Thun mit einander die Seligkeit, die ich mir gedacht, wenn zwei Wesen, die sich gehören, ganz, ganz vereinigt sind? Ist dieß das tiefe, innige Verstehen, der Zusammenfluß der Seelen, der Austausch der höchsten, heiligsten Gedanken und Gefühle? Habe ich auch nur zwei gescheidte Worte von ihnen gehört? Da sitzen sie in der Sophaecke und küssen sich und geben sich die einfältigsten Namen und schieben einander das Essen in den Mund und verstecken sich, und alles läuft dann wieder auf's Küssen hinaus; verhüte Gott, daß ich einmal so lieben sollte! Ich

habe einen neuen Band Gedichte mitgebracht und dachte, Julie werde entzückt davon sein, behüte: so lang der Doktor da ist, ist sie rein ungenießbar; wenn ich vorlese, so stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern dumme Sachen; ich kenne Julie nicht mehr. Ich sagte ihnen offen, daß ich das nicht begreife. „Das glaub' ich, liebe Lucie," sagte der Doktor, „um das zu begreifen, muß man selbst den Raptus haben." Vor diesem Raptus bewahre mich der Himmel! Wenn Julie allein ist, ist sie noch ziemlich genießbar, bis die Stunde kommt, wo sie ihren Mann erwartet. „Laß mich, Lucie, ich kann nicht mehr lesen, mein Männchen kommt, mein Alterle, mein Mäuschen (das Mäuschen ist sechs Fuß hoch), ich muß ihm seine Pantöffelchen rüsten (sie sind so groß wie Schifferboote) und sein Schlafröcklein und sein Käpplein, es wird so erfroren sein, das arme Männlein." „Es ist ja gar nicht kalt!" werfe ich ein. „Ach, er ist doch erfroren, der arme, gute Hammel!" versichert sie. Dann kommt der gute Hammel, dann geht das Küssen wieder an; „o armes Männlein, bist du recht erfroren?" „Du armes, liebes, junges, kleines Fraulein, bist du recht müde? o, es wird sich so müde geschafft haben, so müde, das Weiblein." „Bewahre, sie ist den ganzen Mittag bei mir auf dem Sopha gesessen," sage ich. „O nein, es ist erschrecklich müde," sagt er, „weil es eben auch noch so gar jung ist, so ganz jung und klein" (sie ist doch bald zweiundzwanzig), und so geht's mit Weiblein und Männlein, bis mir ganz schwach um's Herz ist. Die lieben Leute sehen mich an und beklagen mich im Stillen, daß ich nicht auch schon in dieß Himmelreich eingegangen sei; — sie ahnen nicht, wie ich mich stolz und frei und glücklich

fühle gegenüber dieſer Kinderei. „Du hängſt an einem Schatten,“ ſagt Julie, mag ſein.

Aber frei und ohne Wanken,
Unſichtbar und zeitenlos
Steht das Reich mir der Gedanken
Unerreichbar, ſchrankenlos.

„Sei es, daß mein Herz nicht mehr mein eigen iſt, mein Fühlen und Denken und Träumen iſt mein, mein Leid ſelbſt iſt mein Königreich und die Perlen meiner ſtillen Thränen wollt' ich nicht geben um eine Hand voll Bohnen, wie die arme Julie.“

Die arme Julie! Mitleiden iſt eine ſchöne Tugend, aber es wird oft gar unnöthig verſchwendet. „Die arme Lucie!“ ſeufzte Julie und der Doktor, „wie wird ihr junges Herz oft ſo voll ſein von Sehnſucht nach einem ſolchen Paradies!“ „Wenn wir ihr nur dazu helfen könnten,“ meinte der mitleidige Doktor, „ſie iſt ein nettes Mädchen und geſcheidt ....“ „Ich wüßte wohl ein Mittel,“ meinte Julie mit feinem Lächeln,“ „Du? goldnes Weiblein, Herzblättchen, Zuckerkind, laß hören!“ „Das behalt' ich einſtweilen für mich.“

Zu den Ereigniſſen dieſer Jahre gehörte auch, daß der Onkel aus Berlin auftrat, nicht in eigener Perſon, wohl aber in Geſtalt einer goldenen Armſpange, die er ſeinem älteſten Pathchen Lucie zum Gruß ſandte. Seine liebe Louiſe war immer noch angegriffen, aber er hoffte doch, in einem oder zwei Jahren die Seinigen begrüßen zu können. Die Mutter freute ſich ſehr dieſer Hoffnung, auch Lucie dachte ſich eine ſchöne poetiſche Geſchichte aus, wie der Onkel ſie nach Berlin führen werde, daß ſie ſich nach all-

gemeinen romantiſchen Vorſtellungen als glänzende Hauptſtadt, voll eines Wirbels rauſchender Vergnügungen vorſtellte, wie ſie dann umworben werde von allerlei edlen und vornehmen Jünglingen, die ſie alle abweiſen würde, um dem einfachen Referendär ihr Herz zu bewahren. Vor der Hand wurde ſie noch nicht in Verſuchung geführt, der Onkel kam nicht, und verſank nach der Armſpange wieder in Nacht und Schweigen.

Der Verkehr mit Emilien, ſo angenehm er war, ließ ſtets einen Mißlaut in Luciens Seele zurück; ſie fand ſich nicht mehr ſtill, heiter, ergeben. Die Welt mit ihren Anſprüchen, ihren Freuden, ihrer Eitelkeit ſchlich mit Emiliens beredten Worten in ihr Herz, ſie ſchaute gern in den Spiegel und ſetzte ſich Schönheitsmilch an, wenn ſie lang und oft mit ihr beiſammen geweſen; ſie fand es ſchrecklich langweilig in dem kleinen Neſt und las Romane an den Abenden, wo ſie ſonſt mit den Geſchwiſtern geſpielt.

Um das Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden, durfte ſie nur zu Lieschen gehen, die ſie mit der gleichen Liebe und Freundlichkeit empfieng, mochte ſie nach zwei Tagen oder nach zwei Wochen wieder bei ihr einſprechen. Lieschen hatte immer gerade etwas beſonders Angenehmes erlebt, ſo oft ſie zu ihr kam; einmal war eine neue Mode- und Muſterzeitung angekommen, einer der beſonderen Lichtpunkte ihres Lebens, und ſie ſchwelgte in neuen Zeichnungen und ſchönen Namen zu Stickereien; oder hatte ſie eine recht erquickliche Betrachtung geleſen, wieder gerade, wie für ſie allein geſchrieben; oder war ihr gelungen, aus einem alten Halstuch ihrer Mama ſelig einen Vorhang an einen Toilettentiſch zu fabriciren, — Niemand kam ſo wie ſie dem Gebot des Apoſtels nach: „ſeid allezeit fröhlich.“ Lucie

wußte nicht, ob sie ihr Herzensgeheimniß ahnte, sie selbst vergaß alles „Hangen und Bangen“ am Gestade dieses wellenlosen Sees.

„Aber es geschieht doch auch gar nichts in dieser Geschichte!“ klagt vielleicht eine ungeduldige Leserin. Gewiß, sie hat Recht, das ist ja im Leben so oft das Leiden, daß nichts geschieht. — Bekanntlich ist eine lange Windstille schwerer zu ertragen als ein Sturm; da aber diese Geschichte ein treues Lebensbild sein soll, so müßt ihr euch auch die Windstille gefallen lassen. Einmal geschieht doch etwas.

Es war etwas geschehen: das größte Ereigniß, das ein Mädchenleben kennt: das sagt uns ein Blick in Luciens Stübchen, wo sie inmitten reicher Gaben, selbst in festlichem Schmucke steht: eine glückliche Braut. Eine glückliche? — nun ja, das sind ja Worte, die so zusammengehören, daß sie fast Eines bilden, wie sollte sie nicht glücklich sein? War sie doch am Ziel so lang gehegter stiller Wünsche, war doch der blühende Myrthenkranz auf ihrem blonden Scheitel die Krone jahrelanger stiller Treue, war doch Alles wahr geworden, was sie kaum mehr zu hoffen gewagt. Gewiß, gewiß, sie war glücklich, unaussprechlich glücklich! das versicherte sie sich selbst tausendmal; wie kam's, daß sie nur für nöthig hielt, dieß selbst zu sagen?

Es war so gar schnell, so unvermittelt gekommen, dieß wunderbare Glück, auch so auf ganz andre Weise als sie gedacht. Wenn sie je noch für möglich gehalten, daß ihre stillen Wünsche gekrönt würden, so hatte sie sich ausgedacht, wie ein freundliches Geschick Robert wieder in ihre Nähe führen müsse, wie sie dann in allerlei bedeutenden Situationen zusammentreffen würden, bis endlich, endlich die Knospe der Liebe aufspringen müsse.

Während sie so ihrem Herzenskultus lebte, war ihr Roberts Bild ein immer idealeres geworden, seine wirkliche Gestalt ihr immer ferner gerückt: sie hegte und pflegte mit Träumen und Liedern ihren Liebesschmerz wie ein geliebtes Kind; daneben verkehrte sie neckisch und fröhlich nach außen, fast schien es, als ob sie die demüthige Liebe ihres innersten Herzens zu Einem durch sorglosen Uebermuth gegen das ganze Geschlecht rächen wollte; nur diese Unbekümmertheit um alle Männer hätte vielleicht ahnen lassen, daß ihr Herz Einem gehöre.

„Hör', das ist eine gewagte Sache, warnte sie Emilie; „willst du denn wirklich gar keinen Andern nehmen?" „Hat mich ja noch Keiner in Versuchung geführt," lächelte Lucie. „Je nun, ja, das glaub' ich, wenn man so wie du Alle auslacht und sich um Keinen kümmert." „Weißt du, das kann sich nur eine Schönheit ersten Rangs herausnehmen, oder eine Erbin. Daß man ihnen zu viel entgegenkommt, mögen die Männer nicht, aber das gefällt ihnen, wenn sie ahnen können, daß man in der Stille ungeheuer viel von ihnen hält." An Lucien waren diese weisen Lehren verloren, Emilie aber nahm sich vor, ihr wider Willen zu dienen.

„So, nun ist ja Kameralverwalters Neffe als Aktuar angestellt," sagte eines Morgens der Vater, ohne die tiefe Röthe zu beachten, die diese Neuigkeit auf Luciens Wangen hervorrief. „Gib Acht, was geschieht!" sagte Emilie. „O, gar nichts," versicherte Lucie; „was sollte auch geschehen?"

Da war plötzlich, unvorbereitet, unvermittelt, ein Brief an den Vater gekommen mit einem Einschluß an sie — eine Werbung. Und der erste Eindruck war bei Lucien nicht jubelndes, überwältigendes Glück, es war fast Bestürzung, wie kam das so schnell? Auch die Worte dieser Werbung,

dieſe wunderbaren Worte, die ſie ſich ſo ſüß und ſchön geträumt, ſie lauteten ſo ganz anders, ſo viel nüchterner! Erſt als der Vater ſich nicht beſonders eingenommen zeigte für die Wahl, als die Mutter bedenklich meinte: „Aber wir kennen ihn doch zu wenig, ich meine faſt, Lucie, du mit deinen Talenten könnteſt andere Anſprüche machen, ich habe wenig mehr als Späſſe von ihm gehört, meinſt du, daß er dir genüge?“

Da erſt erwachte wieder mächtig der Herzensglaube der langgehegten Liebe: „O Mutter! du kennſt ihn nicht! du weißt nicht, wie viel Geiſt und Tiefe hinter ſeiner leichten Außenſeite verborgen liegt, wie edel und rein ſein Herz iſt und — wie ſtill und treu er mich geliebt hat.“ „Nun, es iſt wahr,“ gab die Mutter zu, „daß er dich ſo lang im Herzen getragen, ſpricht ſchon für ihn, ich glaubte gar nicht, daß er überhaupt an dich denke.“

„Er ſchwieg,“ rief Lucie mit der begeiſterten Ueberzeugung eines liebenden Herzens, „er ſchwieg, weil er noch nicht wagte, um mich zu werben, ehe ſeine Zukunft ſicher war, weil er ohne den vollen Segen meiner Eltern auch nicht mit einem leiſen Wort mein Herz feſſeln wollte, und doch iſt er ſo treu geblieben ohne Worte, ohne Bürgſchaft! o, ich wußte das wohl!“ Der Widerſpruch erſt hatte ſie erweckt zum vollen Gefühl ihres Glückes.

„Na, wenn die Sachen ſo ſtehen,“ ſagte der Vater, „ſo nimm ihn in Gottesnamen, Geſchichten aufführen kann ich nicht; ich habe nichts gegen ihn, obgleich ich meine, ſo hätteſt du's noch bekommen können, wenn der Markt verlaufen iſt. Schreib' du auch in meinem Namen — ich bin kein Briefſchreiber — er ſoll kommen, wenn er will, nur keine Ge-

ſchichten!“ und der Vater ging eilig weg, weil er ſein eigen weiches Herz fürchtete und ſich der Thränen ſchämte.

Brautzeit, du goldner, duftender, ſonniger Frühling, du Zeit des vollſten ſeligen Glaubens, des unbedingten Vertrauens, ein ſüßer, wonniger Ruhetag für das Herz, ein Sehnen ohne Verlangen, ein Ausruhen im Hafen. Was die Brautzeit für den Mann iſt, — ich kann es nicht ſagen, für ein Mädchen iſt ſie wie ein klarer Sonntagmorgen, Wahl und Qual, Sorgen und Bangen ſind zu Ende, kein Zweifel an die volle ſelige Erfüllung aller Hoffnungen ſchleicht ſich in die Seele; keine äußere Sorge trübt das heitere Bild, doppelt glücklich in der Jugendheimath, deren Liebe man noch in reichen, vollen Zügen auskoſtet, nimmt man den ganzen Himmel künftigen Glückes im Voraus in Beſitz; — welche Braut könnte glauben, daß dieß Auge, das ſo zärtlich und bewundernd auf ihr ruht, auch einmal unfreundlich blicken könnte, daß dieſer lächelnde Mund auch ärgerliche Worte ſprechen, daß er — o Entſetzen! ſchelten könnte, wenn ſein Engel, ſein Täubchen, ſein Kind oder wie ſie ſonſt heißt, einmal Geld verlangt! Nicht nur der Tod hat reinigende Kraft, auch das Glück hat ſie, man fühlt ſich rein und heilig, weil man glücklich iſt.

Ach, daß es doch bliebe,
Dieß Paradies!

Aber, — es gibt nur Eine Verſicherung für Herzensglück, und Wenige, o Wenige ſind es, die ſich dabei in Zeiten verſichern; wohl ihnen, wenn ſie ſpäter und ſei's um theuren Preis, nicht mehr das verſchwundene Glück, aber doch den Frieden der Ergebung, den Segen der Pflichttreue dafür erringen. Es gibt freilich auch Leute, die ſich zu

arrangiren wiſſen, und mit Kohl und Rettigen vorlieb nehmen, wenn die Roſen verblüht ſind.

Lucie koſtete die Herrlichkeit der Brautzeit in reichen Zügen: die Beſuche des Geliebten, die mit ſelig klopfendem Herzen erwartet wurden, die jubelnde Begrüßung, die einſamen Spaziergänge, den verſtohlenen Händedruck und die Blicke, die ſich lächelnd ſuchten und begrüßten inmitten der Menge; — aber manche leiſe Enttäuſchung lief doch mitunter. Zu dem innigen Austauſch der Gedanken und der Seelen, den ſie ſich als das Schönſte gedacht, wollte es nicht recht kommen. Lucien war ſo vieles im Gang dieſer Liebe noch räthſelhaft, wie hatte ſie ſich gefreut, mit Robert bis an die erſte Quelle, bis zum leiſen Keimen des ſüßen Gefühls zurückzugehen, — aber er wollte ihr nie darauf eingehen. „Nur nicht ſentimental, Schätzchen,“ bat er mit einem Kuſſe, ſo oft ſie darauf kommen wollte; „die Hauptſache iſt, daß man ſich lieb hat, das Wie und wie lang thut nichts zur Sache.“ So zog auch ſie einen Schleier über die Vergangenheit, jetzt noch wollte ſie ihm um keine Welt bekennen, daß ſie ihn vielleicht zuerſt allein geliebt, lag ja doch eine ganze, ſchöne, reiche Zukunft vor ihnen: da ließ ſich alles, alles noch einholen.

Auch auf ſeine Briefe hatte ſie ſich ſo ſehr gefreut; der Briefwechſel war ihr immer als die ſchönſte Zugabe des Brautſtandes erſchienen, und ſie ſchrieb und ſchrieb, trotz alles Neckens der Geſchwiſter und des gutmüthigen Scheltens der Mutter: ſie ſchrieb am frühen Morgen und ſpät in die Nacht; aber die Antwortsbriefe, denen ſie mit ſehnſüchtiger Ungeduld entgegenſah, kamen ſo ſelten, ſo kurz! „Schätzchen, du weißt, das Briefſchreiben war nie eine Männertugend; ſchon der Apoſtel Paulus hätte den Brief

an die Römer nicht geſchrieben, wenn er's ihnen hätte mündlich ſagen können, deine Brieflein freuen mich ungeheuer, ſei nur fernerhin ſo großmüthig, was ſollte ich dir ſchreiben? daß ich dich lieb habe, weißt du ſchon, und ein Aktuar erlebt keine ſo allerliebſte Sachen mit Blumen und Träumen und Poeſien, wie ein junges Fräulein."

Zu Lieschen kam ſie immer noch gar oft und gern, ihr ſchüttete ſie das Herz aus, wenn ſie das Heimweh des Abſchieds quälte, bei ihr fand ſie ein allezeit freundliches Ohr, wenn ſie ihr die ſichtbaren und unſichtbaren Vorzüge ihres Bräutigams ſchilderte, und Lieschen half ihr ihre goldnen Zukunftsplane ausmalen, während ſie feine Ueberzüge zur Ausſteuer für ſie ſtickte. Luciens glückliches Verhältniß mit Lieschen war zu Anfang in großer Gefahr geſtanden. „Zu Lieschen müſſen wir zuerſt," hatte ſie bei Roberts erſtem Beſuche geſagt, „das iſt meine treueſte Freundin, keine freut ſich ſo herzlich, wie die über unſer Glück." „Ja, Kind," begann Robert zögernd, „da bin ich in einiger Verlegenheit; ich kann faſt nicht mit dir gehen." „Wie? doch nicht, weil ſie alt und lahm iſt und nicht ſchön?" fragte Lucie erſchrocken. „Keineswegs, Beſte; vorausgeſetzt, daß meine Braut hübſch iſt, ſtelle ich der übrigen Menſchheit frei, ſo häßlich zu ſein, als ihr beliebt, aber ich fürchte, dieſe reſpektable Perſon könnte ſchwer beleidigt ſein." „Durch dich?" „Nicht gerade, aber, um das Verbrechen zu geſtehen: ich fuhr ſchon vor Jahren, als ich hier war, mit dem Aſſiſtent Balzig in einem Einſpänner hinaus, als gerade die beſagte ehrenwerthe Perſon an Krücken, wie das ſo ihre Eigenſchaft iſt, vor uns herging und nicht ſchnell ausweichen konnte, ſo daß ich kaum das Pferd zurückzuhalten vermochte. Balzig aber rief ärgerlich laut genug: „Na, die alte Schachtel ſollte

nicht auf Fahrwegen gehen!“ Die Jungfrau wandte ihr rundes Angeſicht und hatte ſcheint's Alles gehört. Nun that mir's gleich ungeheuer leid, und genirt mich wirklich, zu ihr zu gehen; kann ſie ja nicht wiſſen, von welchem von uns jener ungalante Ausruf kam.“ „O, da muß ich freilich erſt zu ihr und ihr ſagen, wie unſchuldig du biſt!“ rief Lucie und eilte zu Lieschen, um ihr ſo ſchonend als möglich beizubringen, warum Robert ſich ſcheute, ſie zu beſuchen. „Und das iſt Alles?“ fragte Lieschen lachend, „daß ſein Freund mich eine alte Schachtel geheißen? Und wenn er's ſelbſt gethan hätte, meinſt du, ich habe das zum Erſtenmal gehört? Ich will dir ſagen, Kind, eine Schachtel iſt gar nichts ſo ſchlimmes, zumal eine alte. Siehſt du je einen Boten mit einer Schachtel, ohne daß ſie dich ſo recht lockend und verheißungsvoll anſieht? eine Erinnerung an Traubenſchachteln, Weihnachtsſchachteln und an allerlei gute Dinge? Haſt du je etwas Unangenehmes in einer Schachtel erhalten? und die vielerlei Reſte von Siegeln auf alten, vielgewanderten Schachteln: erzählen ſie nicht ganze Geſchichten von ihren weiten Reiſen, von Freuden, die ſie gemacht, von fröhlichen Ueberraſchungen und milden Spenden? Wollte Gott, ich wäre ſo eine alte Schachtel, die ſchon recht viel Vergnügen in der Welt herumgetragen! Das Schlimmſte, was man einer Schachtel nachſagen kann, iſt, daß ſie leer ſei; davor muß ich mich denn eben ſchön hüten. Nein, Kind, komm du nur mit deinem Liebſten, wenn er die alte Schachtel nicht fürchtet.“ Robert kam, und kam wieder, er fand ſich ganz behaglich bei der alten Jungfer, bei ihrem friedlichen Lächeln und guten Humor. Auch Lieschen gewann ihn lieb und hatte gern ihren Spaß mit ihm, doch betrachtete ſie oft nachdenklich das junge Pärchen, und

wenn Lucie ihr glückliches Herz bei ihr ausschüttete, sagte sie freundlich nickend: „Ja, es ist ein guter Kern in ihm, Gott helfe dir, daß du ihn zu Tage bringst!“

Heute also ging die Brautzeit zu Ende und während wir sie durchflogen, hat die Braut die Grüße und Glückwünsche all der Gäste empfangen und tritt an der Hand der tiefbewegten Mutter dem Bräutigam entgegen, mit ahnungsvollem Schauer, mit dem stolzen Gefühl, das in diesem Augenblick auch die demüthigste Seele überschleichen kann, dem Gefühl, daß sie ihm eine königliche Gabe gibt: all ihr Sein und Fühlen und Wollen, ein volles, reines Mädchenherz.

Und wenn sie in diesem Augenblick dem Mann, ihrem künftigen Herrn, mit jungfräulichem Stolze nahte, so beugte sie sich um so tiefer in kindlicher Demuth vor den Eltern, im leisen, reuevollen Gefühl versäumter Pflichten; zumal vor dem Vater, bei dessen tiefer Rührung ihr jetzt erst klar wurde, wie es an ihr gewesen wäre, seine Liebe zu suchen, ihr zuvorzukommen, statt daß sie bei seiner trockenen Außenseite sich gewöhnt hatte, trocken neben ihm herzugehen; sie meinte, ihm all ihre Liebe nun auf einmal zeigen zu müssen.

Der Zug setzte sich in Bewegung; Emilie, des bezaubernden Eindrucks gewiß, den sie machen mußte, Granatblüthen in den schwarzen Locken, die den blendend weißen, blühenden Teint, ein Meisterstück der Kunst der Natur, hervorhoben, nahm den Arm des ersten Brautführers, ein schüchternes, blondes Bäschen des Bräutigams folgte mit ihrem Kavalier, Schwester Luischen, als heranblühendes Fräulein zum Erstenmal in ihrem Leben mit Rosen im Haar, durfte die Braut begleiten, dann kamen die Brüder, in schwarzen

Sammtjacken und neuen Mützen möglichſt kultivirt, die Mutter und Julie im Blondenhäubchen und der ganze Zug der andern theilnehmenden Freunde.

Luciens ganze Seele war verſenkt in die heilige Handlung, ſie wagte nicht, die Augen zu erheben zu dem, der ihr zur Seite ſtand, jetzt ihres Lebens Hort und Halt; mit demüthiger Seele nahm ſie alle Ermahnungen des Geiſtlichen in ihr Herz auf und fühlte ſich faſt verlegen, wenn ſie dieſer auch an Robert richtete, und doch iſt die Hochzeitrede faſt die einzige Gelegenheit, wo auch den Ehemännern, in ihrer Eigenſchaft als ſolche, gepredigt wird. Den guten Frauen predigt man das ganze Leben durch, als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe; wir haben eine ganze Literatur von Ermahnungen an Frauen, und während man ihnen aufs Dringendſte empfiehlt, in tiefſter Demuth zu verharren, legt man das ganze Gewicht der Verantwortung für das Wohlſein des Hauſes, das Gedeihen der Kinder, für das zeitliche und ewige Glück des Gatten auf ihre ſchwachen Schultern. Das alles iſt recht ſchön und gut, auch wahr; und die Frauen dürfen ſich's gerne geſagt ſein laſſen; die Wenigſten unter uns haben auch nur die Hälfte davon erfüllt. Aber ich wünſchte doch, daß auch Jemand ſich die Mühe nähme, den Männern zu predigen, ihnen zu ſagen, daß da nicht nur ihre Frau iſt, die ſie zu ernähren und anſtändig zu behandeln haben, ſondern eine unſterbliche Seele, die in ihre Hand gelegt iſt, der ſie zum Licht und Führer oder zum Verderben werden können; eine Blume, die nicht nur ein anſtändiges Plätzchen im Garten braucht, wo man ſie unbehindert ſtehen läßt, ſondern auch milde Luft und Sonnenſchein, wenn ſie dem Hauſe blühen und duften ſoll.

Glücklich die Frau, die aufsehen darf mit voller Liebe und unbeschränktem Vertrauen zu dem Herrn und Haupt ihres Hauses, der ihr mehr gibt als den frommen Wunsch: so ihr aber Nahrung und Kleider habt, so laßt euch genügen. Glücklich das ganze Frauengeschlecht, wenn die Männer zeigen, daß sie der Ermahnung nicht bedürfen, daß sie aus freiem Triebe die Frau in Liebe reich machen wollen aus der Fülle eines stärkeren Geistes, um, was sie hingeben, nur reicher und schöner von ihr zurückzuerhalten.

Die Handlung war vorüber. Lucie konnte all die theilnehmenden Glückwünsche nur mit einem stillen Händedruck erwiedern; es verlangte sie nach der Hand dessen, dem sie nun eigen war; ihr war, als sei ihr jede Brücke weggezogen und sie stehe mit ihm auf einer Insel allein, ganz allein über der Welt; er verweilte noch bei seinen Freunden, jetzt wendete er sich zu ihr, ihr Auge erhob sich in tiefer Liebe zu ihm. „Nicht wahr, ich darf den Frack jetzt ausziehen?“ waren die ersten Worte, die sie von seinen Lippen vernahm, seit er ihr angetraut worden für das Leben. Ein kalter Stich fuhr durch ihr Herz, aber er sah sie mit seinem alten gewinnenden Lächeln an und wischte ihr die Thränen ab und sagte auf ihren fragenden Blick halblaut: „Weißt, Schatz, das Beste behält man für sich!“ daß schnell wieder der Glaube an den tiefen Werth seines Innern wuchs, den die leichte Außenseite nur verhüllte, und bald war sie die heitere Königin des fröhlichen Hochzeittisches, nur still, viel stiller als sonst, das war ja natürlich.

Lucie war eine junge Frau. Gewiß auch ein fröhlicher Zeitpunkt im Leben des Weibes. Das erste Gefühl der Selbstständigkeit, das Schalten und Walten in dem neuen, hübsch eingerichteten Besitzthum, das Gefühl, der Mittelpunkt viel freundlicher Aufmerksamkeit zu sein, — die Welt ist nicht halb so böswillig und klatschsüchtig, wie man ihr nachsagt, — eine junge Frau an einem neuen Ort wird meist mit wohlwollenden, freundlichen Augen angesehen; junge Mädchen fühlen sich geehrt durch ihr Zuvorkommen, ältere Frauen protegiren sie gern und geben ihr häusliche Rathschläge. — Und die eigene Heimath! das trauliche Beisammensitzen an dem kleinen Tischchen, der zärtliche Abschied am Morgen, die fröhliche Begrüßung am Mittag, einsame Streifzüge und Entdeckungsreisen in der Gegend, die ersten lieben Gäste, die man selbst bewirthet, — kein Wunder, daß junge Frauen selten viel arbeiten, — das Glück ist ihr Beruf. Auch Lucie genoß all dies Glück und war jung und lebensfroh genug, um sich der goldnen Tage zu freuen, auch war sie nicht mehr so vernünftig wie damals, als sie Juliens Thorheit beseufzt hatte. Sie räumte ihre Zimmer ein und aus wie ein Puppenhaus, errichtete heute den Salon, wo gestern das Schlafzimmer gewesen war; sie ließ sich in Kaffeevisiten einladen, um mit „schrecklichem Heimweh" zu ihrem Liebsten zurückzukehren; sie kochte eigenhändig seine Leibgerichte und erzählte ihm von den wundersamen Ersparnissen, die sie machte. Allmählig hörten die einsamen Spaziergänge auf, die Abende waren warm und schön, man ging in einen Gesellschaftsgarten, und machte Sonntags einen Ausflug an benachbarte Orte. „Schätzchen, nur nicht sentimental!" bat Robert, so oft sie der schönen stillen Gänge er ersten Wochen gedachte; sie lachte und ging willig mit

ihm in den Biergarten. War das die ‚zweite Zeit?‘ Es war eine heitere, luſtige, abwechslungsreiche: Lucie ließ ſie ſich gefallen, und doch dünkte ſie ihr oft wie ein proviſoriſcher Zuſtand, das rechte, eigentliche Leben, meinte ſie, müſſe erſt kommen.

Lucie hatte vor der Hochzeit die ſchönſten Plane für Lektüre und Studien gemacht, ſie wollten zuſammen Franzöſiſch treiben, Engliſch und Italieniſch lernen; das Leben dünkte ihr viel zu kurz, um nur zur Hälfte mit dieſen Planen fertig zu werden.

„Was leſen wir zuerſt?“ war die große Frage. „Nun, was wir haben,“ meinte Robert phlegmatiſch: „par exemple den Schiller, der nebſt dem Corpus Juris und einem alten Kommersbuch derzeit meine Bibliothek bildet.“ „Gern!“ rief Lucie, „wenn ich ihn auch auswendig weiß, zuſammen haben wir ihn noch nicht geleſen.“ „Aber Vorleſen iſt nicht meine Paſſion, ich muß genug ſchreien in der Amtsſtube, lies du, Schätzchen.“ „Herzlich gern.“ „Die warme Luft macht müde,“ ſagte der Zuhörer und arrangirte ſich in der Sophaecke. Lucie begann die Braut von Meſſina, wie lange waren ihre geliebten Dichter, die Freunde und Gefährten ihrer goldenen Jugend vergeſſen gelegen, ſie las ſich ins Feuer, all dieſe ſchönen Klänge waren ja ganz ihr eigen, ihre eigene junge Seele hatte ſie darin niedergelegt, ſie fand wieder all ihre erſten roſigen Träume, ſelbſt nach ihrem Robert ſah ſie lange nicht, bis ſie endlich bei den Worten: „das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,“ nach ihm hinüber blickte, „hier gilt kein Widerſtand und keine Wahl!“ Ein lautes Schnarchen vom Sopha her tönte, Lucie war ſtill und las für ſich, — es war alles nicht mehr ſo herrlich, doch las ſie weiter, bis ſie tief in der Nacht ſich erhob und

Robert weckte. „Ja, ſiehſt Du, Schätzchen, d'rum war ich gar müde, ſchade, daß ich es verſäumt, du haſt gewiß prächtig geleſen!“

Am nächſten Abend wurde wieder der Verſuch gemacht, vorzuleſen, wieder mit demſelben Reſultat, bis Robert endlich vorſchlug: „weißt was, Schätzchen, das gar zu ſolide Leben bin ich nicht gewöhnt, wie wär's, wenn ich zur Abwechslung wieder einmal einen Abend in's Adlerkränzchen ginge? Du könnteſt ſonſt in Gefahr kommen, für eine kleine Haustyrannin zu gelten.

Lucie gab es lächelnd zu und fand zu ihrem Erſtaunen, daß ihr der einſame Abend zu Haus auch behaglich war. Aus dem einen Ausgangsabend wurden allmählig ſechs, am Sonntag blieb Robert zu Hauſe und — ſchlief. „Sonntag iſt ja der Ruhetag.“ Lucie las für ſich Schiller und Göthe, ſie las und las, was ſie habhaft werden konnte, ſie abonnirte ſich auf eine Leihbibliothek und erhielt da langes und kurzes Futter für ihren Leſehunger; die langen Abende wurden ihr oft ſehr kurz. „Kommſt du ſchon?“ fragte ſie meiſt, wenn Robert, der ziemlich regelmäßige Stunden hielt, gegen elf Uhr nach Hauſe kam. „Schon? ein charmantes Weibchen! Das werde ich den Neidern ſagen, die dich für eine Haustyrannin gehalten; es iſt eigentlich nicht mehr ‚ſchon,‘ Schätzchen, es iſt ‚erſt,‘ ſchließ eiligſt dein Buch und laß uns zur Ruhe gehen.“ Lucie gehorchte. Auf ihrem Nachttiſch lag die Bibel und das Gebetbuch, aus denen ſie in den Mädchenzeiten jeden Abend unverbrüchlich ihre Andacht gehalten hatte. „Noch leſen, Theuerſte?“ proteſtirte der Gatte, „unmöglich, du haſt geleſen genug, jetzt muß das Licht alſobald gelöſcht werden, das iſt meine Bedingung.“

„Nur noch," entſchuldigte ſich Lucie halb verlegen, „ein Kapitel in meiner Bibel, ich war das immer ſo gewöhnt." „Habe gar nichts dagegen, Schatz, du hätteſt lang Zeit gehabt zum Bibelleſen, jetzt aber bitt' ich dich, löſche das Licht, kannſt ja heute Abend aus dem Herzen beten." Gewiß konnte ſie das, auch lagen ihr ja ſchöne Bibelſtellen genug im Gedächtniß, an dennen ſie ſich erbauen konnte; ‚das bloſe Leſen thut's nicht,' ſagte ſie ſich, das wäre eine Art Aberglauben, „es iſt die Herzensſtimmung, die die Andacht macht."

Dieſe kleine Scene wiederholte ſich faſt jeden Abend. Lucie nahm, wenn Robert ausgegangen war, Bibel und Gebetbuch mit ins Wohnzimmer, um vorher ihre Andacht zu halten; aber — der Roman war ſo gar ſpannend, ſie wollte nicht ohne Noth vorher aufhören, nach der Bibel konnte ſie doch nicht mehr Romane leſen, und — eh ſie ſich's verſah, kam Robert nach Hauſe, das Licht mußte gelöſcht werden und ſie verſuchte aus dem Herzen zu beten. Aus einem immer zerſtreutern und unruhigern Herzen kam dies Gebet, immer fremder wurde ihr ihre Bibel, ſie ſchlug ſich hie und da noch einzelne Stellen darin auf, aber ſonſt wußte ſie nicht viel mehr damit anzufangen. „Bibelleſen macht noch nicht fromm," „Kirchgehen allein macht nicht fromm." Ach, freilich, es gibt noch eine Menge ſolcher, anſcheinend äußerlicher Dinge, die alle machen es nicht. Ein Schritt vom Weg ab führt dich noch nicht irre, auch nicht zwei, auch nicht zehn, du haſt den rechten Weg ja immer noch im Auge, du kannſt darauf zurückkehren, ſobald du nur willſt; aber ein Schritt um den andern führt dich allmählig ab, weiter, weiter, unverſehens kommt eine Wendung

und der rechte Weg ist deinen Augen entschwunden. Möge dir möglich sein, ihn wieder zu suchen und zu finden!

Es gibt eine Freiheit, die zum Zwang führen muß, es gibt auch einen Zwang, der zur Freiheit führt.

Freier Gehorsam, freie Liebe ist freilich erst das Rechte und Wahre, aber wir dürfen auch im Gebiete des geistigen und geistlichen Lebens nicht immer auf die freien Regungen warten, wir müssen unser Herz dazu erziehen. Es ist gewiß die schönste Freude der Mutter, wenn das Kind in ihre Arme eilt mit dem Ruf: „ich will bei dir bleiben, weil mir da am wohlsten ist," aber auch ehe es so weit kommt, ist es schön, wenn das Kind die verlangenden Augen abwendet von dem lustigen Treiben der Gespielen und sich zur Mutter wendet: ich will bei dir bleiben, weil du es willst.

„Aber Glauben und Liebe ist ja Gnade und nicht unser eigen Thun," wirft man ein. Gewiß! Gnade ist es, unaussprechliche Gnade, wenn sich den harrenden Jungfrauen die Thüre öffnet, aus der das wunderbare Licht der Herrlichkeit strahlt, aber doch sind sie angewiesen, ihre Lampen brennend zu erhalten, doch schließt sich die Thüre vor denen, die sie, nicht einmal in bedachter Schuld und Sünde, nur in sorglosem Leichtsinn erlöschen ließen.

Die himmlische, wie die irdische Liebe bedarf der Pflege; Lucie versäumte sie bei beiden.

Sie hatte sich das alles freilich einst anders geträumt in ihren Mädchentagen: einen starken, ernsten, treuen Führer, ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Höhe. Und auch als dies Ideal sich aufgelöst hatte in ein harmloses fröhliches Menschenkind, hatte sie sich's wieder schön gedacht, gemeinsam nach einem Ziel zu ringen und zu streben, ge-

meinſam die Eine köſtliche Perle zu ſuchen. Sie hatte Beides nicht gefunden, ſie fand auch keinen Unglauben, keine Feindſchaft gegen ihren Glauben, o bewahre, Robert fand das alles recht ſchön und gut, er hatte gar nichts gegen eine religiöſe Frau, er war nur gegen Alles, was er pietiſtiſches Kopfhängen und Eifern nannte, er wollte, wie der große König Friedrich, jeden nach ſeiner Façon ſelig werden laſſen.

Und mehr und mehr gewöhnte ſich Lucie an dieſe gemächliche Straße, ſie gingen friedlich, ohne Streit darauf zuſammen, es ließ ſich gut leben mit Robert, aber wohl, recht innerlich von Herzen wohl, ward ihr nicht dabei.

Drei Jahre waren vorübergegangen und wieder einmal war der Abend von Luciens Geburtstag, ſie war allein; — ſehr allein fühlte ſie ſich, und es iſt ein andres um die Einſamkeit einer Frau und um die eines Mädchens, wenn nicht das Alleinſein nothwendig in den Verhältniſſen bedingt iſt. Die Mädcheneinſamkeit iſt eine ſelbſtgewählte, eine reiche, lebensvolle, die der Frau hat ein Gefühl des Verlaſſenſeins in ſich, wenn ſie nicht mehr traurig iſt, ſo iſt ſie öde oder gefährlich.

Luciens Vater war geſtorben, ſchnell und unerwartet, das Opfer einer Seuche, die er Jahre lang ſchon ungefährdet behandelt hatte; ihr älteſter Bruder war Landwirth und die rüſtige, thätige Mutter war mit Louiſchen zu ihm gezogen auf einen entlegenen Hof, ſo war ihr die Jugendheimath, auf die ſie ſich ſo ſehr gefreut hatte, ſchon jetzt verſchloſſen.

Lucie war durchaus keine unglückliche Frau, auch die heutige Einſamkeit war eine zufällige, der Poſtmeiſter, der die Jagd gepachtet, hatte einen fetten Rehbock geſchoſſen,

mit dem er dieſen Abend die Herrn des Städtchens regaliren wollte; Robert würde vielleicht zu Hauſe geblieben ſein, wenn ſie ihn darum gebeten hätte; warum aber hätte ſie ihn bitten ſollen?

Lucie hatte kein Kind, und viel von der unbefriedigten Sehnſucht ihres Herzens ſchob ſie auf Rechnung dieſes unerfüllten Wunſches, ſie glaubte ſich berechtigt zu ſtundenlangem Hinbrüten über dies verſagte Glück und mußte bei jeder Veranlaſſung denken: ach, alles wäre eben anders und alles ſchöner, wenn wir Kinder hätten!

Sie war lange ihres Weges gegangen, ohne einen Haltpunkt zu machen, und ſie wäre vielleicht auch heute nicht dazu gekommen, wenn nicht eben ihr Leſevorrath erſchöpft geweſen wäre; ſie war ſelten ganz allein mit ihren Gedanken, diesmal aber rief ihr die Stille, die ſie umgab, einmal wieder die vergangenen Tage zurück; jenen Geburtstag mit der Schlittenfahrt, den Ball mit der bittern Herzenstäuſchung, ihr langes, ſtilles Lieben und Hoffen, den Tag, der ihre leiſen Wünſche gekrönt, — aber ſie mochte ſich nicht gerne in dieſen Bildern ergehen, was ſie ſich früher ſo ſchön gedacht; es lag etwas Unklares dazwiſchen, ſie hatte ſich nie mit Robert recht verſtändigt über den innern Gang ihrer beiderſeitigen Herzensgeſchichte, ſie hatte eine geheime Scheu, es zu thun und jetzt kam gar nie mehr eine Zeit, wo eine innere Verſtändigung möglich geweſen wäre, ohne daß eine Schuld, ein Streit ſie getrennt hätte; ihre Wege liefen nicht auseinander, aber ſie liefen getrennt nebeneinander her, Ein Weg war es nicht mehr.

Ihre Schuld war es nicht, daß es ſo gekommen, das ſagte ſich Lucie immer wieder, ſo oft das Bild der Ehe, wie ſie es ſich einſt gedacht, und der, wie ſie jetzt war, vor ihre

„Aber, Robert, du kommſt heute ſpät," ſagte Lucie, indem ſie ihr himmelblaues Heft ſchloß, lächelnd über die Improviſation, „ich habe ſchon ſo lang gewacht."

„Dein Schutzgeiſt werde ich hernieder ſeh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höh'n"

citirte Robert etwas ungeſchickt, doppelt ungeſchickt, denn Luciens Seele durchzuckte dies Citat wie ein ſcharfes Schwert; „wo haſt du das her?" frug ſie auffahrend mit glühendem Geſicht. „Nu, nu, Schätzchen, ja nicht ſo hitzig?" bat Robert lachend in etwas gehobener Weinlaune; „freut dich's nicht, wenn ich auch einmal poetiſch werde? daß ich dieſe ſchöne Poeſie auswendig behalten, hätt' ich ſelbſt nicht geglaubt:

„So höre mich denn, ſchön und frei von Sorgen,
Erblühte mir dereinſt des Lebens Morgen"

hub er wieder an zu declamiren „Ich bitte dich, woher haſt du das," rief Lucie wieder; das war ja aus ihrem Schwanengeſang, ſie hatte als Mädchen noch das Manuſcript vermißt, und war nie dazu gekommen, ihn wieder niederzuſchreiben; nie, nie hatte ſie Robert davon geſagt, weil es ja nie zur Verſtändigung über frühere Zeiten gekommen war, wie *konnte* er davon wiſſen? Ergötzt von ihrem Eifer *und* ihrer Indignation begann er:

„So trat ich ſorglos in das Weltgedränge,
Da — ſah ich dich im weiten Kreis der Menge,
Zu tief ſchaut ich in deinen klaren Blick,
In ihm verſank die Ruh und all mein Glück."

„Das heißt man, glaub' ich, falſche Reime, Kind, aber wir Schwaben nehmen das nicht ſo genau." „Nein, ich bitte dich," rief Lucie weinend in Aerger und Scham, als er fortfahren wollte, „wie kamſt du dazu, ich wollte das in's Grab nehmen! wer hat mir das entwendet?"

„Von entwenden iſt keine Rede," ſagte Robert etwas abgekühlt, „wenn du es ins Grab nehmen wollteſt, hätteſt du jedenfalls vorſichtiger damit ſein ſollen; mir wurde dies Gedicht vor Zeiten zugeſandt, mit den Anfangsbuchſtaben deines Namens darunter, ob mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung, weiß ich freilich nicht . . ."

„Iſt's möglich? Kann das ſein?" rief mit immer heißer ausbrechenden Thränen Lucie; „wer konnte mich ſo verrathen?" „Aber ſei doch nur ruhig," bat Robert, deſſen Gutmüthigkeit dieſer Jammer ſelbſt leid that, „iſt's ja doch dein eigener, eheleiblicher Mann, an den dieſe ſchönen Worte gerichtet ſind; ich war freilich ſelbſt verwundert genug über dieſe ſentimentale Poeſie, die meiner Wenigkeit gelten ſollte, wie wenige beigelegte Zeilen von einer unbekannten Damenhand andeuteten. Unter uns, ich glaube dieſe Zeilen waren von deiner Herzensfreundin Julie, die Ueberſchrift war aber offenbar von Emilien; ſo haben die Beiden ſcheint's ein Freudſchaftsſtückchen thun wollen und ich meine, das Reſultat braucheſt du nicht gar ſo bitterlich zu beweinen . . . ."

„Und das war der Grund, warum du kamſt? . . . ." fragte halblaut Lucie, das Geſicht mit beiden Händen verhüllt, in einem Gefühl tiefer, bitterer Demüthigung. „Na, wie man's nimmt," geſtand offenherzig Robert, „zuerſt frappirte mich das Ding mehr als mich's freute; weißt, gewöhnlich iſt das doch nicht, und ich wußte nicht gleich, daß du gar nichts von der Sache weißt, und hatte, aufrichtig geſtanden, nicht ſo viel an dich gedacht, obgleich wir uns ja immer gut unterhalten haben." „Aber der Ball nach jener erſten Schlittenfahrt, dein ſo ganz verändertes Benehmen?" fragte Lucie, deren Thränen für den Augen-

blick getrocknet waren, in einiger Spannung. „Welcher Ball, Kind?“ ich kann unmöglich alle Bälle auswendig behalten.“ „Ach, den Ball, wo wir uns zum erſtenmal wieder ſahen, wo du gar nicht mit mir getanzt . . . .“ „Ja ſo,“ citirte Robert wieder aus dem unglücklichen Schwanengeſang:

Ich ſah dich wieder, — anders als ich glaubte,
Die lang und heißerſehnte Stunde raubte
Mit Einemmale mein erträumtes Glück,
Und nur der Roſe Dorn blieb mir zurück.

„Na, ſiehſt du, Kind, bei der Schlittenfahrt hatteſt du mir ganz wohl gefallen, ich war auch ein wenig weinwarm und fürchtete faſt aus den ſpäteren Neckereien meiner Tante, ich ſei zu weit gegangen, was für einen Studenten doch der baare Unſinn geweſen wäre. In der Zeit bis zum Ball hatte ich in Wahrheit viel anderes dazwiſchen gedacht, ich bemerkte dich auch nicht gleich und dann, — tanzen iſt meine ſtarke Seite nicht, und ich bemerkte, wenn du mir's nicht übel nimmſt, daß du auch keine ſplendide Tänzerin ſeieſt; da hielt ich's für gerathener, mich an gewandte Damen zu halten und kam nicht einmal mehr dazu, mich mit dir zu unterhalten . . .“ Zehn Jahre waren für einen Augenblick von Lucien vergeſſen, ſie fühlte noch einmal das tiefe, bittere Weh ihres jungen Herzens über jene Zurückſetzung, und Er, — war nur nicht dazu gekommen. „Nun,“ fuhr Robert in ſeiner Erklärung fort, „frappirte mich, wie geſagt, die Zuſendung ſo aus blauem Himmel, und wenn mir's auch ſchmeichelte, der Gegenſtand ſo zarter und hoher Gefühle zu ſein, ſo war mir's wieder etwas bang vor einer ſo feurigen Dichternatur. Du weißt, die Sentimentalität iſt juſt nicht meine Sache. Wie ich mir aber alles näher

überlegte, fand ich doch, daß du daneben ein ganz gutes, luſtiges und natürliches Kind geweſen ſeieſt und ich ſah mehr und mehr keinen Grund, warum ich ſo koſtbar thun und die Perle nicht aufheben ſollte, die mir ſo zugeworfen wurde. Siehſt Du, ſo kam es, daß wir zuſammengekommen ſind," ſchloß er mit gutmüthigem Humor; „ich hab's gern gethan und jetzt iſt weiter nichts zu machen, ich denke, du haſt nichts zu bereuen, und wenn du vielleicht ein klein wenig weniger Romane leſen wollteſt und ein bischen lieber daheim bleiben, ſo können wir in allewege zufrieden mit einander ſein." „Ja, es iſt ſo und nicht mehr zu ändern," ſagte Lucie, indem ſie aufſtand und das Licht nahm, „wir wollen alles Geſchehene ruhen laſſen, das aber kann ich vor Gott betheuern, daß ich keine Ahnung von dem Gebrauch hatte, den die Beiden von dieſem Gedicht gemacht." „Nu, aber das Unglück iſt doch nicht ſo groß," fragte Robert, etwas verblüfft durch Luciens tragiſche Haltung. „Gewiß nicht," ſagte dieſe, ohne heitere oder traurige Bewegung zu zeigen, „gute Nacht."

Lucie brauchte Stille und Ruhe, um den unendlich peinlichen Eindruck dieſer Entdeckung zu verwinden, ſie fühlte tief die Wahrheit jener Dichterworte:

Auch unverſchuldetes Weh iſt ein Raub
An zarter Sittſamkeit Ruhme,
Nicht fehlen darf der geringſte Staub
Der duftig ätheriſchen Blume.

Es war eine Demüthigung, wenn auch eine unverſchuldete; aber es wäre auch die Stunde zur klaren Verſtändigung geweſen, die ihr ſo lange gefehlt hatte, die Stunde, wo ſie in der vollen, freien, demüthigen Hingebung der Gattin die Höhe hätte wieder gewinnen können, von der

man ohne ihr Wiſſen die Jungfrau gezogen: ſie ließ dieſe Stunde unbenützt verſtreichen und was die Herzen hätte erſt recht in Wahrheit und Liebe vereinen können, führte ſie zum erſtenmal wirklich auseinander.

Lucie konnte nicht verſchmerzen, daß ihr innerſtes Heiligthum ſo profanirt worden war, es war ein ſchneidender Mißlaut durch die Vergangenheit, und ſie glaubte durch ein kühles, etwas hochfahrendes Weſen jetzt noch ihre beleidigte Mädchenwürde rächen zu müſſen; ſie bedachte nicht, daß Roberts bisheriges Schweigen bei ſeinem ſonſt ſorgloſen, unbedachten Weſen immerhin ein Beweis von Delikateſſe war, ſie konnte nicht verwinden, daß es den Anſchein gehabt, als ſei der erſte Schritt von ihr ausgegangen; es kam ihr all ihre Vergangenheit wie ein weſenloſes Schattenbild vor, ihre Ehe ein Haus auf Sand gebaut, — und es war ſo. Welch' andern, feſten, ewigen Grund für ihr Glück hatte ſie denn geſucht, als die Wünſche und Träume ihres kindiſchen Herzens? Sie hatte Gottes Segen erbeten für ihre Ehe als eine angenehme Zugabe, aber ſie hatte dieſen Segen nie geſucht als die einzige Bedingung ihres Glücks.

Robert war Anfangs verlegen, dann verdrießlich über die unerwarteten Folgen ſeiner unbedachten Eröffnung, er beobachtete mehr als zuvor die einfache Politik des Gehenlaſſens.

Gelegen und ungelegen kam eben zu dieſer Zeit Emilie, die in der Regel alle Jahr einmal einen ziemlich dauerhaften Beſuch bei Lucien machte. Emilie kam wie immer, „ewig jung und ewig grün," wie Robert ſie mit etwas zweideutiger Artigkeit verſicherte; ſie brauchte noch länger wie ſonſt zu ihrer Toilette, hielt auch ihr Zimmer während des An-

kleidens ſorgfältig verſchloſſen, es ſchien, daß da allerlei künſtliche Anſtalten getroffen wurden, um die „ewige Jugend“ zu erhalten, die durch bedenkliche Fältchen in den Mundwinkel etwas in Zweifel geſtellt wurde.

Emilie war munter, geſchäftig und nützlich, wie ſie ſtets geweſen; Robert hatte gern einen Spaß mit ihr, ſie beſſerte ſeine Handſchuhe aus und verfertigte ihm neue Cravatten aus alten Slips, ſie moderniſirte Luciens Chemiſetten und Kleider, wußte überall das Allerneueſte und zugleich Nützlichſte, was mit den wenigſten Koſten am meiſten vorſtellte; ſie brachte allerlei angenehme, kleine Vergnügungspartieen in Anregung, wußte in geſchickter Weiſe die Geſelligkeit des Hauſes mehr zu beleben, was im jetzigen Augenblick bei der tiefen, innern Verſtimmung beider Eheleute wohlthätig war; aber es iſt ein trauriges Zeichen, wenn in einer Ehe ein fremdes Element erwünſcht iſt.

Und Emilie war kein verſöhnendes, wohlthuendes Element: dazu beſaß ſie nicht Zartheit, nicht Liebe und Selbſtloſigkeit genug, um ein Mißverſtändniß löſen zu helfen. Es war gewiß nicht ihre Abſicht, Unfrieden zu ſtiften, aber ſie hatte nichts dagegen, dem Mann den bedauernden Gedanken zu erregen: ‚nein, was hätte die Emilie eine gute Frau für mich gegeben!‘

Auch in den Zeiten des erſten Glücks war Lucie mehr eine zärtliche, als eine aufmerkſame Frau für ihren Mann geweſen, Zärtlichkeit iſt leichter als immer wache Liebe; mit der abnehmenden Zärtlichkeit hatte die Aufmerkſamkeit nicht zugenommen, zumal jetzt, wo ſie die, für eine liebende Frau ſo ſeltſame fixe Idee hatte, ſich ihrem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben. Emilie übernahm all' die kleinen Dienſte für ihren Mann, die eine Frau ſich nie ſollte ab-

nehmen laſſen. „Geh' du immerhin in dein Kränzchen zu Frau von Sommer," ermuthigte ſie ſie, „mir liegt daran nichts, ich will ſchon für deinen Mann ſorgen." Und ſie arrangirte auf's Appetitlichſte das kleine Gouté, wie er es liebte, und unterhielt ihn ganz charmant, und ſprach ſo verſtändig, zwar in liebevoll entſchuldigendem Tone, über Luciens unbegreifliche Leſeleidenſchaft, daß Robert bei Luciens Heimkunft verſtimmter, und dieſe kühler und würdevoller war als je zuvor.

Lucie konnte nicht lange zurückhalten mit dem ſchweren Vorwurf gegen Emilie, der ihr auf der Seele lag. Emilie geſtand ein, daß ſie und Julie ihren „Schwanengeſang" anonym an Robert geſchickt hatten. „Aber ich bitte dich, Emilie, wie konntet ihr mir, wie konntet ihr unſrem ganzen Geſchlecht das zu Leide thun!"

„Was machſt du jetzt für ein Aufheben von der alten Geſchichte," ſagte Emilie gleichgültig. „Julie und ich haben es gut mit dir gemeint; es war nur zum Spaß, aber wir dachten, es ſei auch kein Unglück, wenn es zum Ernſt führe. Das glaubſt du doch auch nicht?"

„Nein, o nein!" betheuerte Lucie erröthend, „aber mein halbes Leben gäbe ich, wenn es nicht auf dieſe Weiſe ſo gekommen wäre."

Emilie gelobte tiefes Stillſchweigen, es war nie mehr zwiſchen den Freundinnen davon die Rede, aber Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr vergeſſen, und — ſeltſam, das leiſe Gefühl, als ob ſie ſich etwas vergeben, verkühlte, erbitterte ſie faſt gegen den Gatten, der doch daran wahrhaftig unſchuldig war.

In die farbloſe Zeit eines innern Ueberdruſſes, wo ihr die Erfüllung ihrer Pflichten werthlos ſchien, das Leben langweilig und wo ſie nicht einmal gern zu ihren geliebten Büchern und Dichtern zurückkehrte, weil ihr der Kontraſt mit der ſchalen Wirklichkeit zu grell erſchien, kam als plötzlicher Lichtpunkt der mythiſche Onkel aus Berlin. Der Tod hatte die geliebte, angegriffene Louiſe endlich ernſtlich angegriffen und dem troſtloſen Gatten entführt, der jetzt, um ſich von ihrem Tod und von ihrem Leben zu erholen, ſein Vaterland wieder beſuchen und eine Rundreiſe zu Verwandten machen wollte.

Luciens Mutter war überglücklich, daß die ſo lang gehegte Hoffnung doch endlich in Erfüllung gehen ſolle. „Wenn's nur der Papa ſelig auch noch erlebt hätte!“ ſeufzte ſie wiederholt, nicht bedenkend, daß der Papa ſelig nie mit großem Enthuſiasmus vom Onkel aus Berlin geſprochen hatte.

Da der Onkel zuerſt in Pfaffenhofen, Heinrich's Gut, erwartet wurde, ſo ließ ſie hier anhaltend und energiſch ſcheuern und putzen, anſtreichen und verſchönern, durch alle Gemächer, Kammern, Speicher und ſonſtige Lokale, von denen kaum wahrſcheinlich war, daß er ſie je betreten würde, und reiste nachher noch zu Lucien, um auch dieſer bei dem großen Werk der Hausreinigung beizuſtehen. Wie man vor Zeiten einmal in Frankreich dem durchreiſenden König zu Ehren einem Wegweiſer einen weißen Handſchuh angezogen und den Gehenkten am Galgen raſirt hatte, ſo wurde zu Ehren Onkel Wilhelms die Waſſertonne vor dem Haus mit neuen Reifen verſehen und der Hühnerſtall grün angeſtrichen.

So ganz fand ſich freilich die zärtliche Schweſter bei dem Wiederſehen nicht befriedigt. Onkel Wilhelm war ein

ſchmaler, dünner eleganter, ältlicher Herr; in ſeiner leichten, gewandten, ſehr wortreichen Unterhaltung ſchien das ſchwäbiſche Element ſo ziemlich ganz verſchwunden zu ſein. Er fand alles ſo gar fremd und ſonderbar; als er auf Heinrich's Wieſen ſpazieren ging, wo die Mähder eben ihre Senſen dengelten, hielt er dies für eine ländliche Freudenmuſik zu ſeinen Ehren und winkte gnädig mit der Hand: „ſchon gut, lieben Leute, ſchon gut, ich danke euch.“

Sein feines weltgewandtes Weſen, eine gewiſſe chevalereske Aufmerkſamkeit, durch welche die ſchwäbiſchen Frauen in der Regel nicht verwöhnt ſind, that ihr ſehr wohl, und ſie freute ſich ſehr, bis ſie den Onkel Lucien zuführen könne. Heinrich war weniger erbaut von dem Onkel und ſeinem herablaſſenden Ton; er ſprach ſo oft zu ihm von dem beſcheidenen Kreis, den ihm das Schickſal angewieſen, er beleidigte ſeinen Herzensfreund, den Revierförſter, tödtlich, indem er ihn „lieber Mann“ anredete, kurz, Heinrich war nicht untröſtlich, daß der Onkel, nachdem er ſüße Sahne und friſche Butter in reichlichem Maß genoſſen, ſich zur Weiterreiſe anſchickte.

Wechſel war dem Onkel Wilhelm Bedürfniß, Einſamkeit durchaus nicht ſein Geſchmack und Lucie war ihm immer als das Genie der Familie geſchildert worden, und er freute ſich, eine Seele zu finden, die ſeine Geiſtreichheit zu würdigen wußte.

Natürlich begleitete ihn die Mutter, wie hätte ſie Lucien allein laſſen können bei einem Gaſt mit Umſtänden, wo mindeſtens dreimal mehr gekocht und gebacken werden mußte, als ein normaler Menſch mit dem beſten Willen zu ſich nehmen konnte.

Lucie fühlte ſich mit der Ankunft des Onkels neu be-

lebt, hingeriſſen von ſeinem feinen Benehmen, beſtochen von der Leichtigkeit, mit der er verſtand, alles, und noch mehr zu ſagen als er wußte, überſchätzte ſie ſeinen Geiſt weit, und hielt für lauter eignes Licht, was er nur gelegentlich eingeſogen hatte, um es in Bälde wieder ausſtrahlen zu können.

Robert war etwas geärgert durch den ungeheuren Umſtand, der mit dem Onkel gemacht wurde. „Nicht wahr, lieber Robert, ihr räumt dem Onkel euer Schlafzimmer?" fragte die Mutter, und „du wirſt dein Fauteuil nicht vermiſſen? — und etwas beſſern Wein müßt ihr doch holen laſſen, dem Onkel ſagt der Landwein nicht zu ..." „Na," meinte er, „man wird dem Großmogul ein neues Haus miethen müſſen!" Doch war er gaſtlicher Natur und nahm den ſo vielbeſprochenen Onkel mit der alten jovialen Heiterkeit auf, die man in letzter Zeit ſelten mehr an ihm bemerkte; er ſchenkte ihm von dem theuren rothen Wein ein, bis er auf's Tiſchtuch überfloß, er machte Ausflüge mit ihm in die Gegend, er nahm ihn mit ſich in den Abendklubb auf die Poſt und in den Adler.

Onkel Wilhelm aber langweilte ſich auf der Poſt und im Adler, er war nicht mehr an ausſchließliche Männergeſellſchaft gewöhnt; Lucie arrangirte literariſche Thee's, denen Frau von Sommer und hie und da der Redakteur des ſtädtiſchen Wochenblatts, ein verunglücktes Genie, beigezogen wurde.

Robert verſuchte einigemal, dieſe äſthetiſche Häuslichkeit zu theilen; er hatte über Geleſenes hie und da ein gutes treffendes Urtheil, ohne eben in die Tiefe zu gehen, aber er gefiel ſich in derben Witzen und etwas rohen Formen: das wurde dann vom Onkel mit einem vornehm abwehren-

den Lächeln aufgenommen. Ueberhaupt nahm dieſer einen Ton mitleidiger Protektion gegen ihn an, der Robert, bei dem ſich das Selbſtgefühl des Beamten einer Provinzialſtadt reichlich ausgebildet hatte, mit innerer Wuth erfüllte, um ſo größer, als es nicht möglich war, ſie irgend wie auszulaſſen.

„Heute haben wir nicht das Vergnügen der Geſellſchaft des Herrn Aſſeſſors!“ bemerkte eines Abends Frau von Sommer. „Er wird den Adlerflug genommen haben,“ bemerkte ſpöttiſch lächelnd der Onkel; „eine ökonomiſche Geſellſchaft dort, Ein Gedanke reicht für mindeſtens eine Woche aus.“ Lucie wußte nicht, wie viel ſich eine Frau vergibt, in deren Gegenwart man ſpöttiſche Bemerkungen über ihren Mann wagen darf.

Die Mutter fühlte manchmal mit einer gewiſſen Unbehaglichkeit, daß der ihr unerklärliche Riß zwiſchen den Ehegatten tiefer wurde durch des Onkels Anweſenheit, aber der Bruder war ihr ein ſolcher Gegenſtand des Kultus, daß ſie jede Kälte gegen ihn als Majeſtätsverbrechen anſah, hatte er doch dem Robert ein chemiſches Feuerzeug verehrt und der Lucie ein ſeidenes Kleid, und war ein ſo charmanter Mann, der jedem Haus als Gaſt zur Ehre gereichte!

Der Onkel war ſtolz auf das poetiſche Talent ſeiner Nichte; „welche Schätze müſſen hier noch ſchlummern,“ meinte er, wenn unter aller Ungunſt der Verhältniſſe ihre Gabe ſich ſo ſchön entwickeln konnte.“ „O gewiß, ſie iſt eine zweite Sappho!“ ſeufzte Frau von Sommer; „wenn dieß Gemüth eine gleichgeſtimmte Seele gefunden hätte, oder wenn ſie frei wäre von dieſen kleinlichen, drückenden Umgebungen, — hier würde man Wunder ſehen!“ Und der Onkel beſchloß, dieß Wunder zu vollbringen.

„Ich werde nun bald an die Heimreiſe denken müſſen, Herr Neveu," begann der Onkel eines Morgens. ‚Glück auf den Weg!' dachte Robert erleichtert, ‚ſo hört's doch mit dem äſthetiſchen Unfug auf,' ſagte aber artig: „ſo bald ſchon? ich dachte, Sie würden ſich ganz in dem alten Vaterland anſiedeln." „Das geht nicht, mein Lieber," ſagte herablaſſend der Onkel; „die Jugenderinnerungen haben ihre gewiſſen Rechte, allerdings, aber Berlin iſt meine geiſtige Geburtsſtätte, und ſo hat es mehr Recht an mich, ich muß dahin zurück, wie, — wie . . . . ."

„Wie Schillers Denkmal auf den alten Schloßplatz in Stuttgart," ergänzte Robert trocken.

„Gewiß, ja, in manchem Betracht," ſagte der Onkel, etwas verwirrt; „auch habe ich in Berlin noch meine eigene hübſche Wohnung; öde freilich wird es ſein, ſehr öde, wo ſonſt meine geliebte Louiſe waltete."

„Müſſen ſich eben nach einem Erſatz umſehen," meinte Robert ziemlich kühl.

„Erſatz! ja mein lieber Herr Neveu, Sie mit Ihrer glücklichen Nonchalance der Gefühle können ſich freilich nicht vorſtellen, was ein tiefer beſaitetes Gemüth empfindet; auch werde ich als Uebergang von der alten zur neuen Heimath noch eine Tour durch die Schweiz machen, einſam, ſehr einſam. Wie wär's, Lucie, mein Kind, wenn du mich begleiten würdeſt?" wandte er ſich plötzlich an dieſe. Eine helle Freudenröthe flog über Luciens Wangen, Reiſen! hinaus aus all dieſen kleinlichen Verhältniſſen in die weite, freie Welt! Das war's, was ſie ſchon lange geträumt; Roberts gedehntes Geſicht, mit dem er den Vorſchlag aufnahm, kühlte ſie etwas ab. „Das müßte denn doch noch beſprochen werden," meinte dieſer, „ich habe Lucien lange ſchon verſprochen,

ſie einmal nach Berlin zu führen, wenn ich Urlaub bekommen kann." „Um ſo ſchöner, dann können Sie ſpäter die Gemahlin abholen, aber dieſer Reiſe dürfen Sie ſich nicht widerſetzen, es wäre ein Seelenmord an Luciens Genius; Sie wiſſen nicht, was ſich unter glücklichen Umſtänden noch aus ihrer ſeltenen Begabung entwickeln kann." „Habe dieſen Genius immer für eine Art von Luxusgegenſtand gehalten," ſagte Robert aufſtehend, „wir können ja immer noch davon ſprechen."

„Du mußt mit!" ſagte der Onkel, als Robert das Zimmer verlaſſen hatte, „du biſt zu Beſſerem berufen, als hier zu verkümmern." „Du mußt mit, er kann dich wohl mit laſſen," ſagte die Mutter, tief gerührt über ihres Wilhelms Güte und über die Freude, die ihrer Lucie zugedacht war, „wir wollen ihm ſchon für eine paſſende Perſon ſorgen." „Ich muß mit," ſagte ſich Lucie ſelbſt, berauſcht von der Ausſicht auf ein freies, glänzendes, wechſelvolles Reiſeleben, alle leiſen Bedenken niederkämpfend; „Robert wird mich nicht einmal viel vermiſſen!"

Lucie war auf Reiſen. Sie fühlte das ganze friſche, fröhliche, bezaubernde Gefühl, hinauszuziehen in die Welt, ſie zu genießen, ohne Fuß auf ihr zu faſſen, das Gefühl, das in gewiſſem Sinn den Traum vom Fliegen verwirklicht. Los und frei von allen kleinlichen Alltagsſorgen; keine Magd mit der peinlichen Frage? „was kocht man heute, Frau Aſſeſſor?" oder „der Salat ſchießt, man ſollte das Beet leeren," — nichts von all dem; Reiſeſorgen hatte ſie keine; der Onkel, der mit der angegriffenen Louiſe früher alljährlich ein neues Bad beſucht hatte, war ein vortreff-

licher Reiſemarſchall: er gefiel ſich in der ihm neuen Rolle eines Protektors und zeigte der bewundernden Nichte die Schönheiten des Schweizerlandes mit ſo viel Selbſtgefühl, als ob er ſie perſönlich verfertigt hätte. So neu war Lucien das Reiſen, daß ihr ſchon die bloße Exiſtenz in einem Gaſthof, das Bedientwerden, das Sichgehenlaſſen, ein Genuß war. Die feinen Anſtandsregeln des Reiſens, die der Onkel ihr empfahl, eignete ſie ſich bald an, obwohl es ihr ſchwer fiel, ſo fremd und ſtumm neben Mitreiſenden hinzugehen, wo der Onkel nicht eine Annäherung für paſſend hielt.

Der Onkel, deſſen großes Ziel war, ſeine Nichte zur berühmten Frau zu bilden, ermunterte ſie eifrig, ein Reiſetagebuch zu führen; ſie that es anfangs pünktlich und mit Luſt, allmählig kam die Trägheit über ſie, die faſt Jeden beſchleicht in einem Leben, das keine beſtimmten Pflichten mit ſich bringt; nur auserwählte Geiſter ſind es, die kein muß brauchen, um ihr Leben harmoniſch auszufüllen; die Alltagspflicht iſt der Reſonanzboden, auf dem erſt die Saiten höherer Genüſſe, poeſiereichen Schaffens recht ertönen können.

Zu geiſtiger Arbeit kam nun Lucie zunächſt nicht, aber es kehrten ihr Augenblicke faſt ungetrübten vollen Genuſſes wieder, wie ſie ſie ſeit Jahren nicht gekannt, Augenblicke voll unbeſtimmten Dichtens und Trachtens, wie in der goldenen Mädchenzeit, unter dem wunderbar klaren Himmel, auf den tiefblauen Seen und inmitten der geheimnißvollen, mährchenhaften Berge; ſie träumte ſich wieder als Mädchen, ſie ſah wieder hinaus in eine dämmernde Zukunft voll wunderſamen Glücks, — da fuhr es wie eine kalte Hand dazwiſchen: die Wirklichkeit, kühl, unſchön, leer und bedeutungslos ſtand vor ihr, all ihr Lieben und Leben und Träumen kam ihr ein verlornes vor. Sie riß ſich los von

dieſem Brüten, ſie ſuchte Bekanntſchaften anzuknüpfen mit der bunten Reiſegeſellſchaft, ſie liebte Bergtouren zu machen und ſich als kühne Reiterin bewundern zu laſſen, ſich zu bewegen in den ſchimmernden Sälen beſuchter Bäder, mit Einem Wort, ſich zu „zerſtreuen," in der ganzen Bedeutung dieſes unſäglich traurigen Wortes, das meiſt ſo gedankenlos in heitrem Sinne gebraucht wird. Wohl hat nach dem Prediger Salomo alles Ding ſeine Zeit, auch Sammeln und Zerſtreuen; aber wer kennt die Grenze des Zerſtreuens und weiß, ob noch etwas zu ſammeln darnach übrig bleiben wird?

Lucie hatte ſich nicht im Unfrieden von ihrem Mann getrennt, obgleich ſie ſich nicht verbergen konnte, daß er in tiefer Verſtimmung ſich die Einwilligung zu ihrer Reiſe hatte abdringen laſſen, — ſie ſchrieb ihm anfangs fleißig, ſeine Antworten aber waren ſelten, kurz und trocken; es ging ihm ganz gut, verſicherte er ſie, er ſpeiſte im Gaſthof, Jungfer Baſe Knapp, welche Luciens Mutter zur Oberaufſicht ſeines kleinen Haushalts beſtellt, verſorge ihn gehörig mit reiner Waſch und gutem Kaffee und genire ihn im Uebrigen in keiner Weiſe. Lucie überſah, oder wollte überſehen, daß ſich ein Gefühl von Verlaſſenheit, von Kränkung zwiſchen dieſen Zeilen leſen ließ, ſie fühlte ſich wenig angeregt zu neuen Briefen, die Korreſpondenz erlahmte allmählig.

Aber inmitten aller Reiſeherrlichkeit überſchlich ſie mitunter ein Gefühl von Heimweh, ein Ueberdruß an all dieſem Gehen ohne Abſchied, dieſem Ankommen ohne Gruß; ein Heimweh? — nach was? nach ihrem Gatten? ach, das wußte ſie kaum! keine Erinnerung aus der letzten Zeit lockte ſie zurück. Verlangte ſie nach den engen Gaſſen, nach den geiſtloſen Geſellſchaften der kleinen Stadt, nach den

Abenden, wo Robert Vergnügen und Unterhaltung außer dem Hauſe ſuchte oder wo er gelangweilt und langweilend an ihrer Seite ſaß, wo er die Späſſe und Witze längſt erſchöpft hatte, mit denen er draußen die Geſellſchaft amüſirte; verlangte ſie nach ihrem Hausweſen, deſſen kleine Sorgen ihr nur läſtig waren? — Ach, ſie wußte nicht, nach was ſie ſich ſehnte, aber reiſemüde war ſie am Ende, recht von Herzen reiſemüde. Der Onkel war es im Stillen längſt geweſen, als bloße Unterhaltung iſt man des Reiſens bald ſatt, Strapatzen waren nicht ſeine Leidenſchaft. „Reiſen iſt nicht das Wahre für dich, mein Kind," verſicherte er Lucien, „du mußt mit mir nach Berlin, von den Bergen haben wir jetzt ſchon einen Begriff, und in meinem Salon hängt ein Alpenglühen, das ruft dir die ſchönſten Schweizerabende zurück."

An einen Aufenthalt in Berlin hatte Lucie noch nicht gedacht, obwohl keine Sehnſucht ſie nach Haus und zu ihrem Manne zurücktrieb. Der Onkel aber hatte ſich feſt in den Kopf geſetzt, nicht ohne ſie abzureiſen, er mochte nicht allein bleiben, er konnte ſich daheim keinen Abend ohne Theetiſch, keinen Theetiſch ohne eine präſidirende Dame denken.

Wieder heirathen, ein Unternehmen, das faſt in jedem Alter noch gewagt wird, war ihm zu umſtändlich, wenn er an all die Schritte dachte, die zwiſchen dem Entſchluß und ſeiner vollendeten Ausführung liegen; eine Haushälterin war ihm auch unbequem und er hielt viel auf ſeinen unbefleckten Ruf; die Nichte aber, die hübſche, junge, begabte Frau, das machte ſich ſo natürlich, was ihr an geſelliger Tournüre abging, das erſetzte ihr poetiſches Talent. Ein etwaiger Widerſpruch ihres Mannes beirrte ihn nicht, er ſah Luciens Verbindung für eine geiſtige Meſſaliance an;

ſelbſt wenn es zur Trennung dieſer Ehe käme, — eine ſolche Trennung hatte in Berlins Glanzzeiten zum guten Ton in geiſtvollen Kreiſen gehört, er wollte ſie nicht herbeiführen, aber er hätte ſie auch für kein Unglück gehalten.

So wandten ſie ſich denn dem Rückwege zu. Lucie nahm Abſchied von der ſchönen Schweiz, einſt dem Ziel ihrer Sehnſucht; ſie hatte alles ſo ſchön und ſchöner gefunden, als ſie ſich gedacht: Berge und tiefblaue Seen, leuchtende Gletſcher und ſmaragdgrüne Thäler mit den raſchen, wilden, ſilberhellen Gießbächen, und doch ſchied ſie mit einem leiſen Gefühl der Täuſchung, der Heimathloſigkeit.

Lucie und der Onkel ſaßen in dem eleganten Zimmer eines Hotels in Straßburg, das bei aller Eleganz den unwohnlichen Charakter trug, der von einem Gaſthofzimmer faſt untrennbar iſt. Der Onkel lag auf dem Divan, Lucie ſaß mit einem Journal am Fenſter; ſie gähnten, zu Zeiten eine unvermeidliche Sache, zumal für berufsloſe Leute; Lucie war lebhaft, liebenswürdig, talentvoll, der Onkel gebildet, ſogar geiſtreich zu Zeiten, aber man kann unmöglich in Einem Zug fort geiſtreich ſein, und den Onkel plagte die peinliche Angſt, der Geiſt ſeiner Nichte, den er gern wohl konſervirt, ſchwäbiſch-originell nach Berlin gebracht hätte, könnte vorher auf der Reiſe noch ſich abſtumpfen.

„Du beſtehſt darauf, mein Kind, den Münſterthurm zu beſteigen?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht derangiren, Onkel, ich kann wohl allein gehen, aber ich geſtehe, ich möchte gern ſteigen, ſteigen, ſo hoch es nur geht!“

„Ein löblicher Wunſch, aber ich verſichere dich, für

poetiſche Anregung gewinnſt du nichts dabei; ich hörte oft von Dichtern, eine ausgebreitete Fernſicht ſei weit nicht ſo begeiſternd als zum Beiſpiel irgend ein romantiſches Thal, ein See, — das Münſter ſelbſt als Gebäude hat ſeine Poeſie, Neues jedoch läßt ſich darüber kaum mehr ſagen ..."

„Aber, Onkel, wir reiſen ja zu unſrem Genuß, nicht eine poetiſche Handwerksreiſe!"

Ein Kellner trat ein und präſentirte eine Karte. „Doktor Weker!" rief der Onkel, erfreut aufſpringend, „welcher gute Stern führt Den her! Nun gib Acht, Lucie, das iſt ein geiſtvoller Mann, der ſteigt auch mit dir auf den Münſterthurm!"

Der Onkel eilte, Doktor Weker zu holen, ſein vertrauter Hausfreund von Berlin, den ein günſtiger Zufall auf der Rückreiſe von Paris gerade in dieſen Gaſthof geführt, wo er Springers Namen im Fremdenbuch geleſen. Doktor Weker war Literat, in verſchiedenen Branchen daheim; er ſchrieb Reiſeſkizzen, Korreſpondenzartikel, vor allem Recenſionen; er wußte ſo treffend zu tadeln, ſo vortrefflich zu charakteriſiren, kleine Blößen und Mängel aufzudecken, ſo total in mitleidig ſchonendem Ton ein junges Werk auf ſeinem erſten Ausflug todtzuſchlagen, daß man unwillkürlich denken mußte, wenn er ſich einmal herbeiließe, ſelbſt Romane oder Poeſien zu ſchreiben, was das für Meiſterwerke ſein müßten! Vor der Hand aber begnügte er ſich, ſeine Größe nur ahnen zu laſſen.

Doktor Weker war ziemlich jünger als der Onkel, ein hübſcher Mann, äußerſt wohlerhalten und ſorgfältig gekleidet, lebhaft und mittheilend. Er begegnete Lucien mit feinſter Artigkeit und wußte eine Menge hübſcher, pikanter Dinge von Paris zu erzählen; er begleitete ſie auf den Münſter-

thurm, verwickelte ſie in anziehende Geſpräche über Heine und Lenau, noch ehe ſie den erſten Kaffee getrunken hatte, kurz, die Reiſe bekam friſches Leben und Intereſſe, ſeit ſich der neuerbeutete Freund ihr anſchloß.

Der Onkel war in beſtändigem Entzücken über dieſen Glücksfall, er war ſo lange gewöhnt, ſeinen Geiſt von außen ernähren zu laſſen; er hatte ihn in der letzten Zeit Lucien zu lieb ungewöhnlich angeſtrengt, nun konnte er ihn eine Weile ausruhen und verlüſten laſſen. Weker las Abends ſeine neuen Reiſeſkizzen vor, die ſehr witzig und ergötzlich waren; Lucie wurde mit Einemmal eifrig, die ihrigen, die ſie unterwegs bald vernachläſſigt hatte, auszuführen, um ſie an den nächſten Abenden vorleſen zu können; es entſtand eine Art von geiſtvollem Wettſtreit, der den Onkel höchlich amüſirte. Der Doktor kritiſirte Luciens Gedichte, die der Onkel und ihre Freundin Sommer nur bewundert hatten; eben ſeine kritiſche, ſcharfe Natur wirkte angenehm aufregend auf ſie; er erſt verſtand, ihr das geiſtig bewegte Leben einer Weltſtadt anziehend zu ſchildern und charakteriſirte dagegen die lächerlichen Beſtrebungen einer halbgroßen Provinzialſtadt ſo komiſch, daß Lucie nicht ohne Grauen an ihre Rückkehr in dieſe Verhältniſſe denken konnte.

Nun der Zeitpunkt zu Luciens Heimkehr dageweſen wäre, ſprach der Onkel ganz entſchieden den Wunſch aus, daß Lucie noch einige Zeit in Berlin bei ihm bleibe, um den einſamen Herd ihres alten Onkels zu verſchönen, — er nannte ſich ſehr ſelten alt. — „Aber es wird nicht angehen, Onkel, und mein Mann iſt auch einſam," warf Lucie ein, obwohl ſie in der geiſtigen Aufregung der letzten Tage viel weniger an ihren Mann gedacht hatte, als zuvor.

„Glaubſt du, daß er ſeine Einſamkeit ſo bitter em-

pfindet?“ fragte ſpöttiſch der Onkel; „werden nicht Adler und Poſt, Schwan und Bär, Muſeumsgarten und Trompeterallee, oder wie die anziehenden Reunionsplätze alle heißen, ihm die einſamen Abende verſüßen? Und die ſonntäglichen Ausflüge nach Steinach und Berrach und andere intereſſante Achs? Lucie, nicht in meinem Intereſſe, im Intereſſe deines Geiſtes, für den du auch heilige Pflichten haſt, bitte ich dich, laß dein Pfund nicht verkommen in einer elenden, geiſtloſen Umgebung. Doktor, habe ich nicht Recht? Iſt es nicht Pflicht, ſie in einen geiſtig belebendern Boden zu verſetzen?“

„Gewiß, gewiß! eine Pflicht der höchſten und heiligſten Art,“ fiel dieſer ein; „eine Pflicht, wenn Sie mir erlauben wollen, ganz offen zu reden, für Ihr eheliches Verhältniß ſelbſt, Madame Volkmann.“ Der Onkel hatte Doktor Weker längſt von ſeinem Geſichtspunkt aus über Luciens häusliche Verhältniſſe unterrichtet. „An der Seite eines Gatten, der Sie nicht verſtehen kann — verzeihen Sie meine Offenheit — mit einer ſtrebſamen, dürſtenden Seele, der ewig die Schwingen gebunden ſind, die immer wieder in den Staub des Alltagslebens herabgezogen wird, muß ihr beiderſeitiges Verhältniß ein unklares, unbeſtimmtes bleiben. Nun aber weilen Sie eine Zeit lang bei uns, wo ſie geiſtige Reſſourcen die Fülle finden, Sie erwerben ſich eine klare, beſtimmte Lebensanſicht, innere Freiheit und Selbſtſtändigkeit, Ihr Talent findet Raum zur Entfaltung und Anerkennung; wenn Sie ſo wieder zu Ihrem Gatten zurückkehren wollen, ſo werden Sie frei und ſicher Ihren Platz an ſeiner Seite einnehmen, ihm geben aus Ihrem Reichthum, was er bedarf und im Uebrigen ein freies, volles Daſein leben, ſogar in der ſelbſtgewählten Beſchränkung einer kleinlichen Um-

gebung; so wie es jetzt ist, können Ihre Seelen nicht zusammenstimmen: retten Sie sich die Harmonie der Ihrigen!“

Lucie hatte kein Recht mehr, empfindlich zu sein über die Einmischung eines Fremden in das zarteste, innigste Verhältniß des Lebens, das, ob freudenhell oder trübe, als geschlossenes Heiligthum nach außen dastehen sollte, zu dem dem Herrn allein der Zutritt geöffnet ist. Sie selbst hatte unbedacht, in gesteigerter Laune, oft Schwächen ihres Mannes humoristisch dargestellt, hatte durchblicken lassen, wie sie sich einst getäuscht und ihre Feuerseele an einen Erdenkloß gebunden; auch fühlte sie nur dunkel, wie viel sie sich vergeben und war überzeugt, hingerissen von Wekers Worten.

Sie schrieb ihrem Manne, ausführlicher, herzlicher als seit lange, sie stellte ihm den dringenden Wunsch des Onkels vor, sie einige Zeit bei sich in Berlin zu haben, allen geistigen Genuß und Gewinn, den sie sich von der Hauptstadt verspreche, sie hoffte, daß er vor der Hand gut versorgt sei, daß auch die Mutter sich gewiß seines einsamen Haushalts daheim annehmen werde; „noch immer hoffe ich, daß Du mich später in Berlin abholen wirst. Gewiß, es ist mir selbst leid, Dich so lange allein zu lassen, aber, Du siehst gewiß ein, daß wir dem Onkel, der es so gut meint, seine Bitte nicht abschlagen können“ ꝛc. Im Ganzen theilte sie Robert den Entschluß schon als fertig mit, doch bestand sie darauf, nicht weiter zu reisen, bis seine Antwort eingelaufen sei, was der Onkel für höchst überflüssig hielt.

Sie wünschte Roberts Zusage, weil ihr heimlich graute vor dem Rücktritt in all' die alten kleinlichen Verhältnisse und weil das Leben in Berlin in neuem Glanz vor ihren Augen stand, und doch regte sich auch wieder die Sehnsucht nach daheim, — wenn nur Robert so recht verlangend, recht

liebevoll und ſehnſüchtig ſchreiben wollte, — ſie ließe am Ende Geiſt und Freiheit im Stich und wollte verſuchen, die erſtorbenen Blüthen ihres häuslichen Glücks wieder zu beleben.

Roberts Brief kam, als ſie mit den beiden Herren am Frühſtückstiſch ſaß; zum Erſtenmal auf der Reiſe machte ein Brief ihres Mannes ſie blaß und roth und verurſachte ihr Herzklopfen.

Doktor Weker beobachtete ſie aufmerkſam, die erglühte Wange wurde blaß, ihre Züge kälter und ſchärfer, während ſie für ſich las:

„Dein Brief, liebe Lucie, hat mich äußerſt befremdet; ich glaube in der That, daß das höchſte Maß von Geduld eines Ehemannes erſchöpft iſt, wenn die Frau vier Wochen in der Schweiz herumzieht. Deine Verpflichtungen für den Onkel gehen keinesfalls den Verpflichtungen eines Weibes vor; wenn es ihm in Berlin nicht gefällt, ſo ſoll er hier im Lande bleiben; wenn er ſich zu einſam fühlt, ſo ſoll er ein Weib nehmen, Du gehörſt nun einmal hieher. Was den Kultus Deines Geiſtes betrifft, ſo denke ich, wenn Du für mich geiſtvoll genug biſt, ſo biſt Du's für Jedermann. Kurz, ich erwarte Dich auf dem nächſten Wege, mit oder ohne Onkel.

„Dein treuer Mann

Robert V."

Lucie ließ den Brief ſinken; ſie geſtattete, daß ihn der Onkel aus ihrer Hand nahm, daß er und Weker ihn zuſammen laſen mit allen Zeichen und Ausrufungen tiefen Abſcheu's. „Nein, ſolche Rohheit! Iſt das denn nur möglich? Wenn das nicht ein Scheidungsbrief iſt!"

Lucie brach endlich in Thränen aus. Ein Wort der Liebe und Güte, Eine Berufung auf ihr Gefühl, Eine Klage über seine Einsamkeit und Verlassenheit hätte genügt, sie zu ihm zurückzuführen. Dieser Brief aber schloß ihr das Herz zu. Bleich, verweint, stumm, im vollsten Gefühl, das beklagenswertheste Schlachtopfer zu sein, erhob sie sich.

„Wohin willst du, meine arme Lucie?" fragte der Onkel. „Einpacken, nach Hause reisen," erwiderte Lucie trostlos; „was bleibt mir sonst übrig?"

„Nimmermehr!" rief der Onkel, der, entschiedenen Auftretens ungewohnt, sich sehr gefiel in der Rolle eines ritterlichen Schirmhern; „glaubst du, diese Kälte, Härte und Rohheit, dieß Pochen auf die materielle Macht des Besitzes genüge, um ein edles, zartfühlendes Wesen in seine Gewalt zurückzuführen?" „Verehrte Frau, Lucie," bat Weker, „vergessen Sie nicht, was Sie sich selbst schuldig sind!"

„Laß mich ihm schreiben!" bat der Onkel; „ich, dein ältester Verwandter, stehe hier an Vaters Stelle und habe ein Recht, mich Deiner anzunehmen."

„Wohl, aber ich bitte, Onkel, sagen Sie nichts, was den Riß größer machen könnte," bat Lucie. „Sei ruhig, Kind, ich verspreche dir, daß ich alles thun werde, um ihm ein vernünftiges Einlenken auf die rechte Bahn zu erleichtern."

Roberts Antwort auf des Onkels Brief war noch kürzer als seine erste: „In drei Tagen, von heute an, kann meine Frau, Lucie Volkmann, bequem hieher reisen, so lange steht ihr mein Haus offen; kommt sie bis dahin nicht, so bleibt sie draußen."

Lucie war von innerem Kampf während der letzten Tage ganz aufgerieben; ihre Mutter, an die sich der Onkel

gewendet, ſchrieb: „Dein Mann iſt ſehr aufgebracht, liebe Lucie, er nimmt gar keine Vernunft an, unbegreiflich, daß er die große Güte des Onkels gegen Dich nicht mehr erkennt, daß er nicht einſieht, wie wir auch um der Zukunft willen Rückſicht auf den Onkel nehmen müſſen. Komm' einſtweilen zu mir, mein armes, liebes Kind, wir wollen dich tröſten und deinen Mann zu beruhigen ſuchen, ſo wird ſich nach und nach alles machen.“

Der Onkel gab nicht zu, daß Lucie dieſen Vorſchlag annahm. „Nach dieſer rohen, rückſichtsloſen Behandlung darfſt du nicht Einen Schritt entgegen thun,“ entſchied er; „du gehſt mit mir und bleibſt unter meinem Schutz, bis er ſein Unrecht einſieht.“

Lucie ließ ſich überſtimmen, die Abreiſe wurde auf den andern Morgen feſtgeſetzt; vorüber an der Heimath ihrer Jugend, vorüber an dem Mutterhauſe, vorüber an dem Hauſe des Gatten, — ſie legte, wie träumend, die Hand an die Stirn und fragte ſich, wie denn alles ſo gekommen? Aber zurück wollte ſie nicht, ſich demüthigen vor ihm, ſie, die längſt gelernt hatte, ſich als ein Weſen höherer Ordnung zu betrachten! Nein, ſie wollte einmal vielleicht zurückkehren, milde, verzeihend, wie eine Göttin zu dem irrenden Sterblichen, aber nicht jetzt.

Sie war wirklich angegriffen, aufrichtig betrübt und bekümmert, und doch gefiel ſie ſich unbewußt in dieſer Niedergeſchlagenheit, beſonders vor dem Doktor, der auf die feinſte Weiſe ihr ſeine ſtille Bewunderung, ſeine tiefe Theilnahme zu erkennen gab; ſie lebte ſich ganz in die Rolle eines duldenden Engels hinein.

Lucie war in Berlin in der eleganten Wohnung des Onkels als Dame des Hauſes inſtallirt. Herr Springer hatte von jeher viel auf einen geachteten Namen gehalten, ſeine Nichte fand volle Geltung in den angeſehenen Kreiſen, wo er ſie präſentirte. Doktor Weker trug dazu bei, die hübſche Frau mit einem anziehenden Nimbus zu umgeben; einzelne ihrer Gedichte erſchienen in Tagblättern; die Geſchichte einer unglücklichen Ehe, einer verfehlten Liebesheirath machte ſie noch intereſſanter; ihr Mann erſchien in allen Schilderungen als ein wahrer Oger und Blaubart, der all' die zarten geiſtigen Eigenſchaften ſeiner begabten Frau in roher Weiſe unterdrückt hatte. Zuerſt ſchüchtern mit bebender Stimme, allmählig muthiger, las ſie ihre Gedichte bei ſtrahlendem Lampenlicht vor einer gewählten Geſellſchaft, der berauſchende Zauber literariſchen Erfolgs kam über ſie und ſteigerte ſie zu neuen Leiſtungen; junge Künſtler baten ſie um Texte für Kompoſitionen, die ſchüchternen Träume ihres Mädchenherzens hörte ſie in langgetragenen Tönen durch die Salons erklingen, hochgeſtellte Damen warben um ihre Beiträge für Albums; die Schüchternheit und Unbeholfenheit einer beſchränkten Erziehung verlor ſich allmählig, das volle ſtolze Gefühl der königlichen Berechtigung des Genius kam über ſie.

Die Brücke zur Heimath war abgebrochen, ſie erfuhr aus der Zeitung und aus der Mutter Briefen, daß Robert zum Landrichter befördert ſei, — von ihm ſelbſt hörte ſie nichts. Die Mutter fühlte mit peinlicher Reue, daß ſie, ſo viel wenigſtens an ihr geweſen, die Tochter auf andere Bahn hätte leiten ſollen; aber ſie fand nicht den Muth, dem Bruder entſchieden entgegen zu treten, der ihr ſo entzückt die Erfolge ihrer Tochter rühmte und ihr verkündete, wie nun

bald Lucie durch eine größere Dichtung ihren Ruhm in weitern Kreiſen begründen werde, und wie dann auch der rechte Zeitpunkt ſei, den Reſt eines unpaſſenden Bandes zu löſen, um ſo mehr, als faſt alle berühmten Frauen geſchiedene Ehefrauen geweſen ſeien. Von dieſer Berühmtheit wollte die bekümmerte Mutter aber nichts wiſſen.

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug. Wer hätte Lucien einſt geſagt, als ſie daheim verſtohlene Romane las, mit Julien Gedichte austauſchte und für Dichter ſchwärmte, als ſie ſich einen Dichter kaum als einen lebendigen Menſchen vorſtellen konnte, daß ſie ſelbſt noch zu dieſer glorreichen Schaar gezählt werden würde? Was damals ein mühſam erhaſchtes Deſſert geweſen, das war jetzt Alltagskoſt; ihre eleganten Tiſchchen waren bedeckt mit dem Neueſten der ſchönen Literatur, geiſtvolle Geſpräche, witzige Scherze, ſchalkhafte Correſpondenzen würzten ihre Stunden und doch — wenn die Aufregung des Augenblicks vorüber war, wenn ſie allein war in ihrem Zimmer, ſo kam ein Gefühl von Oede und Leere über ſie, daß ſie ſich manchmal zur Ruhe legte mit dem Gedanken, es ſei nicht der Mühe werth, wieder zu erwachen.

Der Quell der Poeſie floß ihr nicht mehr ungeſucht und mühelos wie in jungen Tagen, wo ſie an der Ecke eines alten Tiſchchens in ihrem Mädchenſtübchen verſtohlen mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen ihre erſten Dichtungen niedergeſchrieben; — jetzt hatte ſie das eleganteſte Kabinet, das der Onkel ſelbſt mit vielem Geſchmack zu einem Muſentempel eingerichtet hatte; auf dem ſanft blauen Grund der Wände hoben ſich die anmuthigen Formen ſeiner Gypsabgüſſe, eine auserwählte kleine Bibliothek ſtand auf fein gearbeiteten Büchergeſtellen, der eleganteſte

Schreibtiſch mit perlmutternem Schreibzeug und bemalten Federn, mit einer Mappe in goldgepreßtem Leder, mit allem denkbaren, zierlichen Schreibgeräth ſtand bereit, ihre geiſtigen Ergüſſe aufzunehmen; aber — ſie ſaß oft verdrießlich an der Feder kauend in dem weichen Fauteuil von blauem Sammt, — durch immer neue Aufregung mußte ſie ſich zu neuer Begeiſterung ſteigern. Sie fühlte wohl, daß ihre Geltung in dieſen Kreiſen, daß die theilweiſe Unabhängigkeit neben dem Onkel, auf die ſie Werth legte, von ihren Erfolgen abhing, und die geſpannte Aengſtlichkeit, mit der ſie nach neuen Gedanken, nach poetiſcher Einkleidung der alten haſchte, dünkte ihr jetzt oft eine peinlichere Sklaverei, als wenn ſie früher die Mutter von einem lieben Buch weg in die Küche, oder auf den Trockenboden gerufen hatte. Dort waren ihre Gedanken luſtig in heller, goldener Freiheit hinausgeflogen in alle Lande, jetzt kamen ihr alle ihre Ideen und Phantaſien wie verdingte Knechte vor, die um Lohn arbeiten, aber — zurück konnte und wollte ſie nicht, die Brücke war abgebrochen; ihr Mann rief ſie nicht mit einem Worte zurück, ſollte ſie als demüthig Bittende zurückkehren, gewärtig, daß er ſie verſtoße? nimmermehr!

An einem Abend, wo der Onkel nicht empfing, ſondern ſich, von Gichtſchmerzen geplagt, früh zurückgezogen hatte, ſaß Lucie mit Doktor Weker bei dem hellen Licht der Kugellampe am Theetiſch, der belegt war mit einer Maſſe zierlich und elegant gebundener Bücher; beſchäftigt mit einer heitern Arbeit, wie ſie ſie ſchon manchmal gemeinſam vorgenommen hatten: Doktor Weker hatte Lucien lange ſchon zur Mitarbeiterin bei einem Literaturblatt geworben. Jedes

von Beiden las die zum Gericht vorliegenden Werke zuvor flüchtig durch, dann wurden die Urtheilssprüche in gemeinsamer Sitzung abwechselnd oder gemeinsam verfaßt und sogleich niedergeschrieben. Seit Lucie die erste Aengstlichkeit überwunden hatte, fand sie sehr ergötzlich, so hoch herab günstige, ermunternde, absprechende oder gänzlich vernichtende Urtheile zu fällen, abweichende Ansichten gegen ihren Mitarbeiter zu verfechten und im Nothfall mit Stellen aus den Werken zu belegen.

Sie kamen an einen Band Gedichte, den der Doktor als „Philisterweisheit" kurz abfertigen wollte, Lucie meinte manches Schöne darin gefunden zu haben, sie schlug auf Geradewohl auf und las:

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir spricht:
Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.
Das halte fest dein Wille
Wie gleicher Pendelschlag,
Der nur, wenn er hält stille
Dein Wohlsein stören mag.

„Das scheint mir eher ein Beleg als eine Widerlegung meiner Ansicht," meinte der Doktor, Lucie aber hörte ihn kaum, sie las trotz seiner sichtlichen Ungeduld das Gedicht durch mit leisem, fast traurigem Ton, bis zum Ende:

O halte sie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin,
Sie bringt noch im Entbehren
Dir köstlichen Gewinn,

Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieser Welt,
Was über's Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Der Doktor durfte ganz allein den Urtheilsspruch abfassen; Lucie war in tiefe Gedanken versunken und hörte nicht einmal seine spitzen Bemerkungen, es war als ob ihr die einfachen Worte der Dichtung mit Einemmale die rechte Lösung des Lebensräthsels gebracht, wo sie sich mit einer falschen gequält.

„Schöne Frau," begann endlich Weker, die Bücher zurückschiebend, „ich habe Ihnen heute, wo wir glücklicherweise ungestört sind, einen Vorschlag zur Güte zu machen." Erstaunt und gespannt erhob Lucie den gesenkten Blick zu ihm. „Sie wissen vielleicht noch nicht, daß Ihr Herr Onkel nächsten Monat genöthigt ist, für längere Zeit nach Liverpool zu reisen, um den Prozeß mit den Erben seiner verstorbenen Frau zu betreiben; wenn Sie ihn dahin begleiten, so sehen Sie jedenfalls einen höchst langweiligen Aufenthalt voraus, da Ihr Onkel viel in Anspruch genommen und muthmaßlich oft verstimmt sein wird; hier bleiben werden Sie doch auch nicht wollen; nun schlage ich Ihnen vor, mich zu einem Sommeraufenthalt nach Rügen zu begleiten, Sie sind hier durch den Onkel immer noch an viel zu viel Rücksichten und Konvenienzen gebunden, Sie werden sehen, wie in voller Freiheit erst die reichsten, üppigsten Blüthen der Poesie sprossen; ich habe göttliche Plane zu gemeinsamen Arbeiten, bitte, entschließen Sie sich rasch, ich muß die Bestellungen bald treffen . . . ."

Erstaunt, betroffen von diesem seltsamen Vorschlag blickte Lucie ihn an, „ich, — wirklich . . . . davon kann ja wohl

keine Rede ſein," ſagte ſie. „Nun warum nicht?" fragte Weker verwundert, etwas gereizt, „ſehen Sie nicht ſelbſt, daß Sie aus der Sklaverei Ihres Mannes nur in eine Sklaverei anderer Art gekommen ſind? Ihr Mann war ein roher Vandale, der alle Blüthen Ihres Geiſtes in plumper Proſa zertrat, Ihr Onkel iſt, verzeihen Sie, ein Kind, das in kindiſcher Ungeduld die Blumenblätter auseinander legt, ſtatt ihr Erblühen abzuwarten; er will Sie mit Gewalt als berühmte Frau ſehen, ängſtlich haſcht er nach jedem Funken esprit, der etwa von Ihren Lippen fällt, um ihn ſogleich in Geſellſchaft zu produziren; er hält den Tag für verloren, an dem Sie kein Gedicht geſchrieben, ich ſehe, daß dies Treiben, dies ungeduldige Warten Sie peinigt, Ihre geiſtige Thätigkeit hemmt. Geben Sie Ihren Geiſt in meine Pflege, in dem Gaſthofleben zu Liverpool wird der Onkel Sie nicht vermiſſen; ich weiß das rechte Maß von Ruhe, von ſtillem Einſaugen, von harmloſem Genießen, von flüchtigem Nippen, das der Seele Noth thut, und das ſeiner Zeit goldene Früchte trägt. „Der Seele," das Wort fiel ſeltſam in Luciens Ohr, ſie hatte ſonſt einen andern Begriff damit verbunden, hatte ſie ſeit lange auch ihrer Seele gedacht? Aber Weker wartete auf Antwort: „In der That ... es geht gewiß nicht an ..." ſagte ſie in peinlicher Verlegenheit. Und warum nicht?" wiederholte der Doktor lachend, „Sie laſſen ſich doch nicht von kleinlichen Schicklichkeitsrückſichten halten? Da kann ich Ihnen genug Beiſpiele geiſtvoller Frauen anführen, die höher ſtanden als die Zungen der Frau Baſen und ſich um das, was die Leute wohlanſtändig nennen, nicht viel bekümmert haben. Ich dächte," fuhr er fort, mehr gereizt durch ihr ſtummes Kopfſchütteln, „eine Frau, die ohne beſondern Grund Jahre lang getrennt von ihrem Manne

lebt, im Hauſe eines unverheiratheten Onkels, der im Nothfall auch einen Verehrer vorſtellen kann, hätte hinlänglich bewieſen, daß ſie nicht an ſittlichen Vorurtheilen hängt ..."

Todtenbleich erhob ſich Lucie; Weker, der ſich im Aerger vergeſſen hatte, fuhr zuſammen über den Ausdruck ihres Geſichts. „Sie haben Recht," ſagte ſie mit tonloſer Stimme, ergriff ein Licht vom Seitentiſchchen und verließ das Zimmer. „Aber, beſte Madame Volkmann, Lucie, Sie mißverſtehen mich!" rief der Doktor und wollte ihr nacheilen. „Madame Volkmann ſind nicht ganz wohl, Sie laſſen ſich entſchuldigen," ſagte das Dienſtmädchen, die ihm aus ihrem Zimmer entgegenkam. Etwas verblüfft entfernte ſich der Doktor, der wohl fühlte, daß er dießmal zu weit gegangen und murmelte zu ſeinem Troſt etwas von: „Frauengunſt, Aprilenwetter" vor ſich hin. Es war ihm in Wahrheit nicht in den Sinn gekommen, ein Verhältniß tieferer Art mit der jungen Frau zu ſuchen, er intereſſirte ſich für ihre geiſtige Entwicklung, er dachte ſich das Zuſammenleben im Bade mit ihr pikant und angenehm, und eben weil ihm ſeine Abſichten ſo ganz harmlos ſchienen, hatte es ihn aufgebracht, daß ſie die Sache ſo ernſt nahm.

Lucie lag in der Ecke ihres Sophas, das Geſicht in die Hände begraben, zu tief gedemüthigt, um nur weinen zu können, — das war der Lohn der Welt! mit welchen Augen mußten ſie Fremde anſehen, wenn der, den ſie für ihren Freund gehalten, der ihre innerſten Beweggründe durchſchaut hatte, glauben konnte, daß ihr Ruf ihr ſo gleichgültig, oder daß er in den Augen der Welt ſchon verloren ſei! Wer konnte ihr den guten Namen wieder geben, der gewiſſer bleibt denn große Schätze Goldes? Jetzt, mit Einemmale, erſchien ihr die geſicherte, friedliche Heimath in kleinem

Kreiſe an der Seite ihres Gatten, die ſie ſo oft gering geſchätzt hatte, wie ein verlorenes Paradies, — freilich, wenn ſie wahr ſein wollte, es war kein Paradies geweſen und eben die Sehnſucht nach einer harmoniſchen Geſtaltung des Lebens hatte ſie ja fortgetrieben vom eigenen Herd.

Müde von trüben Gedanken, erhob ſie endlich das Haupt beim Eintreten des Dienſtmädchens. „Entſchuldigen Sie, Madame Volkmann, da iſt ein Brief, der ſchon vor ein paar Stunden gekommen iſt, ich wollte nicht ſtören, ſo lange der Herr Doktor da waren.“ Das etwas pfiffige Lächeln des Mädchens bei dieſen Worten ſchnitt Lucien auf's Neue in's Herz, ſie nahm den Brief, froh mit irgend etwas ſich ihren Gedanken entziehen zu können; dieſe breiten, deutlichen, etwas altmodiſchen Schriftzüge ſchienen ihr bekannt, ſie hatten ſo gar keine Aehnlichkeit mit ihren neuern Korreſpondenten. „Lieschen!“ rief ſie, als ſie den Brief öffnete und mit einemmal das gute, runde Geſicht mit den klaren Augen, die gebrechliche Geſtalt ihrer alten Freundin vor ihrer Seele ſtand. Lieschen hatte ihr nie geſchrieben, auch gehörte ſie zu den Leuten, nach denen man nie fragt, weil ſie und ihr Schickſal einem ſo ganz fertig vorkommen, daß da nie mehr etwas anders werden könne, — was konnte ſie wollen?

„Meine liebe Lucie,“ lautete der Brief, „ich weiß zwar nicht, ob ich dich noch ſo anreden darf, aber vor meiner Seele ſehe ich Dich niemals anders, als wie Du als ein fröhliches Mädchen ſo freundlich und gern in das alte Jungfernſtübchen gekommen biſt. Ich habe eine ſolche Liebe zu Dir bewahrt, wie Du es wohl nicht weißt, muthe Dir's auch nicht zu: weißt Du, bei mir ereignet ſich nicht viel, da habe ich keine Zeit zum Vergeſſen, und ein ſo freund-

liches Geſicht wie das Deine hat unſer Stübchen lange nicht mehr aufgehellt. Mit mir aber, meine liebe Lucie, hat es der Herr über all mein Erwarten ſchön und gut gefügt, was ich Dir doch zuerſt erzählen muß, damit Du ſiehſt, wie wir zu keiner Zeit unſer Vertrauen wegwerfen ſollen und wie wunderbar der Herr die Seinen führt.

„Daß meine arme liebe Mathilde geſtorben iſt, hat Dir wohl Deine liebe Mutter geſchrieben, ich konnte nicht wagen, ſie zurückzuhalten, nicht einmal mit meinen Thränen, ſie hatte ſo wenig Freude vom Leben.

„So wohl ich ihr aber die Ruhe gönnte, ich war doch ſo ſehr allein und mußte gar viel weinen, ſo daß meine Augen den Dienſt nicht mehr thun wollten. Das ſah nun ſehr troſtlos aus, Du weißt wohl, daß ich ſonſt mit nichts mein Brod verdienen könnte, und meine arme Mathilde hatte alle häuslichen Dienſte gethan, die ich nicht verſehen konnte.

„Da fragte mich unſere Frau Stadtpfarrer, die es immer gut mit mir gemeint, ob ich mich nicht entſchließen könnte, zu einem Pfarrer zu ziehen, einem älteren Mann, der ſeine Frau verloren und ſeine einzige Tochter weit weg verheirathet habe. Alle Hausgeſchäfte werden da von einer braven Magd beſorgt, nur wünſche er eine ſtille, fromme Perſon, die um ihn ſei, daß er ſich nicht gar einſam fühle. Das war nun freilich für mich wie gemacht, aber ich konnte nicht glauben, daß man mich gebrechliche, einfältige Perſon zu etwas brauchen könne.

„Und doch war es ſo, und da bin ich jetzt in einem netten, ſtillen Pfarrhaus und führe in Frieden den Haushalt mit einer braven Chriſtine. Meine Augen reichen noch, daß ich meinem geiſtlichen Herrn das Weißzeug hübſch in Ordnung halten kann, zu ſticken brauche ich nicht mehr.

Auch den Leuten vom Dorf kann ich hübsch Red' und Antwort geben, was meinem Herrn gar geschickt ist. Und alle Abende liest er mir vor, und hat so schöne Predigtbücher; er ist gar ernsthaft und oft traurig, aber alles im Frieden des Herrn. O, liebes Kind, ich muß immer und immer wiederholen: Herr, ich bin nicht werth der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan! Und weißt Du, wer mein Herr Pfarrer ist? Es ist jener Raymund; aber lächeln mußt Du nicht; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn liebe und verehre, wie ich ihn als einen seligen Engel lieben und verehren dürfte.

„Aber eigentlich habe ich Dir auch nicht deswegen schreiben wollen, mein liebes Kind; weiß ich doch gar nicht, ob Du nur noch an das arme, lahme Lieschen denkst; Du seiest ja so geistreich worden und berühmt? wer hätte das vor Zeiten gedacht!

„Aber von Deinem Mann wollte ich Dir schreiben, liebe Lucie; denn Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Pfarrer Raymund in Eibelfingen ist, nur eine kleine halbe Stunde von dem Ort, wo Herr Volkmann jetzt angestellt ist.

„Ich kann ja nicht recht wissen, was Dich so lange, lange forthält, liebe gute Lucie; was die Leute alles sagen, glaube ich nicht, und was deine Mutter mir sagte, verstehe ich nicht so recht, ich kann nicht glauben, daß einem Onkel, oder ihrem Geist, oder ihrer Berühmtheit zulieb eine Frau ihren Gatten verlassen könnte und ihr Haus; so etwas würde man ja einem Manne übel nehmen, wo es erst noch ein anderes wäre. Ich will aber darein nicht reden, ich wollte nur sagen: daß ich meine, Du solltest zu Deinem Mann kommen, es mag nun stehen zwischen Euch wie es will. Er kommt manchmal zu meinem Herrn Pfarrer hie-

her in die Kirche, Du mußt wiſſen, es kommen Leute aus der ganzen Gegend, und ſpricht auch oft im Pfarrhaus ein (denk, er hat mich wieder gekannt), da ſehe ich wohl, daß er nicht geſund iſt, ſie ſagen er leidet an der Leber, und er iſt ſo gar allein.

„So habe ich mir denn ein Herz gefaßt und bitte Dich, liebe Lucie, komm, wenn Du kannſt; was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden, ich will ſonſt nicht viel ſagen. Man erkennt ſein altes, heiteres Weſen nicht mehr, aber es wird nicht zu Deinem und ſeinem Schaden ſein. Es iſt eine gar ſtille Sache, wenn der Herr einzieht in eine Menſchenſeele, und laſſen ſich nicht viel Worte darüber machen.

„Weißt Du noch, wie mich Dein Robert einmal eine alte Schachtel geheißen hat? es fällt mir oft noch ein; wenn ſo eine alte Schachtel genug in der Welt herumgerumpelt iſt und wird breſthaft, ſo ſtellt man ſie am Ende an ein ruhiges Eckchen und bewahrt etwa noch etwas darin auf; ſo bin ich jetzt auch eine zur Ruhe geſetzte alte Schachtel, werde, will's Gott, keine neue Adreſſe mehr bekommen, als meine letzte.

„So, nun behüte Dich Gott. Sagſt natürlich nichts, daß ich Dir geſchrieben, das könnte ihn geniren, nämlich Deinen Mann.

„In der ſtillen Hoffnung Dich bald zu ſehen

„Dein altes Lieschen.“

Gott ſei Dank! war Luciens Seufzer aus tiefſter Seele, es war keine Freudenbotſchaft, aber ſie ſah einen Weg vor ſich, einen klaren Weg, aus aller Unruhe, allem Treiben und Grübeln der letzten Zeit, ſtanden mit Einemmale wie ein klarer Stern vor ihr die Worte:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Nun ſie ſich Robert müde, leidend, troſtbedürftig dachte, — denn warum hätte er ſonſt den fremden Pfarrer geſucht? — ſank all die Zeit dazwiſchen, all ihr Ungenügen, ihre lange, tiefe Verſtimmung wie ein Nebel zuſammen, ihre Stelle war bei ihm, ſie wollte heim; heim, in dem Worte lag mit Einemmal ein eigenthümlicher Zauberklang für ſie, heim! Sie legte ſich kaum mehr zur Ruhe in dieſer Nacht, ſie packte und räumte und ordnete, um den Onkel am Morgen ſchon mit einem fertigen Entſchluß überraſchen zu können.

In dem Lehnſtuhl eines hübſchen, geräumigen Zimmers ſaß Landrichter Volkmann; vor ſich, auf dem Tiſch, lag unberührt die Zeitung, Cigarren, ein Bierglas, der ganze Apparat eines Junggeſellengoutés. Die Kanzlei war geſchloſſen, es war die Abendſtunde, die ihn ſonſt in ſeine Geſellſchaft rief, aber er ſchien keine Luſt dazu zu haben, obwohl das ſtaubige Zimmer wenig wohnlichen Reiz bot. Wer hätte in dieſem düſtern, verdrießlichen Geſicht den allezeit aufgelegten, heitern Robert erkannt, den fröhlichen Geſellſchafter, der mit ſeinen trockenen Späßen die ganze Wirthstafel in Luſt und Lachen erhalten hatte. Er war noch jung, und doch lag ein tiefer Ueberdruß, eine Lebensſattheit in den gezogenen Falten am Mund, in dem matten Blick der Augen.

Volkmann war krank, das war unverkennbar, aber es war nicht die Körperkrankheit allein: eine tiefe, innerliche Bitterkeit nagte an ſeinem Herzen, die nur in ſeinen beſten Stunden einer wirklichen Trauer, einer ernſten Einkehr in ſich ſelbſt Platz machte.

Er war zu ſtolz geweſen, zuzugeben, daß ihm die freiwillige Trennung ſeiner Frau, ihre gänzliche Nichtachtung ſeines Willens, ins innerſte Herz getroffen. Erbittert und aufgebracht hätte er vielleicht Schritte zur wirklichen Scheidung gethan, aber ſein natürliches Phlegma und die Scheu, in ſeiner Stellung als Beamter Aergerniß zu geben, hatten ihn abgehalten. So lebte er äußerlich ein ganz angenehmes Junggeſellenleben, hielt ſich ein Reitpferd, machte Ausflüge, kleine Badereiſen und war das pünktlichſte und heiterſte Mitglied aller Klubbs, faſt ängſtlich bemüht, daß Niemand ahnen ſolle, welch' tiefe Bitterkeit ihm am Herzen nagte, wie öde ihm ſein Haus erſchien, wenn niemand als die alte Baſe ihn darin empfing.

Lucie hatte ſich nicht ganz getäuſcht, wenn ſie einſt im Enthuſiasmus eines liebenden Mädchenherzens verborgene Goldkörner unter den leichten Wellen von Roberts jugendlichem Uebermuth geahnt; er war von Natur gut und glücklich begabt, aber natürliche Bequemlichkeit, eine ſchlaffe Erziehung hatte ihn von jeder ernſten Anſtrengung ſeiner Fähigkeiten fern gehalten, er hatte ſein geiſtiges Pfund brach liegen laſſen. Als fidele Haut mit einem guten Theilchen Mutterwitz hatte er Geltung in der Geſellſchaft gewonnen und ſich von allem Streben nach tieferer Bildung dispenſirt, mit ein paar guten oder ſchlechten Witzen zog er ſich aus der Schlinge jedes wiſſenſchaftlichen Geſprächs. Als ihm ſpäter das Gefühl der Nothwendigkeit, ein gewiſſer praktiſcher Takt zu ernſtlicherem Fachſtudium trieb, blieb um ſo mehr jeder Zweig allgemeiner Bildung unkultivirt; er machte Glück in der Welt, er fühlte keine Leere, — warum ſollt' er ſich mit den Geſchichten plagen? Das eine bedeutendſte, mächtigſte Seelenorgan, das Glaubensbedürfniß, von deſſen

geſunder Ausbildung Wärme und Lebenskraft durch alle Adern des Geiſtes ſtrömt, blieb bei ihm wie bei ſo Vielen unausgebildet liegen, früh verwaist, hatte er keine häusliche Pflege dafür gefunden und die Seele kann ſo leicht ihres tiefſten, innerlichen Durſtes vergeſſen, wenn ihm nie Stillung geboten wird, vergeſſen, bis er wieder aufwacht, um ewig ungeſtillt an der Seele zu zehren.

Daß er einer Frau nicht genügen könne, war ihm nicht im Traum als Mögligkeit erſchienen, um ſo weniger, als Lucien gegenüber Er ſich als der Beglückende erſchien, der großmüthig das ſchüchtern liebende Kind zu ſich heranzog. Als er ſpäter fühlte, daß dem doch ſo war, daß ſie innerlich darbte an ſeiner Seite, daß ſie begann, ein Leben für ſich zu leben, an dem er keinen Theil hatte, da hatte ihn dies nur erbittert, er ſuchte ſich gleichgültig zu zeigen gegen alles, was für ſie Werth hatte, mehr als er es wirklich werth war, er ſuchte ſie zu demüthigen, wo er fühlte, daß er die natürliche Stellung des Mannes verlor. So waren ſie auseinander gewachſen, ſo war es zu der Trennung gekommen, die er zu Anfang ſchon viel bitterer empfand, als er je ſehen ließ.

Vielleicht hätte er ſich verhärtet gegen das Gefühl der Herzenseinſamkeit, und wäre vollends verflacht in einer flachen Umgebung, wenn nicht Krankheit, eine ernſte Lehrerin, ſeinem beſſern Genius zu Hülfe gekommen wäre. Sein Uebelbefinden war von jener unbeſtimmt quälenden Art, deſſen eigentlicher Sitz ſchwer zu finden iſt. Es entleidete ihm die Geſellſchaft, es entleideten ihm die Genüſſe der Tafel, die nie überwiegenden Werth für ihn gehabt, es führte ihn in die Stille und in ſein eigen Herz.

Der Arzt hatte ihm Ruhe, Fernhalten jeder Aufre-

gung, Bewegung im Freien verordnet; ein Spaziergang in der Sonntagfrüh führte ihn in das Dörfchen, wo Pfarrer Raymund seit einiger Zeit als sehr beliebter Prediger wohnte; der Merkwürdigkeit halber konnte er schon einmal in die Dorfkirche gehen, die Stadtkirche besuchte er regelmäßig am Neujahr und am Geburtstag des Königs, — was er da hörte, fesselte seine Seele in ernsterer und tieferer Weise. „Thue Rechnung von deinem Haushalten," tönte ihm hier, nicht wie aus Menschenmund, entgegen und er konnte den Stachel, der hier in seine Seele gedrungen war, nicht wieder los werden. Falsche Scham hielt ihn freilich noch zurück, sich vor einem Menschen als eine müde, heilsbedürftige Seele zu bekennen, doch suchte er die Bekanntschaft des Predigers, und Raymund gehörte zu den glücklichen, harmonischen Naturen, bei welchen das religiöse Leben so ganz zur lebendigen Wahrheit geworden, daß man nicht mit gewisser Verlegenheit den Uebergang vom Menschen zum Geistlichen suchen muß.

Und wie Robert nun so da saß, einsam, freundlos und freudlos, da stieg die vergangene Zeit vor seinem Blicke herauf. Er sah Lucie wieder, nicht die unbefriedigte, zerstreute Gattin, nicht die Pflichtvergessene, die ihn verlassen hatte, — er sah sie, ein blühendes, harmloses Mädchen, die ihm ein volles, warmes Herz voll bewundernder Liebe zugebracht. Wie hatte er dies Herz gehütet, das sich ihm so innig, so vertrauensvoll zu eigen gegeben? Was hatte er gethan, um ihren Glauben an ihn zu rechtfertigen, seine edelsten Keime zu pflegen, damit sie ihm zur Freude und zum Segen aufgeblüht wären? Er hatte in gedankenlosem

Scherz den Ernſt des Lebens abgeſchüttelt, ſie um die Tiefe ihrer frommen Gefühle betrogen. Wie ſchal und elend erſchien ihm in dieſem Augenblick alles, was er indeß Freude genannt, gegen den Segen einer glücklichen Häuslichkeit; — wie hätte er das Leben neu beginnen mögen, aber es war zu ſpät, — zu ſpät. Er konnte ſie mit Gewalt zurückfordern, aber konnte er die todte Liebe neu beleben? —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da öffnete ſich leiſe, leiſe die Thür; eine Frau ſtand auf der Schwelle, es war Lucie. Sie hatte auf der Reiſe lange mit ſich gekämpft, wie ſie eine Annäherung an ihren Gatten einleiten wolle, ohne ſich einer Demüthigung auszuſetzen. — Die Stimme der Pflicht, die Stimme des Herzens hatte ſie geradezu hieher geführt, ſie wollte über ſich nehmen, ſie wollte tragen in Geduld, was da kommen könne. — Wie ſie ihn nun wieder ſah, müde, krank, frühgealtert, da waren Plane und Ueberlegungen vergeſſen. „Robert, lieber Robert, verzeih mir! da bin ich wieder,“ rief ſie weinend, ſank zu ſeinen Füßen nieder und legte ihr Haupt auf ſeine Knie.

Robert ſah ſie ſtill an mit ſeinen müden Augen, „du kommſt wieder, du kommſt ſelbſt?“ ſagte er endlich mit innigem Ton und zog ſie an ſein Herz; zum erſtenmal weinten die Gatten zuſammen, lange, lange.

Es gibt Augenblicke, wo das Herz mit Einemmal in ſeine Rechte tritt, ſie ſind fliegende Brücken, die raſchen Zugs über eine tiefe Kluft führen; aber ausgefüllt muß die Kluft dennoch werden, denn ſolche erhabene Augenblicke ſind ſelten; und dieſes Ausfüllen iſt ein ernſtes Stück Arbeit. Werft

gute Vorsätze hinein, so viel ihr wollt, sie thun's nicht; es geht allein mit Gott und einem demüthigen Herzen.

Eine mächtige, wenn auch traurige Gehilfin für die Beiden war Roberts Krankheit, die, vielleicht durch die Erschütterung des Wiedersehens, zu heftigem Ausbruch kam. Es muß keine weibliche Ader in der Frau sein, in der nicht alle Liebeskraft erwacht, wo sie zu helfen, zu pflegen, zu trösten hat, und Robert war so rührend glücklich in Luciens Pflege nach der langen Einsamkeit, und sie so froh, so befriedigt im Gefühl eines Berufs. Die Krankheit schied die Gatten von aller Neugier und Zudringlichkeit der Außenwelt, nur der liebe, wohlthuende Besuch Pfarrer Raymunds, nur Lieschens glückseliges, gutes Gesicht belebten das stille Krankenzimmer. Es kamen bessere Tage, ruhige Stunden für gemeinsame Lektüre, Tage tiefer Ruhe, wo für den Genesenden das bloße Dasein Genuß ist, die köstliche Zeit wiedererwachenden Lebens, wo das Herz so weich und offen ist für jeden guten Eindruck, wo es nicht schwer scheint, ein neues Leben neu zu beginnen.

Selbst die Welt, die man überhaupt für ungerechter hält als sie ist, erzeigte sich nicht so schlimm. Was man auch in der Stadt zuvor von der abwesenden Gemahlin des neuen Landrichters gesagt und geflüstert hatte; — nun man zuerst von ihr hörte, als der treuen, aufopfernden Pflegerin ihres Gatten, sie allmälig kennen lernte, freundlich, natürlich und anspruchslos, da fand sie lobende Anerkennung, und hätte bereitwillige Aufnahme in alle Kreise gefunden, mehr als in ihrem neuen Lebensplane lag.

Was Gott zusammengefügt, das hatte er wieder zusammengeführt.

Robert saß in dem Lehnstuhl, in dem Lucie ihn zuerst

wiedergeſehen; nicht mehr trübe und grämlich, ein befriedigtes, heiteres Lächeln ſpielte um ſein noch bleiches Geſicht; durch die offenen Fenſter wehte die köſtliche Herbſtluft den feinen Duft der Reſeda vom Gärtchen, ſein Auge aber ſah nicht nach Bäumen und Blumen, es ruhte auf Lucien, ſeinem Weibe, die auf einem niedrigen Tabouret neben ihm ſaß und ihm vorlas; ſie fürchtete nicht mehr, der Hoheit des Weibes etwas zu vergeben, ſie hatte in freiwilliger Demuth dieſe Hoheit erſt recht gefunden.

Sie las ihm aus dem Leben eines berühmten Mannes, eines ächten Mannes vor, wie ſie, Gott ſei Dank, jede Zeit noch bringt; und wie man ſagt, die Luft unter Bäumen ſtärke die Geſundheit, ſo wirkte auch hier der geiſtige Lebensodem eines in Gott ſtarken und reichen Geiſtes kräftigend und belebend auf Roberts Seele.

Noch eine Zuhörerin war die dritte in dem kleinen Kreis, die aber, als noch viel glücklichere Zuſchauerin, mit leuchtenden Augen das wiedererſtandene Glück ihrer Kinder betrachtete. Es war die Mutter, die lange bei ihren andern Kindern zurückgehalten, endlich zu ihrer Lucie hatte eilen können, die ſelbſt in der erſten Zeit lieber allein mit Robert ſein wollte.

Roberts freundliche Augen begegneten denen der Mutter. „Ach Gott Lob und Dank, Kinder, daß ihr wieder glücklich beiſammen ſeid," ſagte ſie endlich freudeweinend; „aber," fügte ſie etwas naiv in plötzlicher Beſorgniß hinzu: „Kinder, hält's denn auch?"

Robert mußte lachen, trotz aller Bewegung; einmal wieder ſein altes Lachen, ja, „hält's auch?" hatte er ſich freilich ſchon manchmal in der Stille gefragt, wenn er mit wahrer Scheu wieder an die Rückkehr in's Alltagsleben

gedacht hatte; „hält's auch?“ Das war wohl auch Luciens leiſe Beſorgniß, wenn ſie an ihr eigen trotzig und verzagtes Herz, an die tauſend Störungen gedacht, die das Erſtemal ihr Glück untergraben; aber ſie baute nicht mehr auf dieß eigne Herz und auf ihre jungen Träume von Glück, und wenn ſie ſich als Wahlſpruch die Worte nahm:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht,

ſo wußte ſie wohl, weſſen Hilfe ſie bedurfte, um nach dieſem Wahlſpruch leben zu können. Darum, als Robert ihr lächelnd die Hand entgegenſtreckte mit der Frage: „hält's auch?“ ſchlug ſie freudig ein und ſagte zuverſichtlich: „es hält!“

Und es hat gehalten. Nicht in einem Zuſtande ungetrübter Seligkeit und idylliſchen Glückes, aber in dem treuen, ernſten, geſunden Streben von zwei Herzen, die den rechten Urgrund alles Glückes erkannt haben. Der unendliche Reichthum der ewigen Liebe zeigt ſich am ſchönſten im Vergeben; ſollte irdiſche Liebe glauben, daß eine Zeit für ſie kommt, wo nichts mehr zu vergeben wäre? Aber zwei Herzen, die jeden Abend das innige Bedürfniß fühlen, ihren Frieden mit Gott zu erneuern, können ſich von einander auch nie zu weit entfernen.

Lucie hatte in der letzten Zeit den Geiſt, ſo zu ſagen, ſo mit Löffeln gegeſſen, daß ſie ihrem Mann leicht verzeihen konnte, daß er nicht geiſtvoll war; ſchwer aber wäre ihr geworden in dem, den ſie jetzt von Herzen gern als ihren Herrn lieben und verehren wollte, die alte Flachheit und

Leere wieder zu finden. Aber auch Robert hatte die Träber eines geiſt- und gemüthloſen Alltagstreibens ſatt bekommen, ſein eigenes Bedürfniß und ſein männliches Selbſtgefühl trieb ihn, ſeiner Frau etwas von dem daheim bieten zu können, was ſie in der Fremde geſucht. Und zu ſeinem Erſtaunen fand er, daß es mit dem Wiſſen einer Frau ſelten ſo gefährlich ſteht, als es ausſieht, daß Lucie immerhin noch von ihm lernen könne; dieſe Erfahrung half viel, ſehr viel dazu, die Beiden vollends in's rechte Verhältniß zu einander zu bringen.

Luciens etwas künſtlich geſteigerter Erfolg in der Welt war nun freilich von kurzer Blüthe und ging bald zu Grabe, das aber kümmerte ſie beide nicht ſchwer.

Wie Robert ſich entſchloſſen hatte, trotz ſeiner angebornen Bequemlichkeit aufwärts zu ſteigen, über das Gebiet des Alltagsverkehrs, ſo hatte Lucie ſich gern entſchloſſen, herabzugehen, und ſiehe, — die Arbeiten und Sorgen des Alltagslebens, die anſpruchsloſen Werke der Küche und Nadel, die ſie in reſignirtem Pflichtgefühl wieder auf ſich nahm, gaben ihr eine niegeahnte Friſche und Befriedigung, ein wahres Gefühl der Erlöſung von der ſchweren Verpflichtung, den ganzen Tag geiſtreich zu ſein. Wenn ſie ſo am Nähtiſch ſaß, da kamen ihr erſt wieder junge, friſche Mädchengedanken und Poeſie, wenn ſie auch nicht in Maß und Form gegoſſen war; und wenn ſie nach der ſchöpferiſchen Thätigkeit der Küche mit erglühten Wangen in's Zimmer kam und den Mann mit einer Leibſpeiſe überraſcht hatte, ſo ſaß ſie mit einem Behagen an ſeiner Seite, das ſie ſeit lange nicht empfunden, und ſchaute mit wahrem Genuß, faſt mit einer Art von Dankbarkeit ſeinem ſehr proſaiſchen Appetit zu. Die Abende, die je nach Belieben Lektüre, oder

zwangloſem Geplauder oder gemeinſamen Studien gewidmet waren, hatten nun erſt einen beſondern Reiz.

Freilich erlitten Studien und Spaziergänge einige Unterbrechung, und Luciens Poeſie nahm einen neuen Aufſchwung, als ihr noch das unverhoffte Glück ward, einem unmüßigen kleinen Buben Wiegenliedchen ſingen zu dürfen, welche Wiegenliedchen ihren Gatten nun erſt ganz und vollſtändig verſöhnten mit ihrer Poeſie.

Die Mutter erlebte noch den großen Troſt einer Ausſöhnung mit Onkel Wilhelm. Er kam einmal zu Beſuch, und läßt ſich heute noch nicht nehmen, daß er eigentlich das eheliche Verhältniß ſeiner Nichte hergeſtellt habe. „Ich allein habe ſie gelehrt, ihre Stellung beſſer zu behaupten und ihrem Mann gehörig zu imponiren.“

Doktor Weker war noch ſo glücklich, eine Begleiterin nach Rügen zu finden; ſie haben ſich für literariſche Berichte in die Gäſte und Bewohner getheilt und ſchreiben ziemlich biſſige Skizzen von da.

Emilie, das Waislein, lebt trotz ihrer eignen und der Mutter Bemühungen, noch in jungfräulicher Einſamkeit und entflieht eilig, wenn ſie die alte Magd beſucht, die immer mit dem Gruß eintritt: „Guten Tag, Fräulein Emilie, — immer noch ledig?“

Dank den Fortſchritten der zahnärztlichen und Friſeur-Kunſt in unſern vorgeſchrittenen Zeiten hat ſich ihr äußerer Menſch bewundernswerth erhalten, und der Onkel fürchtete faſt, ſie ſei zu jung, als er ſich auf Luciens Empfehlung entſchloß, ſie zur Haushälterin zu nehmen. Emiliens ſchmiegſames Weſen und ihre allſeitige Brauchbarkeit ſagen ihm übrigens vortrefflich zu. Auch iſt Emilie, in der ſtillen Hoffnung, dereinſt noch Frau Hofräthin zu werden, die auf-

merkſamſte aller Haushälterinnen, und wird ganz ſentimental, wenn ſie davon ſpricht, wie ſchön es ſei, einem würdigen Manne ſeinen Lebensabend zu erheitern. Wir wollen ihr dieſe Hoffnung nicht zerſtören; wer weiß, was noch geſchieht.

Das gute Lieschen ruht im Frieden. Im Tode noch hätte es ihr wohlgethan, die ſchöne Leichenrede zu hören, die Pfarrer Raymund ſeiner treuen Freundin hielt über den Text: „Du biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Daheim.

Die Schwarzwälder Uhr ſchlug eben zehn; ſie erhob dabei einen ſchrecklichen Lärm und konnte ſich lange nicht zufrieden geben. Die Urſula, gemeinhin Urſchele genannt, hinter dem Ofen, deren junge Augen trotz aller Anſtrengung immer wieder zufielen, während die alten der Frau Verwalterin noch hell und wach waren, erhob ſich bei dem Schlag, holte das ſchwarz gebundene Abendſegenbuch und legte es auf den Tiſch vor ihre Herrin; die kurze Brille, Naſenklemmer genannt, bezeichnete den Tag, an dem man heute war. Die alte Frau aber ſchaute durch den einzigen halben Laden, der an dem wohlverwahrten Stübchen offen geblieben war, hinüber nach den noch hellen Fenſtern eines Nachbarhauſes. „Wir können noch nicht beten, Urſula," ſagte ſie; „zünd' dein Laternchen an und warte bei Frau Hofräthin, bis Martha kommt." — „Es wird nicht nöthig ſein," ſtellte die ſchlaftrunkene Urſula vor, die gar nicht mehr verlangend war, die ſchöne Sternennacht zu genießen; „die Frau Hofräthin haben neulich geſagt, das Fräulein finde ſchon Begleitung auf dem kurzen Weg." — „Thu' was ich ſag'," ſagte die alte Frau; „du kannſt noch ſchlafen genug, die Nacht iſt lang; ſchwatz drüben mit der Line, dann vergeht dir der Schlaf. Und hörſt du!" rief ſie der verdrieß-

lich Abtrollenden nach: „du brauchſt nicht zu treiben, du warteſt nur, bis die Andern auch gehen und Martha von ſelbſt kommt.“

Die alte Frau ſetzte ſich wieder an's Rädchen und murmelte in halblautem Selbſtgeſpräch, das ſie ſich in den vielen einſamen Stunden ihres langen Wittwenſtandes angewöhnt hatte: „Brauch keine galante Heimbegleitung für ſie! — Einfältiges Kind, da fliegt ſie jetzt herum und verbrennt ſich die Flügel! Kann's nicht aufhalten, wird nicht daran ſterben!“ Und emſig ſchnurrte das Rädchen fort.

Ein ſteter, kräftiger Schritt ließ ſich auf der Treppe hören, und unangeklopft nach alter Sitte, weil es Nacht war, trat ein Mann mittlerer Größe ein, in einen Biberüberrock eingeknöpft. — „Sie ſind's, Herr Doktor? Woher ſo ſpät?“ — „Von Thorwarts, ihr Kind liegt an der Bruſtentzündung,“ ſagte der Doktor nach freundlichem Gruß; „will mein Licht anzünden, wenn Sie gütigſt erlauben.“ Seit Herr Doktor Enchelmaier vor zehn Jahren als junger Unteramtsarzt hier im Hauſe eingezogen war, hatte er jeden Abend ſein Licht bei der Frau Verwalterin angezündet, da die edle Erfindung der Zündhölzer noch nicht in's Leben getreten war, und jeder Abend hatte ein neues Siegel auf ihre Freundſchaft gedrückt und ihren Reſpekt vor einander befeſtigt, mochte nun der Doktor nur flüchtig gute Nacht ſagen, oder einen Stuhl nehmen und noch ein Viertelſtündchen mit der alten heitern Frau verplaudern.

„Sie ſind allein, Frau Verwalterin?“ fragte er, indem er ſich im Zimmer umſah; „die Jugend ſchon zur Ruh?“ — „Ach nein, meine Kleine iſt noch drüben bei der Hofräthin. Dort ſind ſie ja gegenwärtig wie von der Kette mit Plaiſir, ſeit der fremde Menſch hier iſt. Urſula iſt

hinüber, ſie zu holen. Brauchen Sie nichts für das kranke Kind? etwas Saft?" — Vielleicht bitt' ich morgen darum, dieſe Nacht wird's ruhig bleiben. Gute Nacht, Frau Verwalterin." — „Gute Nacht, Herr Doktor."

„Ein charmanter Mann der Doktor, immer auf dem Platz!" Das war das einzige Selbſtgeſpräch der alten Frau, während das Rädchen einförmig weiter ſchnurrte. Endlich hörte ſie drüben die Hausthüre klinken und vernahm durch die ſtille Nacht die heiter plaudernde Stimme der Kleinen. Sollte ſie mit Urſula ſo eifrig reden? Unten ging die Hausthür, und während Urſula noch am Schloß drehte, flog ſchon Martha die Treppe herauf, warf den warmen Shawl und das wollene Häubchen ab, und mit einem muntern: „Grüß Gott, Großmutter! Gelt, ich komm' ſpät?" bot ſie der alten Frau die blühenden Wangen zum Kuß, die, köſtlich angehaucht von der friſchen Winterluft, wie Sammtroſen glühten.

„Nun, nun, nicht ſo raſch!" meinte die alte Frau mit geheimem Wohlgefallen an dem friſchen Kinde, „fein ſachte! Haſt mit deinem Tuch Urſcheles Kunkel umgeworfen. Spät genug iſt's. Nur ordentlich ruhig! Wir wollen zu Nacht beten."

Urſula hatte ſich auch eingefunden, und in andächtiger Stille lauſchten die Mädchen dem Abendſegen, den die alte Frau las. Ob Martha's Gedanken ſo ganz dabei waren, das ließ ſich nicht ſo leicht entſcheiden.

Das Buch war geſchloſſen, Urſula hatte, mit der Wärmflaſche bewaffnet, ſehnſüchtig ihr Kämmerlein aufgeſucht, die Augen der Kleinen aber waren noch gar hell; die alte Frau konnte nicht ſo grauſam ſein, ſie zu Bett zu ſchicken, ehe ſie noch einen Bericht von ihr gehört. „Nun, iſt's ſchön ge-

weſen?“ — „Großmutter, ich kann dir gar nicht ſagen, wie ſchön. Wir haben geſungen und geſpielt, auch ein wenig getanzt; es war gar zu ſchön!“ — „So? wer war denn da?“ — „Nun, viel junge Leute, die Mädchen vom Haus natürlich, Schettler und der Aktuar und Müller —“ — „Sonſt niemand?“ — „Ach ja, der Felſen, weißt du, der junge Mann mit dem Proceß, ein Norddeutſcher; ich hätt' ihn faſt vergeſſen.“

Der, den ein Mädchen nach einem gewiſſen Zögern zuletzt nennt, der iſt allzeit der Gefährliche, darauf könnt ihr zählen. — Martha hatte eine Menge dürrer Blättchen an der Großmutter Geraniumſtock abzuzupfen. — „So, und wer hat dich heimgeführt?“ — „Mich? Niemand, das heißt, Herr Felſen ging zufällig auch heim und hat den kleinen Umweg mitgemacht; der Weg ſei ſo ſchlüpfrig, meinte er.“ — „So, ſo, und da biſt du nicht ausgeglitten?“ ſagte die alte Frau in komiſch trockenem Ton. — „Nein, wir ſind geſchliffen,“ ſagte Martha lachend; es ging ſo geſchwind.“ „Nun gut, zünd' nur dein Lichtchen an; gute Nacht!“ — „Gute Nacht, Großmutter, aber du biſt doch nicht böſe, daß ich ſo ſpät gekommen? Es wäre doch ſehr unſchicklich geweſen, wenn ich zuerſt aufgebrochen wäre.“ — „Höchſt unſchicklich,“ ſagte die Großmutter in demſelben ernſthaften Ton, der Martha doch ein klein wenig verwirrte. — „Und bei dir iſt gewiß der Herr Doktor geweſen, daß du nicht allein warſt,“ ſagte Martha beruhigend. — „Nicht lang, er kam von einem kranken Kind.“ — „Das iſt ja ganz ſchön,“ meinte Martha zerſtreut. „Gute Nacht, Großmutter!“ Und ſie küßte und drückte die alte Großmutter ſo heftig, daß dieſe ſich los machen mußte und kopfſchüttelnd vor ſich hin murmelte: „Gilt's mir, oder gilt es dir?“ als die

Kleine trällernd den Gang in ihr Stübchen hinüber ging.

Das war ein wunderbares Stübchen; Martha wenigstens meinte, ein solches sei noch nie dagewesen. Tapeten hatte es nicht, aber die weiße Wand stach recht hübsch ab von der dunkelbraunen, seltsam geschnitzten Zimmerthür. Es hatte einen großen, alterthümlichen Kachelofen, der niemals geheizt wurde, da das eine furchtbare Holzverschwendung gewesen wäre; um so besser konnte ihn Martha zu einer Art von Etagère benützen und auf seinem breiten Kranz alle Raritäten aufstellen, die sie von frühen Kinderjahren her gesammelt hatte: den schlanken Blumentopf von Marienglas mit einem Vergißmeinnichtkranz, unter dem zu besserer Verdeutlichung die Inschrift stand: „Vergiehß mein nicht!“ eine kunstvolle Urne von geschnitztem Elfenbein, die Nadelbüchse, Stecknadelkissen, Nähkissen und Fingerhutbehälter in Einer Person vorstellte und zu einem so unbrauchbar war wie zum andern; ein hübsches Lesepult mit aufgeklebten Bildern, und noch eine Menge niedlicher Kleinigkeiten, die sich auf dem schwarzen Grund des Ofens nicht viel schlimmer ausnahmen als auf einem Spiegeltisch. Einen Toilettentisch hatte sie sich mit einem alten gestickten Mousselinrock der Großmutter garnirt, und solchen kecker Weise mit dem Rosaseidentuch gefüttert, unter dem ihr Papa und der Onkel Philipp selig zur Taufe getragen worden waren, aus lauter Pietät, wie sie der scheltenden Großmutter versicherte, um so das werthe Andenken immer vor Augen zu haben.

Mit Blumenkultur konnte sie sich hier nicht viel befassen, die Pflanzen wären im Winter erfroren; dafür hatte ihr die Großmutter einen Blumentopf mit Astern und ein Pomeranzenbäumchen, beide von farbiger Wolle, geschenkt, die

ſie von einem reiſenden Schauſpieler gegen ein Reiſegeld zum Präſent erhalten hatte. Ferner ſchmückte ihr Boudoir ein altes Tiſchchen mit Bocksfüßen, auf dem ſich ein kunſtvoller Schreibzeug mit einem porzellanenen Tiroler befand, ſo wie ſchön bemaltes Briefpapier und allerlei zierliche Körbchen zu keinerlei Gebrauch. Die Schieblade des Bocksfüßigen ſchloß mit einer Feder und verwahrte Martha's Tagebuch, ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß für jedermann. Die weißen Wände ſchmückte ein ehrwürdiges Familiengemälde, das Marthas verſtorbene Eltern in einer Gartenlaube vorſtellte, und Martha als Kind, ſtand in rührender Unſchuld, mit einem hölzernen Hemdlein bekleidet und mit einem ſteifen Röslein in der Hand, mitten darin. Sie hatte auch andere verſchollene Familienbilder wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und zu Ehren gebracht; aber die alten Urahnen ſchauten entſetzlich langweilig herab auf ihr blühendes Enkelkind. Weitere herzbewegliche Bilder hatte ihr die Großmutter geſtiftet, als ſie dem ungeſtümen Kind auf ſein Drängen ein eigenes Zimmer verwilligte: Altäre mit Thränenkrügen, von Trauerweiden beſchattet, darüber hingebeugt Jungfrauen mit aufgelösten Haaren, und eine haarſträubende Darſtellung von Bürgers Leonore. Als Toilettenſpiegel benützte Martha eine beſondere Rarität, die ſich bei der Großmutter aufgefunden, einen Spiegel, darauf ein Todtenkopf gemalt war und daneben eine entblätterte Roſe. Man fürchtet ſelten den Gedanken des Todes, wenn man jung iſt und geſund, und Marthas roſiges Geſicht nahm ſich gar nicht übel aus neben dem grinſenden Schädel.

Sie hatte ſich mit Hülfe ihrer allerbeſten Freundin grüne Gewinde von künſtlichem Epheu gemacht und dieſe

an Fenſtern und Wänden leicht herumgezogen. Das gab den alten Herrlichkeiten ein friſches junges Anſehen, und es war, als ob die ſüßen, traulichen Mädchengedanken, die kindlichen Gebete und die frommen Vorſätze, die alle in dieſem ſtillen Raum erwachten, einen heimlichen, anmuthigen Hauch über das alte Gemach gegoſſen hätten.

Auch heute wieder überſtrömte der ganze wunderbare Reiz der Einſamkeit Marthas junge Seele, als ſie die Thüre ſchloß und ihre Lampe auf den Tiſch ſtellte. Er hatte ſie heimbegleitet! zum erſtenmal! Hatte er es wohl nicht übel genommen, daß ſie ſeinen Arm nicht angenommen? Gewiß nicht, er hatte mit ſo weicher, tiefer Stimme geſagt: „Gute Nacht, Fräulein, ſüße Träume!“ Wer hatte ihr je ſo ſchön gute Nacht geſagt? Für die ſüßen Träume durfte er freilich nicht ſorgen, die kamen von ſelbſt. Martha freute ſich jede Nacht auf ihre Träume; ſie waren ſo bunt, ſo mannigfaltig, ſie mußte ſich oft am Morgen beſinnen, was Traum und was Wahrheit geweſen. Heute aber konnte ihr Traum unmöglich ſo ſchön ſein, wie das Wachen geweſen.

Die Großmutter drüben in ihrer alten Himmelbettlade mit geſtreiften Vorhängen lag noch lange wach; ſie hatte nicht mehr den feſten Schlaf der Jugend, aber die einſamen Nächte wurden ihr doch nicht lang. Sie dachte recht mit Wehmuth an das glückſelige Geſicht mit den ſtrahlenden Augen, das eben von ihr geſchieden. „Werden auch noch trüb brennen, die hellen Lichter!“ ſeufzte ſie leiſe, aber ſie faßte ſich, indem ſie Luſt und Leid der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ und ſie ſchloß ihre Betrachtungen mit der ſtillen Bitte:

„Mein Vater, führ' uns immerdar
Nur ſelig, wenn auch wunderbar!“

Was war das für ein wunderſames, begebenheitsreiches Leben, das Martha dieſen Winter führte! Der nächſte Tag war nur ein ganz ordinärer Wochentag, und doch erlebte ſie wieder ſo viel! Am frühen Morgen rüſtete ſie draußen den Kaffee und die Ahne mußte lachen, als ſie ſie ſingen hörte:

„Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht."

Nun, kalt war's wenigſtens und Licht brannte auch noch, da war der Anachronismus ſchon zu entſchuldigen. Es wäre Martha auch gar nicht darauf angekommen, ein Frühlingslied anzuſtimmen, obgleich's mitten im eiskalten Januar war; aber ſie ſang vor der Hand nur:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe, die niemand nicht weiß."

und ſchwieg beſchämt, als Urſula, die in der Küche Schuhe putzte, trocken bemerkte: „Das ſingen gerade die ledigen Burſche auch."

Der Kaffee war indeſſen unter lauter Geſang ganz gut gerathen; und als Martha am alten geſchnitzten Tiſch ſaß mit der Großmama, fragte ſie: „Großmutter, haſt du auch ſolche Tage, wo du meinſt, es müſſe etwas ganz Beſonderes geſchehen?" Die Großmutter ſah lachend in die ſtrahlenden blauen Kinderaugen und meinte: „Das juſt nicht, ich bin recht froh, wenn nichts Beſonderes geſchieht; es iſt einem am wohlſten, wenn alles beim Alten bleibt." — „Ja, ich meine nichts Betrübtes, etwas Gutes und Schönes." — „Natürlich!" ſagte lächelnd die Großmutter, „ich glaube, dir kommt's jetzt alle Tage ſo vor; nur will ich dir ſagen: etwas Beſonderes geſchieht immer nur, wenn man am wenigſten daran denkt."

Ehe ſich Martha an die Arbeit ſetzte, mußte ſie doch hinüberſchauen nach Hofraths Haus. Richtig, an Annas Fenſter flatterte ein rothes Tuch; dies war das Zeichen, daß es heute einen Spaziergang auf's Eis gab. Welch glorioſe Ausſicht! Nun mußte die Arbeit flink von ſtatten gehen. Etwas lang war freilich der Vormittag, beim Kochen aber verging die Zeit raſcher als am Nähtiſch, und wenn ſie der Schwarzwälderuhr in das breite, gutmüthige Antlitz ſchaute, ſo wurde ſie manchmal mit einer ſpäteren Viertelſtunde überraſcht, als ſie gehofft.

Der Doktor kam, bevor er ausging, und bat um etwas Himbeerſaft für das kranke Kind. Allzeit bereit, und froh jeder Unterbrechung, die den Vormittag kürzen half, hüpfte Martha hinaus. Der Doktor ſchaute wie mit ſtiller Frage in das fröhliche Geſicht und ging mit freundlichem Dank. Die Großmutter beklagte die arme Thorwartin, wenn ſie das einzige Kind verlieren ſollte. „Ach ja," ſeufzte Martha nach, aber es war ein etwas heuchleriſcher Seufzer, auch war ihr wirklich kaum zuzumuthen, daß ihr glückliches junges Herz Raum haben ſollte für das Kreuz der Thorwartin.

Endlich ſchlug doch die Uhr zwölf. Es kam Martha als eine rechte Zumuthung vor, heute zu Mittag eſſen zu müſſen; ſie war ſo gar nicht hungrig. Ehe ſie auftrug, hörte ſie an der Treppe leiſe ihren Namen rufen. Der Doktor ſtand unten und winkte ſie herab. Was konnte der ſo im Geheimniß wollen? „Liebe Martha," ſagte er athemlos, „Sie haben mir Moſtliqueur ſtatt Himbeerſaft gegeben; man hätte faſt das Kind damit umgebracht, wenn ich's nicht bemerkt hätte. Tauſchen Sie mir's doch geſchwind aus, die Großmutter könnte böſe werden." — „Freilich, freilich," flüſterte Martha, die wohl wußte, daß die ſonſt ſo nach-

ſichtige Großmutter in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand. „O, ſie würde ſo ärgerlich, daß ich nimmer den Muth hätte, ſie um Erlaubniß zum Spaziergang zu bitten, und ich ginge doch ſo gern!“ Und ſie eilte, den Mißgriff gut zu machen. Die Großmutter aber hörte doch, daß draußen etwas vorging; ſie kam heraus und ſah den harrenden Doktor unten an der Treppe ſtehen, während die ſchlaue Martha ſchleunig das fatale Fläſchchen in ihre tiefe Kleidertaſche ſchob. „Was thun denn Sie da unten, Herr Doktor?“ rief die alte Frau. — „Ach, verzeihen Sie,“ ſagte der geſetzte Mann, dunkelroth und verlegen, wie ein Schulknabe, „ich hatte eine Bitte an Martha; das arme, kleine, kranke Mädchen hat gar kein Spielzeug, da wollt' ich Martha um eine alte Puppe für ſie bitten.“

Für eine erſte Lüge war ſie dem Doktor gar nicht übel gelungen; er erſchrak ſelbſt über dieſes gefährliche Talent, das er heute zum erſtenmal an ſich entdeckte. Martha aber in ihres Herzens Dankbarkeit und in kindiſcher Luſt an Schelmenſtreichen holte in Eile aus ihrem Schatz ihre ſchöne Amalie, der ſie vor einem halben Jahr noch eigenhändig einen neuen Hut verfertigt und die ſie bis jetzt ſehr hoch gehalten hatte, und prakticirte mit ihr glücklich und nnbemerkt das Fläſchchen in des Doktors Taſche.

„Ei, das hätte jetzt auch nicht ſo preſſirt,“ brummte die alte Frau bei der erkalteten Suppe. „Wenn das Mädchen ſo krank iſt, braucht ſie keine Puppe; zu meiner Zeit hat's auch gute Leute gegeben, habe aber nie gehört, daß die Doktoren den Kranken noch Spielzeug mitbringen.“

Die Tafel war abgedeckt und liſtig begann Martha: „Machſt du heut einen Spaziergang, Großmutter?“ — „Ich möchte ſchon einmal wieder an die Luft,“ meinte dieſe,

„aber es wird ſehr glatt ſein.“ — „Ja, es ſcheint äußerſt ſchlüpfrig,“ bemerkte Martha ſachkundig, indem ſie auf die Straße hinunter ſah; „die Milchfrau iſt heute früh gefallen.“ — „Nun, da wollen wir lieber hübſch daheim bleiben.“ — „Wenn mich,“ begann Martha zögernd, „die Hofrathsmädchen zum Spaziergang abholen wollten, erlaubſt du es?“ — „Hab' nichts dagegen; meine Mutter zwar hätte mich ſchön angelaſſen, wenn ich am hellen Werktag hätte ſpazieren gehen wollen, aber ich weiß wohl, die Mode iſt jetzt anders Geh immerhin; zieh dich warm an.“

Noch einmal hatte die Großmutter zu brummen über den blauen Seidenhut, den das hoffärtige Kind auch am hellen Werktag aufgeſetzt. Nun kamen aber die drei Hofrathstöchter, um Martha abzuholen, mit ſolchem Geräuſch und ſolchem Gekicher und ſolchem Geplauder, daß der alten Frau angſt und bange wurde, und ſie froh war, als die alte Ruhe wieder in ihrem Stübchen hergeſtellt war. Wohlgefällig hörte ſie Urſula's Bemerkung: „die Unſer iſt doch die Schönſt',“ und ſah dem jungen Blut nach, wie ſie fröhlich trippelnd die beſchneite Straße hinauszogen.

Auf's Eis! Das war in dieſem Winter ein Zauberwort für die Jugend der kleinen Stadt. Der Fluß, der den Reiz und den Stolz derſelben ausmachte, war ſo feſt gefroren wie noch nie. Wie ein rieſiger Spiegel lag ſchimmernd im Sonnenſchein die leicht beſchneite Eisfläche. In Mäntel und Boas eingehüllt, in roſenrothen Hüten und himmelblauen Hüten, mit grünen Schleiern, und blauen Schleiern, und weißen Schleiern, ſammelte ſich allmälig die junge Damenwelt am Ufer, oder probirte die ſchüchternen Füßchen auf dem Eis; junge Herren mit Schlittſchuhen tummelten ſich bereits auf dem Fluß, ſchoben kleine Stuhl-

ſchlitten an's Ufer und luden die erkorene Dame ein, Platz zu nehmen. Die Spannung, wer wohl aufgefordert werde, war hier noch größer als auf einem Ball. Etwas ſchüchtern unter den Fittigen der Hofrathstöchter nahte auch Martha dem Eiſe. Und ſiehe, Felſens ſchlanke Geſtalt, in einen kleidſamen Pelzrock gehüllt, ſchob ihr, ihr vor Allen, den eleganteſten Schlitten entgegen, den er erbeutet. Erröthend ſetzte ſie ſich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geſchoben, ſchneller als ein Gedanke, durch die friſche klare Winterluft im kalten, hellen Sonnenſchein hinaus, hinaus, als ging's weit in alle blaue Ferne hinein. Das war eine Herrlichkeit! Bedeutſame Worte waren es eben nicht, die ſie mit ihrem Ritter wechſelte, leichte Fragen, raſche Antworten zurückgeworfen; aber es war eben alles Luſt und Freude, ein angenehmes Grauen beim Gedanken an die gefährliche Tiefe, über die ſie hinglitten, ein friſches, ſchwellendes Vollgefühl der Jugend und des Lebens. „Aber wir ſind zu weit!“ rief Martha ängſtlich, „dort rauſcht ſchon das Wehr!“ — „Fürchten Sie ſich vor dem Sterben, Fräulein?“ — „Ach nein!“ ſagte Martha unſchuldig, „aber heut eben kommt mir das Leben ſo ſchön vor.“ — Ein Siegerlächeln flog über die feinen Züge des jungen Mannes, der mit raſcher Wendung den Schlitten drehte und zu dem allgemeinen Tummelplatz zurück flog.

Auf der Hauptfläche war ein gar fröhliches Treiben und Drängen. Die Federhüte der Hofrathstöchter nahmen ſich am glänzendſten aus; Damen, die nicht in Schlitten geführt wurden, verſuchten ſich im Schleifen und waren außerordentlich heiter und ſcherzhaft unter einander, um den leiſen Verdruß zu verbergen; dort glitten in den graziöſeſten Schwingungen die jungen Männer umher und verſuchten

ſogar Namenszüge in's Eis zu ziehen. Solche Herrlichkeit hatte Martha früher nur in ihrem Bilderbuch unter der Rubrik „Winter“ geſehen. Felſen war es, das fremde Meteor, der dieſes ritterliche Vergnügen eingeführt, der auf eigene Koſten die Stahlſchlitten beſtellt und die männliche Jugend der Stadt zu einer Liebenswürdigkeit veranlaßt hatte, über die ſie ſelbſt ebenſo erſtaunt als vergnügt war.

Wer war denn dieſe leuchtende Erſcheinung? Ein junger Mann vom fernen Ausland, das heißt, aus einem wohl zwanzig, dreißig Meilen entlegenen deutſchen Ländchen, der einen weitläufigen Erbſchaftsproceß führte und ſich hier aufhielt, um genealogiſche Forſchungen über verſchollene Vorfahren anzuſtellen. Da ſeine Zeit, wie es ſchien, zu ſeiner freien Verfügung ſtand, ſo hielt er ſich in der gaſtlichen Stadt Pappelburg länger auf als er beabſichtigt, und die Frau Hofräthin, die ſeit Jahren ſchon ſich abquälte, die Geſelligkeit zu heben, war ſelig froh, in dem gewandten, vornehm ausſehenden Sohn einer Jugendfreundin einen ſolchen Hebel zu finden.

Die Frau Hofräthin, die Sonne von Pappelburg, bewohnte mit drei Töchtern ein eigenes Haus. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß es auch einen Herrn Hofrath gab, mit dem man nach Tiſch Domino ſpielte und der im Garten ſpazieren ging. Welchen Hof er einſt berathen, war nicht zu entdecken: er war von Natur ein Apotheker, und das ſtattliche Haus, das nun ſeine Frau beherrſchte, war ſeines Vaters, eines Kaufmanns, Eigenthum geweſen. Noch als Gehülfe hatte er das große Loos gewonnen, hatte an unbekannten Stätten den Hofrathstitel und ſeine Frau erbeutet und lebte unter ihren Fittigen in geheimnißvollem Nichtsthun ſeit langen Jahren.

Die Frau Hofräthin war unermüdlich beſorgt für das Vergnügen junger Leute. Martha war die beſte Herzensfreundin ihrer jüngſten Tochter Anna, und da ſie großes Mitleid hatte mit dem armen Kind, das, wie ſie meinte, bei der alten Frau verkümmerte, ſo ließ ſie ſie ſo viel wie möglich Theil nehmen an allen Vergnügungen, die ihre Töchter genoſſen. Sie zeigte darin große Gutmüthigkeit, denn Martha war zwar minder elegant und gebildet, aber viel hübſcher als ihre Töchter. Sie war überhaupt der Liebling des Hauſes, ſogar der Papa hatte einmal mit ihr geſprochen, und ſelbſt Charlotte, die Aelteſte, die ein wenig ausſah wie ein Zeug, der ſchon gewendet iſt, ſtreichelte ihr oft wohlwollend die rothen Wangen.

Noch war die fröhliche Geſellſchaft in vollſter Luſt, als der Doktor, den ſein Weg am Fluß hin führte, in eifrigem Geſchäftsſchritt vorbeiging. „Wohin ſo ſchnell, Herr Doktor?“ rief die geſprächige Hofräthin. — „Zu Patienten,“ war die kurze Antwort. Er warf einen Blick auf die blanke, bunt beſäete Eisfläche und ging ſeines Wegs weiter. Martha hatte ihn flüchtig begrüßt; warum ihm ein Ausbruch lauten Gelächters nachfolgte, wußte ſie nicht, bis Anna rief: „Aber um Gotteswillen, Martha, das iſt ja deine Amalie!“ Wahrhaftig, aus der Taſche des Biberrocks hatte ſich der Kopf der gefangenen Puppe heraufgeſchoben, und bei jedem Schritt nickte ihr ſchönes, einfältiges Geſicht im Roſahut den Beſchauern zu. „Was iſt das für ein verdächtiges Liebespfand, Fräulein Martha?“ fragte Felſen, königlich amüſirt; Martha aber riß ſich los und flog eilenden Fußes dem Doktor nach, der ſich erſtaunt umſah, als er ihre Hand in ſeiner Taſche fühlte. „Die Puppe, Herr Doktor, die Puppe!“ rief ſie mit ihrem letzten Athem. — „Ja ſo,“ ſagte er lächelnd und etwas

verlegen, „ich wußte nicht mehr, daß ich das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft veranlaßt hatte," und ſchob die naſeweiſe Kreatur tief in die Taſche zurück. „Die Freude wird die Kleine halb geſund machen; viel Vergnügen, Martha; erkälten Sie ſich nicht, Sie ſind echauffirt." Martha mußte viel leiden von den Herren, die die geheimnißvolle Geſchichte von der geraubten Schönen wiſſen wollten; aber ſie hatte doch nicht zugeben können, daß der gute Freund ihrer Großmutter zum Gelächter wurde.

Den fröhlichen Tagen folgten ſtille Abende, wo die Großmutter, Martha und Urſula im Trio ſpannen. Es kam Martha viel romantiſcher und mittelalterlicher vor, an der Spindel zu ſpinnen als am Rädchen, und ſie nahm ſich auch wirklich ganz hübſch aus an der zierlichen Kunkel mit dem himmelblauen Band, ihrer Lieblingsfarbe, und dem ſchön bemalten Netzſchüſſelchen, das ihr der Doktor einſt zum Jahrmarkt gekauft hatte. Die Rädchen ſchnurrten, die Spindel ſurrte, ſonſt war alles ſtill.

Martha begann mit Urſula ein Volkslied zu ſingen:

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein Kleid, —
Ja, meine liebe Mutter, das iſt mir nicht leid —"

und ſo fort bis ſie den Schlußreim:

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein' Mann. —
Ja, ja, meine liebe Mutter, der 's Tanzen recht kann."

mit hellem Lachen ſchloß.

„Ja, ja, ſo Einer wär' dir der beſte!" ſagte die Großmutter auch lachend. — „Großmutter," begann Martha nach einer Pauſe, „das war doch hübſch, wie du mir früher

zum Spinnen ſo ſchöne Geſchichten erzählt haſt; du erzählſt mir gar nichts mehr.“ — „Du einfältiges Kind! Wer wird ſo einem großen alten Ding noch Geſchichten erzählen!“ — „Ei, das kann man wohl, nur wieder ein bischen andere, als die von Hänſel und Grethel. Hör', Großmutter, wie haſt du denn eigentlich den Großvater kennen gelernt?“

Die Großmutter lachte und ſprach: „Nun, das ging einfach zu. Mein Vater ſelig war gar beliebt beim Karl Herzog, und wie dieſer einmal bei ihm war, fragte er ihn: „Hat Er keinen Sohn, der zu Seinem Amtsnachfolger zu brauchen wäre?“ — „Nein, Ew. Durchlaucht,“ ſagte der Papa, „ich habe nur vier Töchter.“ — „Nun, ſo will ich Ihm ein taugliches Subjekt ſchicken, das ſich zuvor ſchriftlich verpflichten ſoll, Seine älteſte Tochter zu heirathen, damit Er ihn noch bei Seinen Lebzeiten zuſtutzen kann.“ — „Mich bei Ew. Durchlaucht unterthänigſt zu bedanken,“ ſagte mein Vater. Nachher erzählte er der Mutter, was der Herzog geſagt, wir Mädchen durften's nicht hören; unſere Kleine aber, die Guſtel, ein gar naſeweiſes Ding, horchte im Alkoven und erzählte uns wieder, daß der Herzog einen Mann für mich ſchicken wolle, denn ich war die Aelteſte. Da fing ich aber an zu weinen, denn mir gefiel unſer Subſtitut, der Herr Grundler, und ich wollte keinen Mann vom Herzog, aber der Grundler konnte als Subſtitut nicht heirathen. Meine zweite Schweſter, die Heinerike, ſagte gleich, ſie wolle das Opfer werden und den Herzoglichen nehmen. Sie war gar hoffärtig und bildete ſich, glaub' ich, einen Junker ein mit Band und Stern.

„Da faßte ich mir ein Herz und ſagte es der Mama, und die Mama ſagte es dem Papa und fragte ihn, ob denn nicht der Grundler auch ein taugliches Subjekt wäre. Der

Papa hatte ihn lieb und ſchrieb an den Herzog, und dem Herzog war's auch recht, und ſo kamen wir glücklich zuſammen. Die Heinerike aber hat lange mit mir getrutzt, daß ſie wegen meiner keinen Herzoglichen kriegte, aber ſie kriegte ſpäter den Pfarrer Schnepf und war beſſer daran." — „Und die andern Großtanten?" — „Die Ludovike nahm der Doktor Schnurrer und die kleine Guſtel wurde Frau Oberamtmännin. Ja, ja, wir gingen weg, wie die neugebackenen Wecken; das war eine andere Zeit."

Martha lachte hell auf und fing an zu ſingen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm," und ihre Schelmenaugen glänzten hell hinüber zur Großmutter.

Am nächſten Abend hatte ſich der Doktor früher eingefunden und behaglich bei der Großmutter niedergelaſſen. Martha mußte lachen, ſo oft ſie ihn anſah, weil ihr allemal die Amalie einfiel, die ſich ſo anmuthig aus ſeiner Taſche heraus verneigt hatte. „Was haſt du denn immer zu lachen?" fragte endlich die Großmutter. — „Ei, Großmama, die ſchöne Geſchichte iſt mir wieder eingefallen vom tauglichen Subjekt, das du geheirathet haſt." — „Du leichtfertiges Kind, ſprich nicht ſo deſpektirlich von deinem eigenen, leiblichen Großvater!" — „Aber nicht wahr, Großmutter," begann Martha wieder ganz geſetzt und ernſthaft, „das Verlieben war doch eigentlich noch nicht Mode zu deiner Zeit?" — „So, meinſt du?" ſagte die alte Frau, die das auf Ambition nahm, „nur gar zu ſehr. Bedenkſt du denn nicht, daß der Goethe, von dem ſie großes Weſen machen, und der Schiller und der Bürger gerade in meiner Jugendzeit gelebt haben? Die haben auch ihre tauglichen Subjekte gehabt, mehr als nöthig! Und auch die andern ordinären Leute — o, ich könnte dir allerlei erzählen; ich kann dir

nur ſagen, es iſt dazumal mehr bei der Verliebniß heraus gekommen, als in unſern Tagen." — „Bitte, Großmutter, erzähle einmal etwas davon." — „Ja, ja, Frau Verwalterin," ſtimmte der ſchweigſame Doktor bei; „ich zünde dann mit Ihrer Erlaubniß meine Pfeife dazu an."

„Nun, wenn's ſo gemeint iſt," ſagte die Großmutter, „muß ich mich erſt noch recht beſinnen. — Nun ja, als ich noch daheim war, wohnte nicht weit von uns ein adeliger Oberſt, der hatte ſechs Töchter, nicht eben ſchön, aber feine Fräulein, beſonders Elma, die Jüngſte. Hinter der Kaſerne, wo der Oberſt ſein Quartier hatte, war ein Garten, an den der des Kaufmann Ringhard ſtieß. Das waren vermögliche Leute, aber gar ſtill, ſo ein Bischen altbacken. Der Sohn war weit herum gekommen, in England und Hamburg und Bremen, war jetzt aber wieder daheim und wog Zucker und Kaffee aus in des Vaters Laden. Die ſchlanken Fräulein, wie ſie ſo im Garten ſpazierten, oder ſtickten, oder Guitarre ſpielten, gefielen ihm gar wohl, die Elma aber am beſten. Einmal faßte er ſich ein Herz, ihr ein Bouquet über den Zaun hinüber anzubieten; auch erfuhr ſie, daß er Engliſch verſtand, was ſie ſo gern gelernt hätte. Kurz und gut, ſie ſprachen manchmal mit einander und immer lieber. Ihm aber kam das Fräulein ſo hoch vor, als ob ſie am Himmel hinge, und er wagte kein Sterbenswort von ſeinem Attachement zu ihr; waren auch beide noch gar jung.

„Der Oberſt kam in eine andere Garniſon und wurde General; der alte Ringhard ſtarb bald, nicht lange darauf ſeine Frau, und der junge Mann verkaufte den Laden. Es war ihm nicht mehr wohl im einſamen Haus und Garten, und er hätte gern mehr von der Welt geſehen. So kam er weit herum und ließ ſich's ſauer werden, aber Gottes

Segen war mit ihm, weil er seinem Vater so viel zu Liebe gethan. Nach zehn Jahren etwa war er Theilhaber an einem prächtigen Bankgeschäft in Hamburg, dessen Chef sein Vetter war. Fräulein Elma hatte er nicht vergessen, er schrieb an einen Freund in der Heimath und fragte, was aus der Familie geworden? Der antwortete ihm, der General sei gestorben, Vermögen habe er nicht hinterlassen, wohl aber Söhne mit Schulden. Eines der Fräulein sei an einen Offizier verheirathet, die andern hätten's mit dem Adel nicht mehr genau genommen; die Aelteste habe einen Doktor, die andere einen Pfarrer, von den drei jüngeren wisse er nichts zu sagen.

„Nun ging der Ringhard her, und schrieb an den Doktor, dessen Namen er wußte, und fragte ihn nach seiner Schwägerin Elma, ob sie noch lebe und wo sie sei. Der Doktor aber — ich habe ihn wohl gekannt — das war der allerzerstreuteste und vergeßlichste Mensch auf Gottes Erdboden. Seine erste Braut hatte ihn aufgegeben, weil er in Gedanken einmal ihren kleinen Finger genommen, um seine Pfeife damit zu stopfen. Man sagt ihm nach, er habe einmal Abends beim Auskleiden seinen Rock in's Bett gelegt und sich an den Nagel hängen wollen. Die Namen seiner Schwägerinnen konnte er nie behalten, und das war kein Wunder, denn da hieß eine Alma und eine Selma und eine Meta und eine Linda; weiß Gott, wo die Obristin den Unsinn zusammen gefunden. Wie ihn nun ein fremder Mensch auf einmal nach der Elma fragt, so meint er, es sei die Selma, und schreibt in der Eil' — er war immer in der Eil' —" — „Wie der Herr Doktor da!" warf Martha ein. — „Schreibt in der Eil', die sei schon seit drei Jahren verheirathet an den Pfarrer so und so, und

vergißt nachher auch nur ſeiner Frau, die, glaub' ich, Minna hieß, etwas von der Anfrage zu ſagen. So erfuhr die Elma kein Sterbenswörtchen von dieſer Frage und lebte ſtill für ſich hin, hülfreich bei den Schweſtern, wo man ſie brauchte; ſie war ſanften und heitern Gemüths und ſie blieb ein feines Fräulein, wenn auch kein junges mehr. So oft ſie in unſere Stadt kam, ging ſie wieder in den alten Garten, wo ſie in der Laubhütte engliſch gelernt hatte. Ob der Ringhard noch lebe oder nicht, wußte ſie nicht.

„Dieſer aber konnte ſie nicht vergeſſen und kam darüber nicht zum Heirathen. In Hamburg aber hatte er eine Landsmännin, eine verheirathete Frau. Der ging es wie mir: ein lediger Mann, der heirathen könnte, kam ihr wie eine leere Kutſche vor, die wohin fährt, und wobei einen der gute leere Platz darin dauert. So wollte ſie ihn denn zum Heirathen bewegen; er aber vertraute ihr an, wie er nur zu einer einzigen habe ein Herz faſſen können, die für ihn verloren ſei. Sie hatte die Familie des Generals auch gekannt, und es that ihr Leid um den Ringhard.

„Es war wohl zwei Jahre nach dem Brief des Doktors, da kam ſelbige Landsmännin zum Beſuch in ihre alte Heimath. Sie wurde viel eingeladen und traf auch mit Fräulein Elma zuſammen, die ihr in ihrem ſanften, verſtändigen Weſen gar wohl gefiel. Als ſie ihre nähere Bekanntſchaft gemacht, ſagte ſie ihr einmal: „Ich kenne in Hamburg einen Landsmann von Ihnen, der ein recht treuer Freund Ihrer jüngſten Schweſter iſt.“ — „Ich bin die Jüngſte meiner Schweſtern,“ ſagte Elma und wurde roth. — „So haben S i e einen Kaufmann Ringhard gekannt?“ — Elma wurde noch röther und erzählte manches von der Gartennachbarſchaft ihrer jungen Jahre, ſo daß die geſcheidte Frau ſchon

merken konnte, was die Glocke geſchlagen. Sie war aber mäuschenſtill, denn mit ſolchen Affairen muß man gar delikat umgehen. Wie ſie nun wieder in Hamburg war, erzählte ſie alles dem Ringhard, wie nur die Alma und die Minna und die Selma und die Meta Männer hätten — die Linda war, glaub' ich, geſtorben — die Elma aber ſei noch daheim.

„Da ward der Kaufmann vor Freuden wie ein Jüngling; die geſcheidte Frau aber ſagte: „Sachte! wiſſen Sie auch, daß das Fräulein derweile zwölf Jahre älter geworden? Und in zwölf Jahren wird ein Mädchen weder jünger noch ſchöner.“ — „Und ich habe ſie die zwölf Jahre in meinem Herzen getragen,“ rief der Ringhard, „da iſt ſie nicht alt geworden! Wie ſie ausgeſehen, das ſchwebt mir noch vor wie ein Traum, aber wie ſie iſt, ſo ſanft und ſo heiter und ſo ſittſam und ſo fromm, das iſt noch lebendig in meiner Seele und ich will ſie lieb haben und behalten.“

„Bleib's dabei, der Ringhard hat die Elma geholt. Der war's wie ein Traum. Ich ſage dir aber, wie ſie am Altar ſtand, ſo ſchlank und züchtig, mit ihren ſtillen, frommen Augen, da war ſie noch ſchön genug, und er muß es auch gedacht haben, ſo glückſelig ſchaute er ſie an. — Es iſt ihnen recht gut gegangen; ihren eigenen Mädchen aber haben ſie ordentliche Chriſtennamen gegeben, damit es keine ſolche Verwechslung mehr gebe, denn nicht alle Mannsleute haben ſo getreue Herzen.

„Nun, Kleine,“ ſagte die Großmutter eine Weile nachdem ſie geendet hatte, „willſt du heute wieder dazu tanzen?“ Martha ſchüttelte ſchweigend den Kopf, in ihren Augen ſtanden helle Thränen. — Der Doktor blieb diesmal da, bis der Abendſegen geleſen war, dann ſagte er gute Nacht.

Am nächſten Morgen wehte wieder eine rothe Flagge an Anna's Fenſter. Es mußte etwas Beſonderes los ſein; Martha hatte höchſt nöthig, der Anna ein Stickmuſter zu bringen, und ſie verſchwatzte ſich darüber ziemlich lang. Eine Stunde, nachdem ſie wieder daheim war, kam Anna herüber und da gab es ein neues Geflüſter; auch war der Spaziergang nach Tiſch wieder unerläßlich, obgleich das Wetter rauh und trüb war und das Eis nicht mehr ſicher. Die Großmutter wurde etwas unmuthig über das viele Zuſammenlaufen der Mädchen, doch wußte ſie wohl, daß Martha nicht lange ein Geheimniß bei ſich behalten konnte. Nach zwei Uhr aber rückte die alte Freundin der Großmama, Jungfer Jakobine, mit ihrer Kunkel an, welches angenehme Ereigniß alle vier Wochen wiederkehrte. Martha mußte einen Extrakaffee machen und den roth gewürfelten Teppich auflegen. Die alten Damen vergaßen gar bald in traulichem Geſpräch die Geheimniſſe der jungen Welt. Jungfer Jakobine war in den Bruder ſelig der Großmama verliebt geweſen, und das knüpfte ein unzerreißbares Band zwiſchen ihnen. Jetzt waren freilich die romantiſchen Ideen längſt begraben und tauchten nur ſelten an beſondern Tagen auf; es waren meiſt reelle Gegenſtände, die ſie beſchäftigten und unterhielten.

Gar leicht wandte ſich ihre Unterhaltung auf's Kochen, und ſo einfach und frugal die zwei alten Damen für ſich lebten, mit ſo vielem Genuß beſprachen ſie die Leckerbiſſen, die ſie in früheren Tagen bereitet. Wenn Jungfer Jakobine von den Müßlein erzählte, die einſt ihrem Bruder, dem Amtmann, ſo geſchmeckt, ſo beſchrieb die Großmutter die Süpplein, mit denen ſie ihren Mann, den Verwalter, erquickt hatte. Und immer glänzendere Bilder entfalteten

ſich: großartige Gaſtmähler aus den Tagen ihrer Blüthe tauchten auf; neben dem Butter und Honig und dem Zwetſchgenmuß, die das beſcheidene Tiſchlein zierten, erhoben ſich imaginäre Lerchenpaſteten und gefüllte Spanferkel von lange vergangenen Viſitations- und Marktſchmäuſen, Aufſatztorten, Muskazin und Tabaksrollen.

Und Martha — mit welch' glückſeligem Uebermuth hörte ſie das Geſpräch der zwei ehrwürdigen Damen, die ſie ſo beſcheidentlich bediente, — wie eine Fee, die aus ihrem Königreich voll Roſenwolken und goldenem Duft ſich einmal herabläßt, armen Menſchenkindern den Tiſch zu decken. Was waren doch die Süppchen des Großpapa ſelig, und die Saucen und Brätlein, mit denen Jungfer Jakobine ihren Bruder regalirt, und die Puddings, die längſt verſchollene Amtmänner und Prälaten geſpeist hatten, gegen die Herrlichkeiten ihrer Gegenwart und die goldenen Berge ihrer Zukunft!

Der Abend kam und die Spinnräder ſchnurrten wieder. Die Großmutter ſah mit verſtecktem Lächeln nach Martha hinüber, begierig, wann das große Geheimniß zu Tage kommen werde. Martha ſetzte verſchiedene mal an, ſie konnte die rechte Form der Mittheilung nicht finden; endlich verſuchte ſie's gerade aus: „Was thäteſt du ſagen, Großmutter, wenn nächſten Dienſtag ein Ball wäre?“ — „Ich? ich thäte ſagen, es ſei recht unnöthig; ihr habt ja erſt im Herbſt einen gehabt. Da iſt gewiß wieder der fremde Menſch ſchuldig, der Pelze, oder wie er heißt —“ — „Felſen! Großmutter, iſt das nicht ein intereſſanter Name? Die norddeutſchen Namen ſind doch viel hübſcher als unſere.“ — „Nun, das weiß ich gerade nicht, der Name thut nichts zur Sache. Vor Zeiten war ein Strumpfwirker hier, der

hieß Falkenhorst, das ist auch ein flotter Name.“ — „Ein prächtiger, Großmutter, der hätte seine Söhne sollen Soldaten werden lassen.“ — „Er hatte nur ein Mädchen, die heirathete den Seckler Kazenwabel.“ — „O pfui!“ — „Ei, der Name thut nichts zur Sache, sie lebte vergnügt mit ihm.“ Und was den Pelze betrifft —“ — „Felsen, Großmutter.“ — „So will mir nicht gefallen, daß der Mensch so müßig herum liegt.“ — „Aber sein Proceß, Großmutter! Weißt du, er ist eigentlich in der Erwartung auf die Erbschaft erzogen worden und hat nur Jus studirt, um selbst Einsicht darein zu bekommen. Wenn er gewinnt, will er ein eigenes Landgut bewirthschaften.“ — „Gefällt mir nicht,“ wiederholte die Großmutter kopfschüttelnd, „gefällt mir gar nicht. Wär' ich ein Mann, ich wollte zu stolz sein, um meine Zukunft an einen Proceß zu hängen. Ein Mann soll ein Mann sein, ob er einen Pfennig hat oder nicht. Da sieh den Doktor an, der ist im Waisenhaus erzogen und hat sich selbst mit Gottes Hülfe seinen Weg gebahnt, und ist jetzt respektirt von den Reichen und ein Segen für die Armen; das nenn' ich einen Mann.“ — „Aber, Großmutter, die Naturen sind verschieden; der Doktor ist arm erzogen, für den war es nicht schwer, sich zu behelfen, und arbeiten mußte er, um zu leben. Weißt du, alle Leute können nicht gerade sein wie Doktor Enchelmaier; so bekäme ja keiner eine Frau.“ — „So, meinst du, der bekäme keine Frau?“ sagte die Großmutter fast zornig; „zehn für eine, sage ich dir, aber das leichtfertige Mädchenheer unserer Tage ist ihm nur nicht gut genug.“ — „Nun, dann soll er sich eine vom Himmel herunterholen,“ sagte Martha, nun ihrerseits empfindlich. Natürlich! ein Mädchen, ein stolzes, junges Blut, wie sie nicht so selten sind, als siegessichere

Männer glauben, theilt in Gedanken wohl hundert Körbe aus; aber daß einer dieser zum Voraus Verschmähten nicht nach ihr verlangen könnte — das ist eine tiefe Kränkung, ganz natürlich!

Aber sie mußte die Großmutter wieder umstimmen des Balles wegen, darum lenkte sie begütigend ein: „Du wirst sehen, Großmutter, der Dokter findet noch einmal eine ganz ordentliche stille Frau, gerade, wie sie für ihn paßt. Verlieben wird sie sich nicht in ihn, aber darauf wird er auch keine Ansprüche machen; er findet darum doch ein so zahmes, stilles Glück.“ — „Nun, wolle Gott, wenn dich's einmal auch nach einem zahmen Glück verlangt, daß du dann noch eines findest,“ murmelte die Großmutter für sich, wehmüthig den Kopf hin und her wiegend.

Nun aber brach Anna ein, und dem vereinten Andringen der jungen Mädchen konnte die Großmutter nicht widerstehen, die Erlaubniß zum Balle wurde ertheilt. Alsbald begann große Revue unter den vorhandenen Blumen und Bändern; starke Zuschüsse zum Taschengeld wollte die Großmutter nicht verwilligen, und Ursula erhielt Befehl, das weiße Kleid einzuseifen, denn die Zeiten und die Sitten der kleinen Stadt waren so harmlos, daß ein gewaschenes weißes Kleid und eine schon getragene Rose noch ballfähig waren.

Martha hatte kaum geglaubt, daß sie den Dienstag wirklich erleben würde. „O brich nicht, Steg, du zitterst sehr; o stürz nicht Fels, du dräuest schwer!“ war ihr stiller Stoßseufzer gewesen. „Du wirst sehen,“ sagte sie oft zu Anna, „es geschieht gewiß vorher noch etwas!“ Freilich, sie selbst bekam einen heiseren Hals, und ob sie auch ihre

Schmerzen beim Schlingen mit dem Muthe eines Scävola verbiß, die Stimme verrieth ſie. „Herr Doktor, kuriren Sie mich nur geſchwind einſtweilen," bat ſie den Hausfreund, „nachher habe ich ja wohl Zeit zum Krankſein." Der gute Doktor aber kurirte ſie ſogar definitiv, nicht nur proviſoriſch, und ein Huſten, der die Großmutter befiel, machte ihr Daheimbleiben nicht eben nöthig. „Gelt, Großmütterchen, dir iſt es lieber, wenn es bald ruhig wird und du zu Bette kannſt? Und ich komme ſo leiſe heim, ſo leiſe, daß es kein Mäuschen ſtört." — „Ja, ja," lächelte die Großmutter, „geh' immerhin." Wie ſchaut die Jugend, die ſich auf den goldenen Wellen ſchaukelt, ſo triumphirend auf das Alter am Strande, und mit welch behaglicher Herablaſſung ſehen die Alten von der ſtillen Bucht auf das kindiſche Treiben des jungen Volkes!

Es wurde Dienſtag Morgen, und gewiß und wahrhaftig, es wurde auch Dienſtag Abend. — Urſula hatte Bewegung genug den Tag über; Martha machte bei Hofraths ihre Toilette, und mit vielem Selbſtgefühl trug das Dienſtmädchen mit hochausgeſtrecktem Arm das ſchön gebügelte Ballkleid über die Straße.

In der Dämmerung ſchlüpften Martha und Anna herüber, um ſich der Großmutter in ihrem Glanz zu präſentiren. Anna hatte nun freilich ein himmelblaues Florkleid und eine Guirlande von Phantaſieblumen mit Silberblättern, aber ihre Farbe war unſcheinbar und ihre langgeſtreckte Geſtalt wenig jugendlich, obgleich ſie ſich ſelbſt allezeit recht wohl gefiel und intereſſant erſchien, auch vorzugsweiſe die tragiſchen Romane liebte, in denen hohe Geſtalten die Heldinnen waren. Martha aber, ſelbſt ein friſches Röslein, einen Roſenzweig in den dunkelblonden Haaren, die Augen

glänzend von heller Jugendluſt, war trotz des gewaſchenen Kleides ſo recht ein Bild des jungen Lebens. Die Großmutter betrachtete ſie mit unverhohlenem Wohlgefallen, wenn ſie auch für unpädagogiſch hielt, ſolches in Worten zu erkennen zu geben; Urſula aber, deren Entzücken ſich zwiſchen ihrer jungen Herrin und zwiſchen Fräulein Anna in Silberlaub theilte, eilte in der überfließenden Fülle ihres Herzens zum Doktor hinauf. „Herr Doktor, kommen Sie doch herunter! Unſere Fräulein ſind — ſo ſchön! man meint, es ſeien dem lieben Gott zwei Engel 'nausgekommen!" Mit geruhigem Lächeln erhob ſich der Doktor, wechſelte ſeinen bequemen Schlafrock mit dem Patientenrock und ſtieg ſachte hinab. Er blieb lächelnd unter der Thüre ſtehen und betrachtete die zwei jungen Geſtalten. Es lag etwas wie Wehmuth in ſeinen Augen. Martha erröthtte bis unter die Locken, ſo als Schauſtück dazuſtehen, doch lächelte ſie den Doktor an, glücklich im halbbewußten Gefühl ihrer friſchen Jugendſchöne.

„Gehen Sie nicht auch ein wenig auf den Ball?" fragte ſie. — „Ei ja, Herr Doktor," rief die keckere Anna, „ich erbiete mich, Sie aus der Tour zu holen." — „Danke verbindlich," ſagte der Doktor, „ich habe nie getanzt." — „Halten Sie tanzen für Unrecht?" fragte Martha. — „Ach nein," rief Anna dazwiſchen, „der Herr Doktor wird es nicht können." — „Sie können recht haben, Fräulein," ſagte der Doktor und ſetzte, zu Martha gewendet, hinzu: „Mein Leben iſt frühe ſehr ernſt geworden und mein Ziel lag gerade vor mir; ich hatte keine Zeit, am Wege zu ſpielen." Martha war nicht eben zu einer Diskuſſion über das Moraliſche des Tanzes aufgelegt, der Doktor auch nicht.

„Nun komm, nimm doch deine Handſchuhe!" mahnte

Anna; „es iſt Zeit.“ Freilich, die Handſchuhe! wie hatte ſie die vergeſſen können! Eiligſt holte ſie die vom letzten Ball; aber ach, der Herr Subſtitut hatte damals in ſchwarzen bockledernen Handſchuhen getanzt, die auf ihren blaßrothen Glacé's rettungsloſe Flecken zurückgelaſſen; daran hatte ſie nicht mehr gedacht. „Schicke ſchnell zur Putzmacherin!“ trieb Anna; die allein hat helle Glacés, einen Gulden das Paar.“ — „Was? einen Gulden ein Paar Handſchuhe?“ eiferte die Großmutter. „Das ginge mir ab! Hat ſie nicht noch die neuen däniſchen, die ich ihr zu Weihnachten gab? Die ſind lange ſchön genug!“ — „Aber däniſche Handſchuhe zu einem Ballſtaat, beſte Frau Verwalterin!“ ſtellte Anna vor, „das iſt unmöglich!“ — „Ei was unmöglich! Haben ſie doch einen halben Gulden gekoſtet. Ich meiner Zeit hatte ein einziges Paar chokoladefarbene ſeidene meine ganze Jugend hindurch; kein Gedanke an helle Glacés um einen Gulden!“

Anna wollte nicht nachlaſſen, die Großmutter nicht nachgeben, Martha, mit dem Weinen kämpfend, verſuchte vergeblich die geſchwärzten zu reinigen oder umzuwenden; die Großmutter blieb unerbittlich bei der Verſicherung, die däniſchen ſeien Prachthandſchuhe; ſie wollte den Doktor zum Zeugen aufrufen, der aber war abhanden gekommen und Martha mußte endlich mit den däniſchen abziehen. Die theilnehmende Urſula hatte ein Paar weißbaumwollene von ihrer Confirmation her ſchüchtern unter der Schürze gehalten, aber nicht gewagt, ſie anzubieten.

Unter der Hausthüre erſchraken die Mädchen über eine dunkle Mannesgeſtalt, die athemlos herbei gerannt kam, Martha ein kleines Päckchen in die Hand drückte und dann im Dunkel der Hausflur verſchwand. — War es ein Genius

im Flausrock, oder war es wirklich und leibhaftig der Doktor geweſen, der trockene, ernſthafte Doktor, der ſparſame Doktor, der ſeine Röcke zweimal wenden ließ, und der nun Martha ein Paar weiße Glacéhandſchuhe in die Hand gedrückt, ſo weich und fein, daß eine Prinzeſſin ſie hätte tragen dürfen? Martha konnte es wirklich nicht glauben, fand auch nachher nie den Muth, dem Doktor zu danken; indeſſen nahm ſie es hin als eine Feengabe. Nun war kein Wunſch in ihrem jungen Herzen zurück, und ſtrahlend vor innerem Glück, mit ſittſam geſenktem Haupt und klopfendem Herzen betrat ſie unter dem Schutz der Frau Hofräthin den Ballſaal.

Die Großmutter ſchritt inzwiſchen höchſt unzufrieden in ihrem Stüblein auf und ab; es gereute ſie, dem Kind nicht den Wunſch erfüllt zu haben, und ſie machte ihrem Unmuth durch laute Ausbrüche über die verwöhnte und eitle Jugend Luft. — Der Doktor beendete noch eine ſchriftliche Arbeit, dann wickelte er ſich auf's neue in ſeinen Biberrock, um einen Kranken zu beſuchen. Er ging ſtill vorüber an den hellen Fenſtern des Ballſaals, der ihm bis in die arme Hütte einzelne gellende Töne ſeiner fröhlichen Muſik nachſandte.

Wären nicht die Handſchuhe geweſen, die ſich ſo gar weich und fein um ihre Finger ſchmiegten, Martha hätte gewiß kein einziges Mal an den Doktor gedacht. Sie war gar zu glücklich! Alle Mängel der Muſik und der Beleuchtung, die den Tänzern häufigen Stoff zum Geſpräch gaben, waren für ſie nicht vorhanden. Für ſie liegt auf allem noch der goldne Duft der unausgeſprochenen Poeſie eines jungen Herzens; alles war heute ſchön und gut; ihre Seele hatte keinen Raum für einen Mißlaut.

Zwar ihr weibliches Selbſtgefühl fühlte ſich etwas verletzt davon, ſo harrend in der Reihe der Jungfrauen ſitzen zu müſſen, den Männern gleichſam zur Wahl angeboten. Aber nun kam der bedeutungsvolle Moment, wo die ſchwarze Wolke der Herrn ſich löste, um die Erkorenen zum Tanze zu führen, — voraus engagiren war nicht Sitte in Pappelburg, — und die Eine, edle, ſchlanke Geſtalt, höher, bedeutender als alle übrigen — wen wird er wählen? Gewiß Anna mit dem Silberkranz, oder die Gutsbeſitzers Tochter mit der Tunika von rothem Flor und den Granatblüthen im Haar. O nein, es iſt Martha, das friſche Röschen, in ihrem ſchlichten weißen Kleid, die nun ſo ſelig an ſeiner Hand dahin zieht, die mit ihm ſich wiegt und wogt auf den Wellen der Töne, die er ſo ſorgſam feſthält am Ende, damit ihr, dem Kinde, dem der Tanz noch ſo neu iſt, nicht ſchwindle. Und wie lebendig und bedeutend war ſeine Unterhaltung, wie ſo ganz anders als die herkömmliche der längſt bekannten männlichen Jugend der Stadt! Plauderte ſie mit ihm, ſo wurde ſie unwillig, wenn der Tanz wieder begann, tanzten ſie, ſo wünſchte ſie, daß es kein Ende nehmen möge. Die ſpäteren Touren mit Anderen waren nur Erinnerungen an dieſe erſte. Und wie oft benützte er die Pauſen, um ſich neben ſie zu ſetzen, mit wie inniger Luſt ſah er den erregten, lebensvollen Ausdruck ihrer Züge, wenn er, der gebildete Mann, ihr Gebiete aufſchloß, in die ſich bis jetzt höchſtens ihre Gedanken gewagt hatten! In welch' vollem Glanze zeigte ſich hier ſeine edle Geſtalt, ſeine vornehmen Manieren! Ja, er hatte Recht, wenn er ſcherzend behauptete, er ſei zum Freiherrn geboren. Und wenn ſeine Hoffnungen ihn täuſchen ſollten, — gewiß, in Unglück und Entbehrung müßte er ſich noch viel ſchöner, viel edler ausnehmen. Es waren

ganz wunderbare Terte, die Martha der mangelhaften Muſik des Pappelburger Stadtzinkeniſten unterlegte.

Und nun noch der Cotillon, dieſe getanzte Novelle, zu der man nur die Wichtigſte oder die Ungefährlichſte als Gefährtin wählt! Und wieder war es Martha, die er ſich erkieste und die in glückſeliger Beſtürzung ihm zu dem Reigen folgte.

„Was kann er eigentlich an der Kleinen finden?“ fragten ſich die Damen. „Es iſt wahr, Martha hat ſich in letzter Zeit ſehr hübſch gemacht,“ gaben die Männer zu, denen jetzt erſt ein Licht aufging über ihre jugendliche Anmuth. Martha aber war faſt zu Muthe wie der Johanna Gray, als ſie zur Königin berufen wurde. Den Vortanz lehnte Felſen ab. „Wir wollen lieber plaudern,“ flüſterte er ſeiner Dame zu. Aber zum Plaudern fand ſich wenig Zeit; die Damen drängten ſich, dem intereſſanten Fremden die Honneurs ihrer Stadt zu machen; er wurde fortwährend aus der Tour geholt, wurde überſtrömt mit Roſen und Ringen; er durfte nicht einmal hinter dem Stuhl ſtehen, nicht Einmal allein mit dem Korbe tanzen; er konnte gar nicht fertig werden und ſah ſeine Gefährtin mit einem komiſch klagenden Blick an, wenn er immer wieder von ihrer Seite gerufen wurde.

Aber das Ende kam, wie es von allen ſchönen Dingen kommt. Ein Glück für Martha, daß ſie das verhaltene Gähnen ihres Ritters nicht bemerkt hatte. Sie hatte keinen Begriff davon, daß man an einem ſolchen Abend geſättigt und müde ſein könne; aber ſie war auch viel zu dankbar für das Glück, um zu klagen, daß es nun vorüber ſei. Sie freute ſich ſchon wieder auf die Einſamkeit ihres Stübchens.

Nach alter ehrwürdiger Ballsitte in Pappelburg wurden nach beendetem Tanz lange Tafeln in der Mitte des Saals aufgestellt, um die sich Herren und Damen zu gemeinsamem Thee setzten. Unter Begleitung der etwas schläfrigen Musik wurden dann Lieder angestimmt, alte philisterhafte Freudenlieder mit Zöpfchen: „Streicht die Falten vom Gesichte!“ — „Alles was wir lieben, lebe!“ — „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ ein Lied, das Herrn Schettler immer zu Thränen bewegte. Martha ging's wie diesem; die Musik brachte sie leicht zu Thränen, und sie hatte Mühe, sie zu verbergen. Felsen saß ihr gegenüber, er blickte in diese „zwei Veilchen, feucht vom Thau;“ es war ein neuer Reiz der jungen Rose.

Dann der Heimweg an seinem Arm! sein bedeutungsvolles Flüstern vom nahen Scheiden! Ursula mit der Laterne zog respektvoll ein gut Stück Wegs hinterdrein, die Hofräthin und ihre Töchter folgten in kürzerer Entfernung, unbeachtet von dem Paar. „Würden Sie mir auch zu einem andern Gange die Hand bieten?“ stammelte endlich Felsen, als sie der Hausthüre nahe gekommen, aufgeregt von dem heitern Abend und dem Champagner, mit dem er das Fest beschlossen. Er erschrack selbst ein wenig ob dem kecken Wort; Marthas tieferglühendes Gesicht konnte er nicht sehen, und da sie keine Antwort gab, nahm er an, sie habe ihn nicht verstanden, und — wiederholte die Frage nicht. Ursula schloß die Hausthüre auf. — „Gute Nacht, mein Fräulein!“ Der weiche, reiche Ton dieser Stimme, die bedeutungsvolle Frage klang nach in ihren Träumen unter den Tönen der Walzer und der Lieder, die sie in Schlummer wiegten.

Und Felsen? Nun, für ihn war ein Ball in Pappelburg kein so unerhörtes Ereigniß; aber diese helle, frische Blume, dieses Kind mit den klaren, blauen Augen und dem warmen jungen Herzen war ihm doch eine neue, liebliche Erscheinung, und mit einem Gefühl wahrhaft fürstlicher Großmuth hatte er ihr alle Juwelen seiner Huld in den Schooß geschüttet. Er war vornehm erzogen, und er liebte es, Glückliche zu machen. Wer konnte noch wissen, wenn er den Proceß gewinnen sollte, und mit ihm des Urgroßonkels Besitz, der ihm die Thüren der reichsten und edelsten Häuser öffnen mußte, ob es ihm dann nicht einfiel, zum Erstaunen der Welt gerade dieses Veilchen im Grase zu pflücken und die stolzen Tulpen stehen zu lassen? Er malte sich schon das Glück des Kindes aus, wenn er, wie der Mährchenprinz, zum Köhlerkinde vor ihre Pforte kommen würde, um sie auf sein Schloß zu führen.

Die Großmutter des jungen Mannes, einst eine glänzende Schönheit, der Stolz, und wie man munkelte, sogar die stille Lieve eines hochfahrenden, reichen Oheims, dessen einzige Erbin sie war, hatte gegen dessen Willen einen Lieutenant geheirathet. Sie hatte die Kraft gehabt, diesen Schritt zu wagen, aber nicht die Kraft, seine Folgen zu tragen: die Liebe in der Hütte, die sich so schön ausnimmt in Mädchenträumen. Sie brachte ihr Leben damit zu, nach den Gütern und Genüssen zu seufzen, die sie um der Liebe willen geopfert.

Ihre Tochter, Felsens Mutter, schön wie sie, sollte den starren Oheim wieder gewinnen; sie wurde in der Hoffnung auf das Erbe anspruchsvoll erzogen, sie heirathete in der Hoffnung auf das Erbe einen speculativen Gutsbesitzer; aber rührende Briefe und überraschende Brautvisiten schlugen

fehl bei dem ergrimmten Oheim, deſſen ſtarker Geiſt und zähe Körperkraft ihm Methuſalas Alter verhieß. Die Großmutter ſtarb in der Hoffnung, daß dem Enkel, einem ſchönen, begabten Knaben, gelingen würde, was ihr und der Tochter nicht gelungen.

Oskar Felſens Vater, der Gutsbeſitzer, ſtarb nach vielen mißglückten Speculationen. Seine Frau, die der Mutter zähe Hoffnungskraft geerbt, zweifelte keinen Augenblick an ihres Oskars Erfolgen, und ſo wurde denn dieſer als künftiger reicher Erbe verwöhnt, und geberdete ſich auch von Jugend auf als ſolcher. Hausgenoſſen, Dienſtboten, Schulkameraden, ſelbſt die Lehrer bis zu gewiſſem Grade trugen dazu bei, ihn in ſeinem Glauben zu beſtärken, ohne daß ſich irgend jemand den Grund dieſer Anſprüche an ſeine Zukunft klar gemacht hätte.

Oskar lernte gut, und der ſteinerne Urgroßonkel erhielt alljährlich Gratulationen in lateiniſchen Diſtichen, Zeugniſſe, Preismedaillen, Zeichnungen von behelmten Köpfen im Profil mit der Unterſchrift: „O. Felſen fecit.“ Vergeblich, der Mann blieb von Stein und verlangte nicht einmal den hoffnungsvollen Urneffen zu ſehen. Was ihn ſo ingrimmig auf ſeine Familie machte, das war nicht mehr die Heirath der ſchönen Nichte mit dem längſt dahingegangenen Lieutenant, es war der Aerger, daß man auf ſein Geld und ſomit auf ſeinen Tod warte; und mit grimmiger Schadenfreude ſah er eines der jüngeren Familienglieder um's andere in's Grab ſinken: „Nicht wahr, dir hab' ich das Warten auch vertrieben?“ — „Auf mein Geld hin wollte der Lieutenant den Abſchied nehmen, wenn er nicht vorher gefallen wäre, auf mein Geld hin hat das Mädchen geheirathet und der Gutsbeſitzer ſpeculirt, auf mein Geld hin wird der Bube

erzogen wie ein Prinz!“ Die scharfsinnige Idee schien ihm nie zu kommen, daß er durch Freigebigkeit im Leben seine Familie des Wartens auf seinen Tod entheben könnte; er war fest entschlossen, wenn er einmal wirklich nicht umhin könne zu sterben, sollten sie erst keinen Nutzen davon haben.

Der einsame alte Mann ließ es geschehen, daß sich allmälig ein Schmarotzergesindel um ihn sammelte, das behauptete, von seinem lange verschollenen Mutterbruder abzustammen, und ihn unter niederträchtigen Schmeicheleien bestahl, wo es konnte.

Oskar bezog eben mit den letzten Mitteln seiner Mutter die Universität in der sichern Hoffnung, der Alte, der jetzt sechsundneunzig zählte, müsse nun doch endlich sterben, und dann werde es so ziemlich gleich sein, was er studirt habe, da doch die Verwaltung des Gutes und Vermögens seine ganze Zeit in Anspruch nehme. Der Alte that es aber nicht unter neunundneunzig Jahren, und in seinem Testamente war die Familie Zeyher eingesetzt, von deren Verwandtschaftsansprüchen Oskars Mutter keine Ahnung gehabt. Das brach ihr das Herz und sie erholte sich nicht mehr von dem Schlag. Oskars Vormund fing einen Proceß an, um die Aechtheit jener Abstammung zu bestreiten; die Mutter erlebte das Ende desselben nicht mehr, Oskar aber betrieb nun seine juridischen Studien mit vielem Eifer, in der Hoffnung, einst selbst glücklicher zu sein als sein Advokat. Es handelte sich freilich hier nicht sowohl um juridische Feinheiten, als um den einfachen Beweis, daß die jetzige, unbeschreiblich dürftige Familie Zeyher nicht von jenem verschollenen Mutterbruder abstamme; denn mit ‚geschwächten Geisteskräften‘ des alten Herrn zur Zeit der Ab-

faſſung des Teſtaments ließ ſich lediglich nichts anfangen; ſein Geiſt war ſo lederzäh geweſen wie ſein Körper.

Sechs Jahre dauerte nunmehr der Proceß. Felſen hatte ein wenig als Advokat praktizirt und mit ſeinem kleinen Einkommen, mit dem Reſt des Muttererbes, wohl auch mit fremdem Geld ſeither ein äußerſt vornehmes Leben geführt; Jedermann ſah in ihm fortwährend noch den künftigen reichen Erben und zweifelte nicht an dem glücklichen Ausgang ſeines Proceſſes. Er ſelbſt hatte ſeine bisherige Exiſtenz von jeher für eine proviſoriſche angeſehen; war der Proceß gewonnen, dann ſollte erſt ein definitives Daſein beginnen, dann wollte er ein würdiger, gediegener Bürger des Staats, ein edler Gatte und Vater, ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts werden; einſtweilen — nun da mußte man die flüchtige Stunde genießen, wie ſie ſich finden ließ.

Nun hatte er Hoffnung, in alten Familienbüchern des Städtchens Pappelburg Notizen über den wirklichen und ächten Urſprung des Geſchlechts Zeyher zu finden. Er hatte ſich zu dieſen Nachforſchungen und Auszügen gehörig Zeit und Muße genommen. Das Leben einer kleinen Stadt war ihm neu; vermöge ſeiner ſanguiniſchen Natur liebte er es, ſeine Strahlen auch dieſem beſchränkten Kreiſe zuzuwenden; bei der Hofräthin hatte er ein gaſtliches, unterhaltendes Haus gefunden, in der blühenden Martha eine anmuthige Anregung für ſein Herz, und wenn er jetzt endlich am Ziele ſeiner Wünſche war, ſo eilte es ohnehin gar nicht mehr mit der Advokatenpraxis.

So hatte er den Ball noch mitgemacht, der ihm zu Ehren veranſtaltet worden, und hatte dabei faſt zu tief in Martha's dunkelblaue Augen geſchaut. „Es iſt Zeit, daß

ich gehe," ſagte er ſich, als er daheim war; „ich mache ſonſt noch Dummheiten. Ich muß vorläufig die Kleine frei laſſen, und mich ſelbſt auch."

Die Großmutter hatte ſich immer gefreut, daß Martha nach einem genoſſenen Vergnügen hellauf und früh wie ein Vögelein wieder an ihre Tagesarbeit ging. Dießmal war's ihr jedoch faſt zu viel mit der Friſche und Munterkeit; die Augen glänzten, die Wangen glühten, das Kind hüpfte und ſang, als ob jetzt erſt eine ganz neue Herrlichkeit anbrechen ſollte, nicht als ob's mit dem Ballvergnügen nun auf mindeſtens ein Jahr vorüber ſei. Der Großmutter Blicke folgten ihr etwas bedenklich.

„Nun, ſo erzähl' mir auch von eurem Ball!" ſagte ſie endlich. Martha ſetzte ſich auf den hölzernen Schemel zu ihren Füßen und ſchaute auf mit den blauen Augen, in denen ein ganz neuer Himmel aufgegangen war, und begann: „O, ſo ſchön iſt's geweſen, Großmutter!" — „Ja, wie ſchön denn?" — „Ja, eben gar zu ſchön, ſo ſchön, wie noch gar nie." — „Nun, was war denn ſo beſonders ſchön dabei? Hat der Waldhornwirth einen Kronleuchter aufgehängt? Da hättet ihr euch ja die Köpfe eingeſtoßen." — „Nein, aber auf den Ofen hat er zwei Talglichter geſtellt, ſobald er kalt geworden war." — „So, das war die Schönheit?" — „Nein," ſagte Martha lachend; „weißt du, Großmutter, du kannſt das doch nicht mehr ſo recht verſtehen, ich kann dir's nicht ſo begreiflich machen, warum's ſo ſchön war." — „Natürlich," ſagte die alte Frau trocken, und die Erzählung hatte ein Ende.

Als aber Anna kam, ziemlich verwachten, verſtörten

Ausſehens und mit aufgewickelten Locken, und ſich mit Martha in ihr Stübchen zurückzog, da gab's zu plaudern und zu erzählen die Hülle und Fülle. Martha wollte freilich nichts verrathen von ihrem ſüßen Geheimniß und von den bedeutſamen Worten vor dem Abſchied, keine Sylbe, aber ſo allmälig errieth es Anna doch und baute Martha's Traumgebäude viel ſtolzer und kecker aus, als dieſe ſelbſt gewagt.

„Mutter ſagt, er wäre in ſechs Tagen hier fertig geweſen, und er blieb ſechs Wochen hier; das iſt nur dir zu lieb geſchehen.“ — „Glaubſt du? Nein, nein, das glaube ich in Ewigkeit nicht!“ — „Und dieſen Abend iſt er zum Letztenmal bei uns, du kommſt doch auch?“ — „Wenn's die Großmutter erlaubt.“ — „Da fehlt es nicht,“ meinte Anna.

Es fehlte aber doch; die alte Frau, die ſonſt Martha keine Freude verſagte, ſchlug diesmal die Einladung rund ab. „Es war ſo vielerlei in der letzten Zeit, Viſiten, Schlittenfahrten, Ball, es iſt vor der Hand genug.“ — „Nur heute noch, Frau Verwalterin!“ — „Martha läßt der Frau Mutter gehorſam danken und wird ſelbſt noch ihre Dankſagung machen.“ Bei dieſem Beſcheid blieb's.

Martha kam ſich als das allerunglücklichſte und mißhandeltſte Geſchöpf auf Erden vor. Bei Anna wollte ſie nicht klagen über die Großmutter, aber in ihrem Kämmerlein weinte ſie ſich recht aus, ſo recht von Herzen. Dieſes Einemal, das Allerletztemal, ſollte ſie ihn nicht mehr ſehen! Das war doch zu hart! — Die Großmutter merkte nichts von den verweinten Augen, von der dumpfen Reſignation, mit der Martha ihr Tagewerk mechaniſch verſah, behüte! die ſpann, als ob nichts geſchehen wäre. Es iſt merkwürdig, wie gefühllos das Alter wird!

Als Martha Abends das Licht brachte, hatte ſich das tiefſte Leid wohl ein wenig gelegt, aber die hellen Fenſter bei Hofraths drüben weckten es auf's Neue. Die Großmutter aber ſetzte ſich ganz behaglich zurecht. „So, rück' näher; wir ſind ſchon lange nicht mehr ſo in der Stille beiſammen geſeſſen. Die Anna iſt mir lieb und werth, aber das ewige Geſpringe und Geflüſter iſt mir doch oft zu viel. Heut' iſt wohl eine Abſchiedsviſite drüben?" — „Ich glaube," ſagte Martha tief erröthend. — „Nun, ſiehſt du, das war meiner Zeit noch nicht der Brauch, daß man Mädchen eingeladen hat zu einem Herrn; dazumal überließ man's den Herren, die Jungfern aufzuſuchen." — „Nun ja, aber manchmal geht das eben doch nicht." — „Allemal nicht, iſt auch nicht nöthig; aber deſſen ſei gewiß: wo's einem Mann ernſtlich um ein Mädchen zu thun iſt, da findet er auch die Wege zu ihr; was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl. Das haſt du an der Geſchichte von dem Kaufmann und der Elma geſehen. Tauſendmal lieber eine alte Jungfer bleiben, als einem Mann nur mit dem kleinen Finger winken; ſo habe ich gedacht, wie ich noch jung war, auch wo mir ſchon mein Mann ſelig recht wohl gefallen hat." Martha ſpann mit ungeheurem Eifer und blickte nicht auf.

„Ich hatte eine gute Freundin," hob die Großmutter wieder an, „die war freilich etwas anders geſinnt: kein freies oder leichtſinniges Mädchen, aber ein heißes, ungeſtümes Blut, das ſein Schickſal hat ſelbſt machen wollen.

„Ihr Vater war ein adeliger Oberförſter, der in einem einſamen Schlößchen wohnte. Ein bürgerlicher Aſſiſtent kam in's Haus, und wie das ſo zu gehen pflegt, die jungen Leute, die ſo viel allein beiſammen waren, gefielen einander wohl. Dem Alten gefiel das aber nicht, er wollte

mit der Julie hoch hinaus, die nicht eben ſchön war, aber ein geſcheidtes, talentvolles Mädchen. Er fing Briefe auf von den jungen Leuten, obwohl ſie's mündlich hätten verſehen können, ſchöne Verſe von der Julie an den Aſſiſtenten; dieſer vermochte keine Reime, er ſchrieb eben, wie man ſchreibt, aber gar zärtlich. Der alte Herr ſpie Feuer und Flamme und ſchickte Knall und Fall den Jungen fort. Doch war es nicht ſo bös gemeint; er verſchaffte ihm gleich eine gute Stelle.

„Julie ſchickte man auf Beſuche fort zur Zerſtreuung. Das iſt mir immer lächerlich vorgekommen; eine Liebe, die ſich durch's Reiſen vertreiben läßt, wäre auch daheim vergangen. Mit einer vornehmen Heirath wollte es ſich aber nicht ſchicken bei der Julie, und ſie dachte mehr und mehr wieder an den Römer, — ſo hieß der Aſſiſtent — der aber gar nichts von ſich hören ließ. Sie behauptete, das ſei lauter männlicher Stolz, er vergehe mittlerweile vor ſtiller Liebe und ſie ſei um ihr Lebensglück betrogen. Ich aber meinte, wenn ſie ihm ſo tief im Herzen liege, wie er ihr, ſo verſuche er gewiß einmal wieder zu kommen, ſo oder ſo. Da ſeufzte ſie nur und ſprach von Seelen, die in ſtummer Liebe vergehen. Die Männer aber vergehen nicht ſo leicht, das kannſt du mir glauben, Kind.“ — Martha ſeufzte.

„Nach acht Jahren ſtarb der Oberförſter. Julie hatte in der Zeit ganze Hefte voll der ſchönſten Verſe gemacht. Der Römer war irgendwo Revierförſter. Da meinte denn Julie, es wäre doch Pflicht, ihm als einem alten Bekannten des Vaters Tod anzuzeigen. ‚Und ich thät's nicht,‘ ſagte ich. ‚Er hat es in der Zeitung geleſen; denkt er noch an dich, ſo kommt er ſelber, thut er's nicht, ſo wollt' ich ihn nicht daran mahnen.‘ Sie lebte damals bei einer alten

Fräulein Tante in meiner Heimath, wo wir uns kennen gelernt hatten.

„Nun, daß ich's kurz mache, die Julie wollte nicht auf mich hören: es sei Pflicht der Höflichkeit, machte sie sich weiß. Was können die Leute nicht alles nach Umständen zur Pflicht machen! Sie war sonst ein stolzes Mädchen gewesen, aber das Herz ist wie ein eigenwilliges Kind; gibt man ihm einmal nach, so wird man nicht mehr Meister. Zuletzt hielt sie's gar noch für Pflicht, den Römer verblümt einzuladen auf das Schlößchen, bevor sie ausziehen mußte. Nun, was will man machen, wenn man so höflich eingeladen wird! Der Römer kam. Wie es weiter ging, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es endete mit einer Verlobung.

„Als sie eines schönen Morgens als Braut und Bräutigam zu mir kamen, konnte ich mich nicht so recht freuen, wie ich gerne gewollt. Ein boshafter Freund sang ihnen halblaut nach aus so einem leichtfertigen Lied von dem Göthe: ‚Halb zog sie ihn, halb sank er hin.' Ich denke, sie hat's nicht gehört.

„Sie selbst war keine so glückselige Braut, wie man hätte denken sollen. Sie suchte mir immer zu beweisen, wie sie so gar nichts dazu beigetragen habe, und wie Römers frühere Zurückhaltung nichts als männlicher Stolz und stille Liebe gewesen sei; aber sie sah oft so ängstlich in seine Augen, und sie war so bemüht vor den Leuten, seine Zärtlichkeit zu zeigen, was eine rechte Braut lieber für sich behält. Mir ist das Herz oft schwer dabei geworden."

„Und wie ist es später gegangen?" fragte Martha die Großmutter, die in trübes Nachdenken verloren dasaß. — „Kind, so bescheiden ist selten ein Mann, daß er's nicht merkt, wenn ihm ein Mädchen entgegen kommt, und so fein

und nobel ist noch seltener einer, daß er eine Liebe nicht gering anschlägt, die er ungesucht gefunden. Nach zehn Jahren habe ich Julie wieder gesehen: eine gute und treue Frau, die ihrem Manne zu lieb that, was sie konnte, aber eine glückliche nicht. Er war Oberförster geworden, aber sie hatte wenig Genuß davon. Er ließ sie so deutlich merken, daß er sie nicht vermißte in Gesellschaft, die er doch liebte und suchte. Sie war so ängstlich bemüht, sich jung und schön zu erhalten, was freilich nicht recht gelingen wollte. Sie sah älter aus als er, obwohl sie Eines Alters waren. Sie studirte allerlei Bücher über die Behandlung der Männer und wie man ihre Liebe erhalten könne. Mir kommt schon traurig vor, wenn eine Frau dazu noch andere Anleitung braucht als ihre Bibel und ihr Herz. Sie meinte das Einemal, sie zeige ihm zu viel Liebe, dann wieder zu wenig. Ich hatte mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine so complicirte Sache um den Ehestand sei; bei uns ging's so einfach. Mir schnitt's in's Herz, wenn ich hörte, wie er sie so von oben herab behandelte. Ich weiß gewiß, sie hat mehr Verstand und Bildung gehabt als er; aber wo eine Frau sich nicht ästimirt weiß, sinkt ihr Geist zusammen. Man kannte sie gar nicht mehr, so verschüchtert war sie geworden. Das Gesinde, ja ihre eigenen Kinder haben sie nicht hoch angeschlagen, und doch hat sie treulich ihre Pflicht gethan. Geklagt hat sie mir kein Einzigesmal, nur einmal sagte sie: ‚O Marie, die einen Mann Einmal sucht, die muß ihn ihr Lebenlang suchen!'"

Martha war still nach dieser Geschichte; man hörte nur das Schnurren der Räder und das einförmige Kreisen der Spindel. Sie war nun froh, daß sie nicht zu Hofraths gegangen, und stolz, daß sie Ihm gestern beim Cotillon den

Kranz nicht gegeben, ſelbſt die Blume, die er von ihr erhalten, hätte ſie gern wieder zurückgenommen. Nur noch Einmal hätte ſie ihn gern geſehen, — nur ein Einzigmal.

Am andern Morgen erwachte Martha mit trüben Augen und ſchwerem Herzen. Heute reiste er ja ab, und ſie ſollte ihn nicht mehr ſehen, vielleicht ihr ganzes Leben nicht mehr, und ſie hattte ihm nicht einmal Lebewohl ſagen können! Sie meinte, wenn ſie nur das gekonnt, dann wollte ſie alles ertragen; aber ſo wußte er ja nicht einmal, ob ſie aus Gleichgültigkeit gegen ihn geſtern von Hofraths weggeblieben! Es kamen ihr ganz traurige Geſchichten zu Sinne; von Herzen, die ſich gegenſeitig nicht verſtanden und einſam fern von einander durch's Leben gegangen, recht herzbewegliche Geſchichten. Wohl dachte ſie daran, geſchwind zu Hofraths hinüber zu gehen, wo er doch Abſchied nehmen würde. Sie hatte allerlei an Anna zu beſtellen. Aber nein, die Großmutter hatte all' ihr jungfräuliches Gefühl geweckt; lieber wollte ſie einſam, unverſtanden vergehen, als nur um eine Linie die Schranken weiblicher Sitte überſchreiten.

Mit geſenktem Kopf und verhaltenen Thränen ſaß ſie beim Frühſtück, aus der Küche klang nicht wie ſonſt ihre glockenhelle Stimme, nur halblaut ſang ſie vor ſich hin: „Ja, Scheiden und Meiden thut weh.“ Die Großmutter verhielt ſich ganz achtlos und gefühllos dabei, wenn auch ihr Auge oft mit gutmüthigem Leid den matten Bewegungen des ſonſt ſo elaſtiſchen Kindes folgte; ſie wußte wohl, daß es auch ein Schlafwandeln des Herzens gibt, das man beſſer nicht beim Namen ruft.

Martha hatte ihre Arbeit draußen verrichtet; ſie ſaß

am Fenſter am Nähzeug und beugte ſich tief herab, damit die Großmutter ihre naſſen Augen nicht ſehen möge. Da hörte ſie einen Schritt auf der Treppe, leichter, elaſtiſcher als der des Doktors. Es klopfte; war es Wahrheit oder ein Traum? war das wirklich ‚ſein hoher Gang, ſeine edle Geſtalt?‘ Es war ſo, und Anna mit beglückendem Lächeln trat mit ein. „Herr Felſen wünſchte noch die Frau Verwalterin zu beſuchen,“ ſagte ſie, ihn vorſtellend. „Ich erbot mich, ihm den Weg zu zeigen.“

Ueberraſcht, aber gar nicht außer Faſſung gebracht, empfing die alte Frau den unerwarteten Gaſt mit der zierlichen Höflichkeit der alten Welt und nahm neben ihm auf dem Sopha Platz, während Martha mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen ganz faſſungslos am Fenſter ſaß und nicht wagte, herüber zu blicken, als ob ſie den Mann in ihrem Leben noch nie geſehen. Auch die Großmutter mußte bei dem überraſchenden Beſuch an beſondere Motive denken, ſo unwahrſcheinlich ihr dieß wieder war, und ſie dachte ſchon auf eine anſtändige Formel, mit der man den Freier zunächſt vertröſten könne, bis ſeine Exiſtenz gegründet ſei; denn das ſtand ihr feſt, an einen Proceß durfte Martha ihre Zukunft nicht knüpfen. Aber es hatte keine Gefahr; ehe ſie den Gedanken ausdenken konnte, hatte Felſen in ſeiner leichten, gewinnenden Weiſe ihr geſagt, daß er heute erſt im Geſpräch mit der Frau Hofräthin darauf gekommen, wie ſie die Frau Verwalter Großmann ſei, bei der ſeine Großmutter, Frau von Ehrenſtein, früher einmal ſo freundliche Unterkunft gefunden, die ſie in dankbarem Herzen bewahrt habe, und wie er nun die Stadt nicht verlaſſen könne, ohne ihre Bekanntſchaft zu machen.

Die Großmutter erinnerte ſich im Augenblick der jungen,

ſchönen Offiziersfrau, die im Begriff, ihren Mann in's Feld zu begleiten, auf der Durchreiſe durch ihren früheren Wohnort erkrankt und von ihr aus dem ſchlechten Gaſthof zu ſich eingeladen worden war. Sie hatte ihr ſpäter noch einmal geſchrieben und ihr ein goldenes Medaillon mit ihren Haaren geſchickt. Daß das aber die Großmutter des hier ſo viel beſprochenen Herrn Felſen geweſen, hatte ſie nie geträumt. Felſen ſelbſt wäre es wohl nie eingefallen, da er eben keine erſtaunliche Pietät für Familientraditionen hatte, wenn er nicht des Proceſſes wegen alle alten Papiere ſo gründlich hätte ſtudiren müſſen. — Nun entſpann ſich ein äußerſt lebendiges Geſpräch zwiſchen der alten Frau und dem jungen Mann, der ſich ihr ſo hingebend widmete, als ob er nie ein anderes Intereſſe gehabt, und Martha erſt allmälig in's Geſpräch zog, als ſie nach flüſternder Unterhaltung mit Anna ſich von der Ueberraſchung etwas erholt hatte. Aber er mußte nach Tiſch abreiſen; er brach auf, verabſchiedete ſich ſehr höflich von der Großmutter, und Martha bot er die Hand zum erſtenmal. Wie zitterte die ihrige in der ſeinen! — Leben Sie wohl, Fräulein Martha. Auch Ihnen habe ich zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie dem Fremden begegnet, und die ich hier ſo reichlich erfahren durfte. Einen fröhlichen Lenz! Möge uns in beſſern Tagen ein Wiederſehen beſchieden ſein! — Martha ſtand ganz ſtill, es wollte keine Sylbe über ihre Lippen, bis er geſchieden war.

Als die Großmutter von ſeiner Begleitung zurückkehrte, war Martha nicht mehr im Zimmer, ſie hatte ihr Stübchen geſucht, und als ſie wieder kam, bemerkte die Großmutter abermals die rothen Augen nicht, durch die ein glückliches Lächeln ſchimmerte. Nun hatte ſie doch Abſchied von ihm

genommen und er war bei ihr geweſen! Die ſchlichte Stube war nun geweiht für alle Zeiten, die Sophaecke, wo er geſeſſen, der Geraniumſtock daneben, mit dem ſeine Finger während des Geſprächs geſpielt, die Stelle, wo er ihr Lebewohl geſagt, das alles waren nun geheiligte Stätten, das waren Reichthümer für ihre Erinnerung, und wegen der Frau Lieutenant ſelig war er eigentlich doch wohl nicht zur Großmutter gekommen. Die Trennung bekümmerte ſie nicht; der jungen Mädchenliebe genügt der ‚Duft der Blüthe, vom Golde ſchon der Glanz.‘ Sie iſt in ihren Träumen reicher als in der Wirklichkeit; das Sehen, das Beiſammenſein hat nur Werth, weil es den Träumen neuen Stoff gibt. Daß der ſo unerwartete Beſuch ſchon jetzt einen reellen Zweck haben könnte, daran hatte nur die alte Frau gedacht, das junge Mädchen nicht; das wäre ihr zu raſch gekommen. O, ſie konnte ſich gedulden!

Die Großmutter war äußerſt wohl aufgelegt. Sie liebte den Verkehr mit jungen Leuten, zumal mit jungen Männern; es freute ſie, ſich noch beachtet zu ſehen, und hatte dießmal Felſen den Zaun um des Gartens willen gegrüßt, nun, ſo hielt ſie das auch für keine Sünde. Daß er ſich nicht erklärt, war recht vernünftig, aber ſie zweifelte nicht, daß ein ſo charmanter junger Mann ſeinen Weg in der Welt machen würde, auch ohne die Erbſchaft; es ſchien ihr das ſogar für ihre Martha der glücklichere Fall, denn ob er *mit* der Erbſchaft noch kommen würde, nach dem Kinde zu ſehen, das war ihr höchſt zweifelhaft.

Inzwiſchen ließ ſie die Sache gehen und ſtehen, wie ſie ging und ſtand. Sie hatte nichts dawider, wenn die Rede mit Martha auf Felſen kam, wobei dieſe ſich ſehr kühl, nüchtern und vernünftig benahm. Sie redete auch wohl hie

und da mit dem Doktor, der in allen Stücken ihr geheimer Rath war, von der Sache, aber da schien sie nicht viel Anklang zu finden; er blieb meist kürzer als sonst, und zuletzt gab sie in Gedanken der Martha nicht so ganz Unrecht, die gemeint hatte, zum Verlieben sei der Doktor just nicht geschaffen.

Und wieder war's Winter, kein frischer, kalter, klarer, sonnenheller Winter im blanken Panzer von Eis, den blendend weißen Sammtmantel übergeworfen: trüb und feucht, schwer und nebeldicht lag er auf der Erde, und Muth und Lust und Gelegenheit fehlten zu all den winterlichen Freuden, die im vergangenen Jahr die kurzen Tage so fröhlich und die langen Nächte so hell gemacht hatten. Keine telegraphischen Zeichen flatterten mehr an Anna's Fenster, Martha hätte auch gar nicht Zeit gehabt zu dem eifrigen Hin- und Herspringen, wie im letzten Winter. Die Großmutter kränkelte; Martha hatte ihr liebes, trauliches Stübchen verlassen und sich zu der Kranken gebettet. Es war die erste trübe Zeit ihres Lebens, und es war ihr oft, als sei es mit aller Freude vorüber. Nicht immer: Ein Stern war ihr auch im trüben Winter nicht erbleicht, und hielt sie aufrecht in langen, dunkeln Nächten. Wohl war im Ernst des Lebens der glänzende Traum etwas erbleicht, aber im Hintergrund ihrer Seele, da schlummerten sie noch, die traulichen Gedanken von der stillen verborgenen Treue, die nach langen Jahren des Harrens glänzend hervortritt; aber sie wagten sich gar selten an's Licht.

Anna freilich that ihr Bestes, der Flamme Nahrung zu geben, sobald ihr einmal Martha an einem besonders schönen Mondscheinabend im allertiefsten Vertrauen ihr Herz erschlos-

ſen hatte. Nächſt der ſüßen Rolle einer Geliebten gibt es keine wichtigere und angenehmere, als die einer Vertrauten, und es iſt gewiß ein gutes Zeichen für die Verläugnungs- und Liebefähigkeit weiblicher Herzen, daß ſie ſich dieſer Rolle ſo aufopfernd hingeben, ſo willig in den Hintergrund zurücktreten können. Manchmal ſind Vertraute weiſe, kühl, belehrend, ſelbſt wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt ſind, und haben für die Freundin viel Weisheit übrig, deren ſie ſelbſt noch recht bedürftig wären; oft aber ergänzen ſie aus überfließender Herzensfülle, was etwa der Freundin noch abgeht, und ſteigern durch treuliche Beihülfe ein Gefühl, das ſonſt leicht wie ein Traum vorübergegangen wäre.

Im letzteren Fall war Anna, die ſelbſt eine ſehr romantiſche Richtung hatte. Sie war unermüdet, mit Martha jeden Augenblick jener glückſeligen Zeit wieder durchzuleben, jedem Blick Felſens, jeder Sylbe, die er geſprochen, die höchſt mögliche Bedeutung zu geben und das ſchöne Zukunftsbild, das Martha nur im fernſten Nebelduft vorſchwebte, zu zweifelloſer Gewißheit zu erheben.

Die Großmutter hatte einen recht erträglichen Tag und ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, als Anna raſchen Schrittes eintrat, wie Eine, die gute Botſchaft bringt. „Nun, Fräulein Anna, was bringen Sie gutes Neues? ſind Sie Braut?“ — „Ich nicht,“ rief Anna mit wichtiger Miene; „Herr Felſen hat ſeinen Proceß gewonnen!“ — „So? Nun das iſt ja ſchön, wenn nur das Glück den jungen Menſchen nicht übermüthig macht.“

Martha war ganz ſtill, ſie wußte nicht warum, aber ſie konnte ſich nicht recht freuen. Der Erbe eines Landhauſes und eines unermeßlichen Vermögens war ihr in unabſehbare Ferne gerückt; ſie hatte ſich ihn immer unglücklich gedacht,

vom Geſchick getäuſcht; ſie hatte nie ſein Glück geliebt und ſeine glänzenden Hoffnungen, nur Ihn. — „Vermelden Sie unſere ſchönſten Glückwünſche, wenn die Frau Mama ſchreibt,“ ſagte die höfliche Großmutter. — Anna hätte gern Martha noch allein geſprochen, aber dieſe verſtand nichts und blieb bei der Großmutter ſitzen. Sie ſchalt ſich ſelbſt über ihre Theilnahmloſigkeit und ihren Egoismus, aber ſie konnte nicht anders, die Glücksbotſchaft lag ihr wie Blei in den Gliedern.

„Wer weiß, ob das des Menſchen Glück iſt!“ hob die Großmutter wieder an. „Wenn er nicht gewonnen hätte, hätt' er mehr ſeine eigene Kraft brauchen müſſen.“ — „Ja, und Manche, die ſich vor ſeinem Glanz ſchüchtern zurückzieht, würde mit Freuden Sorge und Armuth mit ihm getheilt haben!“ rief Martha mit erglühenden Wangen, ſchwieg aber plötzlich erſchrocken ſtill. — „Was das anbelangt,“ ſagte die Großmutter bedächtig, „ſo iſt's zwar um's Theilen eine ſchöne Sache, aber die Armuth kann's nicht ſo recht vertragen, die genießt man lieber aparte. Sie ſingen wohl: „Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz,“ wenn ich aber ein ſchmales Brod theile, ſo wird's alleweil noch ſchmäler, was weniger angenehm iſt. Aber der Felſen hat ja das Seine gelernt, hat einen guten Kopf und iſt ſauber von Leibesgeſtalt; der hätte ſchon ein anſtändiges Auskommen auch für zwei finden können.“

Bei der Großmutter war von der Sache nicht weiter die Rede; Martha wollte alle vermeſſenen Gedanken und Hoffnungen in ſtrenger Hut halten, aber Anna ruhte nicht mit ſchmeichelnden Bildern, bis ſie die Freundin in einen Zuſtand glückſeliger Erwartung verſetzt hatte, ſo daß dieſe im Stillen jede Stunde des Prinzen mit der goldenen Kutſche gewärtig war, wie ſie in Mährchen angefahren kommen.

Nur der leidende Zuſtand der Großmutter dämpfte wieder den innerlichen Jubel.

Martha ſaß mit dem Strickzeug am Bett der ſchlummernden Großmutter, die heute ſich recht krank und müde fühlte, als Anna wieder herüber kam, nicht ſo freudig und leichtfüßig, wie vor einigen Wochen, wo ſie die Botſchaft vom gewonnenen Proceß verkündet: indeſſen hielt ſie auch dießmal einen Brief in der Hand. Martha winkte ihr zu ſchweigen und leiſe aufzutreten, Anna ſelbſt ſchien heute nicht beſonders zu Mittheilungen aufgelegt; ſie legte den Brief auf's Bett neben Martha und ſchlich ſich fort.

Es war ein Brief Felſens an die Hofräthin. Mit bitterem Humor dankte er der verehrteſten Freundin für ihre Gratulation. „Das Erbe, das ich antreten ſoll, iſt im brillanteſten Zuſtand. Das Landhaus iſt durch den alten Cyniker und durch die charmante Familie Zeyher in einen Zuſtand verſetzt, der einen Verkauf wie eine Herſtellung gleich unmöglich macht. Nicht nur die Bäume des Gartens, nicht nur Parketböden und Treppengeländer ſind verkauft und als Brennholz verbraucht worden, ſogar die Fenſterſcheiben ſind herausgenommen, und die fünf Jahre, in denen es unbewohnt war, haben es zur Ruine gemacht. Mit einem Theil des Kapitalvermögens, das urſprünglich nur etwa den zehnten Theil von der Summe betrug, die unſere Familientradition annahm, hat ſich ein Sachwalter aus dem Staub gemacht; der Reſt iſt ſo elend angelegt, daß mir kein Jude ein Viertel dafür gibt. — So iſt's vorüber mit meinen Beglückungsplanen für die Menſchheit im Allgemeinen und insbeſondere. Ein Reſt bleibt mir freilich, mit dem ein redlicher, ſparſamer

Menſch neben einer ordentlichen Praxis leben könnte, mit einer Frau, die ſich darauf verſteht, auch Mannskleider zu flicken und übrig gebliebenes Rindfleiſch zu dämpfen. Dazu bin ich aber weder geboren noch erzogen u. ſ. w.“

Als Anna wieder kam, traf ſie Martha in ihrem Stübchen; ſie gab ihr den ſorgfältig zuſammengelegten Brief zurück und ſagte leiſe in gepreßtem Ton: „Es iſt gut ſo, es iſt vorüber,“ und mit den heißen Thränen, die ihr nun entſtrömten, trug ſie ihre Jugendliebe zu Grabe. — „Aber, Martha,“ ſtellte die Freundin vor, „das iſt nur Schüchternheit, weil er nun nicht reich iſt, und ſiehſt du, ein Advokat hat ein ungewiſſes Einkommen, und er iſt an ſo vieles gewöhnt, aber er iſt gewiß edler, als er ſich ausſpricht.“ — „Ich hoffe das zu Gott!“ ſagte Martha mit traurigem Lächeln. „Geliebt hat er mich nie. Sei nur ruhig, Anna, ich klage ja nicht.“

Die Großmutter ſchlief noch, als ſie hinüber kam. Martha barg ihr Haupt am Fußende des Bettes und weinte ſich ſo recht ſatt.

Ein Frühling und ein Sommer waren dahingegangen, gar ſtill für die ſtill gewordene Martha, die ſelten der Großmutter Krankenſtube verließ. Es ſchien ihr oft, als liege ihre Jugend ſchon hinter ihr in unvordenklicher Ferne und werde nie mehr wiederkehren. — Da kam der erſte Novemberabend wieder, wo die Großmutter ſonſt die Kunkeln angelegt für Martha und Urſula und Aepfel gebraten hatte. Martha hatte ſich immer ſo gefreut auf die traulichen, langen Lichtabende. Heute ſchnurrte kein Rädchen in der Stube und die fleißigſte Spinnerin lag tief im Grabe. Es war ſehr ſtill im Zimmer, hinter dem Ofen ſaß Urſula und ſchlief; ſie

pflegte alle Abende, wenn ſie in's Zimmer kam, zu weinen um ihre gute alte Herrin, bis ſie ſich in Schlaf geweint.

Martha ſchlief nicht; in tiefe Trauer gekleidet, ſaß ſie im Lehnſtuhl der Großmutter, ihre Arbeit ruhte unberührt in ihrem Schooß. Die ſchönen, blauen Augen, die ein gut Theil ernſter blickten als vor zwei Jahren, ſahen auf zu dem Doktor, der vor ihr ſtand, den feſten, tiefen Blick auf ſie geheftet. Es mußte etwas recht Ernſtes und Wichtiges ſein, was die zwei zu beſprechen hatten.

Es war an dem, daß Martha die liebe, traute Wohnung verlaſſen ſollte, in der einſt das verwaiste Kind eine ſo volle Herzensheimath gefunden. Schon vor zwei Monden hatte ſie der Großmutter die Augen zugedrückt, aber bis jetzt hielt ſie noch ängſtlich feſt an den Räumen, in denen all ihre Erinnerung, ihre ganze Jugend ruhte, und ſie hatte ſorgſam alles unverrückt wie zu den Zeiten der Großmutter erhalten.

Nun ging das nicht mehr; das junge Mädchen konnte nicht allein bleiben, und ſie hatte nur zu wählen, bei welchem der Seitenverwandten der Großmutter ſie zunächſt ihre Heimath ſuchen wollte, die ihr recht freundlich angeboten wurde.

Die Großmutter war hellen Geiſtes und getroſten Muthes geſtorben; das lange Krankenlager hatte ihren klaren Sinn nicht trüben können. — „Für dich ſorgen kann ich nicht, Herzenskind," ſagte ſie zu Martha, die in Thränen aufgelöst an ihrem Lager kniete; die Sorge für die Lebenden gehört dem Herrn, nicht den Sterbenden; ich kann nur für dich beten. Ganz arm biſt du nicht und verlaſſen wirſt du auch nicht ſein. Unſere Familie hat immer zuſammen gehalten. So lange du ein Plätzchen ausfüllſt in der eigenen

Familie, mußt du nicht unter Fremde gehen. Um deine Zukunft kümmere dich nicht. Der Herr heißt uns nur um unser täglich Brod bitten. Für heute Brod, für heute Licht, für heute Kraft, so ist's genug; nur der verlorene Sohn hat sein ganzes Erbe zum voraus wollen. Geht dir's nicht nach deinem Wunsch, so geht dir's doch nach Gottes Willen und zuletzt siehst du dann immer, daß Der Recht gehabt hat.

Der Doktor hatte sich als ein treuer Freund gezeigt und war Martha zu unbeschreiblichem Trost gewesen; bei Tag und Nacht war er unermüdet der Kranken zur Seite und pflegte sie wie ein treuer Sohn, nicht nur wie ein gewissenhafter Arzt. Besuche wollte die alte Frau nicht mehr annehmen; so hatte sich während der letzten Woche der Krankheit die Außenwelt für Martha ganz geschlossen, und nur die ernste Seite des Lebens war ihr zugewendet. Wie ein älterer Bruder hatte der Doktor mit ihr die Kranke gepflegt, wie ein älterer Bruder hatte er nach ihrem Tode für sie gesorgt. Er, der sonst so ausschließlich für seinen Beruf lebte und ein wahres Grauen hatte vor Correspondenzen, vor amtlichen und Geldgeschäften, hatte sich ihrer Angelegenheiten angenommen mit einer Umsicht und Pünktlichkeit, die er sich selbst nicht zugetraut hätte.

Nun erst, als die Zeit kam, die sie der alten Heimath entführen sollte, hatte er zu Martha's unaussprechlichem Erstaunen eine andere als eine brüderliche Frage an sie gestellt, die Frage, ob sie nicht an seiner Seite ihre Heimath finden wolle für immer, und jetzt, zu dieser Stunde stand er vor ihr, um von ihren eigenen Lippen die Antwort darauf zu holen. O, wenn sie nicht so viel Ernstes in der letzten Zeit erlebt hätte, diese Stunde hätte sie gar nicht überleben können vor innerer Beklemmung! Was sollte sie

dem Doktor ſagen, der ſo gut war und ſo edel, und den ſie eben doch nicht lieben konnte?

„Ich will Sie nicht drängen, liebe Martha," ſagte er, und ſie fand zum erſtenmal, daß der tiefe Ton ſeiner Stimme etwas Angenehmes hatte. „Entſcheiden Sie ſich mit aller Ruhe und Freiheit, ein Entſchluß für's Leben darf nicht übereilt werden." — „Ich nehme Ihre Geduld ſo lange ſchon in Anſpruch," ſagte Martha in einem ſanften, faſt ſchüchternen Ton, den der alte Freund nicht an ihr gewöhnt war: „wirklich, ich glaube gar nicht, daß ich Ihnen genügen könnte." — „Das laſſen Sie meine Sorge ſein," ſagte der Doktor lächelnd. Sie hatte unbewußt hier eigentlich einen beſtimmteren, lebhafteren Widerſpruch erwartet, obgleich es ihr mit dem Zweifel Ernſt geweſen. — „Sie ſind ſo gut, Sie haben ſo viel für die Großmutter gethan, und für mich!" — „Das darf Ihren Entſchluß nicht beſtimmen, Martha. Daſſelbe hätte ich für meine gütige alte Freundin gethan, auch wenn ich Sie nie geſehen hätte; was ich für Sie thun konnte, war einfache Pflicht eines Freundes und Hausgenoſſen, die ein Anderer nur beſſer erfüllt hätte."

‚Aber er hat auch gar nichts Feines, nichts Gefühlvolles,' dachte Martha, die denn doch oft im Stillen die Hingebung für die Großmutter noch andern Motiven zugeſchrieben. ‚Warum kann ich denn eigentlich doch nicht Nein ſagen?' — „Ich habe Ihnen nicht verſchwiegen —" begann ſie wieder mit geſenktem Blick und tiefem Erröthen. — Der Doktor fiel ihr in das Wort: „Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit, mit der Sie mir, mit Ueberwindung Ihres Gefühls, ſelbſt mitgetheilt, was mir kein Geheimniß war. Ich habe auch einmal geträumt, Martha, wenn ich Ihnen gleich nicht ausſehe wie ein Träumer; ge-

träumt von einer Knoſpe, die unter meinen Augen aufgekeimt, auch einſt unter meinen Augen erblühen würde, für mich erblühen, in Glück und Liebe. Der Traum iſt zu Schaum geworden und die Schuld iſt wohl mein, daß ich die Knoſpe nicht zu wecken verſtand. Ich bin kein Sonnenſtrahl, Martha, höchſtens ein gutes warmes Herdfeuer. Wollen Sie ſich aber daran wagen, liebe Martha, ſo denke ich, auch Ihr Herzenstraum und Ihr Herzeleid ſollen nicht Steine in unſerem Wege ſein, ſondern Stufen, auf denen wir höher ſteigen wollen."

„Aber — freilich, Sie ſind ſo allein, ſo einſam im Leben; wenn Sie ſich begnügen könnten mit meiner ſchweſterlichen Zuneigung, meiner Treue, meiner Hochachtung —" Sie hielt plötzlich erſchrocken inne; das würde er am Ende ſchon für ein Jawort nehmen? und ſo hatte ſie's doch nicht gemeint.

„So genügſam bin ich nicht, liebe Martha," ſagte der Doktor mit ernſtem Lächeln. „Ihre erſte Liebe konnte ich nicht gewinnen, aber Ihre ganze Liebe iſt das einzige Ziel, das mir begehrenswerth iſt. Sie können und dürfen nur mein ſein mit vollem Herzen, mit Ihrem ganzen Willen; kein Gedanke als der an Gott darf zwiſchen uns beiden ſtehen, es darf keinen möglichen äußern Fall im Leben geben, der Sie Ihr Ja auch nur eine Sekunde bereuen ließe. Es muß Ihnen klar und feſt ſtehen, daß Ihr Entſchluß Gottes Wille iſt, daß Sie Ihre ganze Seele in meine Hand legen können, damit wir gemeinſam unſern Weg zum Himmel ſuchen. — Die Einſamkeit meines Herzens und Lebens darf Sie nicht zum Mitleid bewegen," fuhr er ruhiger fort; „ich bin allein, es iſt wahr, und ich werde mich ſehr einſam fühlen, wenn Sie fort ſind und dieſe Thüre

geſchloſſen iſt. Aber ich habe gelernt, allein zu ſein mit Gott und mein Leben auszufüllen mit meinem Beruf; ich habe gelernt, auch ohne Hoffnung zu lieben, ohne darum herzkrank zu ſein. Sagen Sie alſo ja nicht Ja aus Mitleid, liebe Martha."

„Warum will er mich denn aber, wenn er mich nicht braucht?" dachte Martha. — „Nun, liebe Martha," ſagte der Doktor, deſſen raſches Auf- und Abgehen mehr als ſeine Worte, ſeine innere Bewegung gezeigt hatte, indem er vor ihr ſtehen blieb, „nun laſſe ich Sie noch einmal allein mit Gott und Ihrem Herzen. Er lenke Ihren Sinn nicht nach meinem, ſondern nach Seinem Willen. Gut Freund bleiben wir auf jeden Fall, Martha," ſetzte er im alten gemüthlichen Ton des Hausfreundes hinzu, indem er ſein Lämpchen anzündete und gute Nacht ſagte.

Martha's Licht war tief herabgebrannt, als ſie Urſula weckte und zu Bette ſchickte, in deren Schlummer keine Ahnung von der Lebensfrage gedrungen war, die vor ihr beſprochen worden. — Martha blieb lange noch auf mit ihren Gedanken. „Hat denn wohl je in aller Welt einer ſo um ein Mädchen geworben?" fragte ſie ſich. „Wer weiß, wenn er mir ſeine ſtille Liebe und ſeine Einſamkeit ſo recht beweglich vorgeſtellt hätte, was ich hätte thun können, der Großmutter zu Lieb, die ſich gewiß im Himmel noch darüber gefreut hätte! Statt deſſen beweist er mir in einem fort, daß er mich eigentlich nicht braucht, und iſt dazu noch ſo anſpruchsvoll, daß er mich nicht einmal will, wenn ich ihn aus Achtung nehme! Und doch kann ich nicht Nein ſagen!"

Die arme, bedrängte Martha ſchlief endlich ein. Der Doktor hatte Recht: er war kein Sonnenſtrahl, wenigſtens kein gewaltiger, aber ihr letzter Gedanke beim Einſchlummern

und ihr erster beim Erwachen war dennoch: „Warum kann ich denn nicht Nein sagen?“

Ich weiß nicht, warum wir in dieser Geschichte so viel mit Wintertagen zu thun haben. Aber ich kann es nicht ändern; es war in der That wieder ein trüber, neblicher, sonnenloser Tag zu Ende Februars und es wurde Nacht, ehe es recht Tag geworden war. Da und dort blinkten an den Fenstern die Lichter auf, die Laden wurden eilig geschlossen, ein paar Buben, die sich mit dem spärlichen Schnee erlustigt hatten, zogen sich auch in die Häuser zurück und nur noch ein Mann im wohl zugeknöpften Winterrock schritt eilig durch die Straßen. Er schritt einem Licht zu, das von dem Fenster eines netten Hauses ganz besonders freundlich und einladend seinen Schein auf die Gasse warf. Wer gute Augen hatte, konnte sogar erkennen, daß eine Frau bei diesem Licht noch emsig arbeitete, und der gestrenge Eheherr, der auf diesen Schein lossteuerte, bereitete sich schon auf einen Verweis vor für die ungehorsame Frau, die gegen sein Verbot bei Licht noch nähte. Gar zu scharf wird er übrigens nicht ausfallen, denn er schaut hellen Auges nach dem Schein, der ihm eine gute, trauliche Heimath erleuchtet, und denkt der langen Jahre der Einsamkeit, wo kein Licht und kein Herz seiner wartete, wo kein Auge heller blickte, wenn er heim kam, und überzählt nun den Reichthum, den Gott ihm verliehen.

Endlich war das Haus erreicht und er wollte eben an der Klingel ziehen, als in athemloser Hast ein Bursche um die Ecke gerannt kam und ihn auf der Schwelle seines häuslichen Glücks am Rocke zurück riß. „Herr Doktor,“

keuchte der Jüngling, in dem er den Kellner des erſten Gaſthofs, der Poſt, erkannte; „Herr Doktor, kommen Sie geſchwind zu uns! geſchwind! ſo ſchnell Sie können!“ — „Nun, was gibt's?“ fragte der Doktor, in dieſem Augenblick gar nicht erbaut von dem Verlangen. — „Ein Herr, ein ganz vornehmer Herr — ein Graf — ein Fürſt oder ein Herzog iſt bei uns abgeſtiegen. Sein Begleiter, wahrſcheinlich ein etwas geringerer Prinz, iſt beim Ausſteigen gefallen und hat den Arm gebrochen oder ſonſt was. Kommen Sie doch geſchwind!“

Ohne weitere Fragen riß der Doktor an der Klingel, eilte mit flüchtigem Gruß an der Frau vorbei, achtete der Kinder kaum und rannte mit ſeinen Inſtrumenten wieder fort, indem er nur noch der Magd zurief, wo er zu finden ſei.

Die junge Frau oben hatte ſeit zwei Stunden auf ihn gewartet. Allerlei kleine Delikateſſen, mit denen ſie ihn zum Veſper überraſchen wollte, ſtanden zierlich geordnet auf dem Tiſchchen vor dem kleinen Sopha; auf dem Lehnſtuhl lag Schlafrock und Hausmütze, am Ofen ſtanden Pantoffeln, um ihn recht gründlich zu erwärmen, wenn er von dem kalten Gang nach einem nahen Dorf zurückkehren würde. Auch von den Kindern erwarteten den Heimkehrenden allerlei Ueberraſchungen. Alfred, dem älteſten Sohn, hatte der Präzeptor ein ehrendes laudo mit rother Dinte unter ſein Argument geſchrieben, die fünfjährige Dorothee hatte den erſten Strumpf fertig gebracht, Annchen, die auch nicht zurückbleiben wollte, erklärte, ſie habe dem Vater auf ihre Tafel eine Kutſche gemalt, damit er fahren könne, und Wilhelm, der kleinſte, hatte heute die erſten ſelbſtſtändigen Schritte gemacht.

Aus allen dieſen ſchönen Dingen war nun nichts geworden. Seufzend ſtellte Frau Martha die Speiſen zurück, legte den Kleinen zu Bett und ſuchte die Mädchen zu bereden, ihre Ueberraſchungen bis morgen zu verſparen. Alfred mit ſeinem laudo war am allerunzufriedenſten und meinte vorlaut: „Aber das iſt doch nicht recht vom Vater, daß er ſo an uns vorbei rennt und gar nicht nach uns ſieht, wenn wir ihm eine Freude machen wollen.“

„Der Vater denkt zuerſt an ſeine Pflicht,“ ſagte die Mutter dem Knaben und ſich ſelbſt zur Belehrung. „Bei uns zu ſein, wenn ihr brav ſeid, das iſt ſeine Freude, aber die gönnt er ſich erſt, wenn er ſeinen Beruf erfüllt hat. Sieh, darum ſteht der Vater ſo in Ehren bei Hoch und Niedrig vor vielen vornehmeren Leuten, weil er ſo treu iſt in allem, was ihm anvertraut iſt, und dabei nicht an ſich denkt. Wenn du einmal groß biſt,“ ſagte ſie mit feuchtem Auge, „ſo wirſt du erſt wiſſen, was für ein Gut dir der Vater in ſeinem guten Namen erworben. Meine Mäuschen gehen nun zu Bett, und den Strumpf und die ſchöne gemalte Kutſche geben wir dem Papa morgen zum Frühſtück; der große Alfred darf noch aufbleiben, wenn er ſich hübſch ſtill unterhalten will.“

Mit guten und ernſten Worten gelangte die Mutter endlich dazu, das kleine Volk zur Ruhe zu bringen. Die Magd, die auf eigene Rechnung auf's Rekognosciren ausgegangen, brachte Kunde von dem vornehmen Herzog auf der Poſt und dem faſt ebenſo vornehmen Herrn, der die Hand gebrochen, und der wahrſcheinlich des Herzogs Bruder ſei. Alfred war für ſein Warten reichlich entſchädigt durch die Erwartung der merkwürdigen Dinge, die der Vater zu erzählen haben werde, und wir wollen nicht dafür ſtehen,

ob nicht Frau Martha schon im Geiste ihren Gatten wegen besonderer Verdienste mit einem Orden geschmückt erblickte.

Endlich ertönte die Hausglocke, und dießmal unbehindert von einem schnellfüßigen Kellner, trat der Doktor müde und erfroren in die behagliche warme Stube. Es war unser alter Freund, der Doktor Enchelmaier, und er schien sich in den zwölf Jahren, seit wir ihn nicht mehr gesehen, fast verjüngt zu haben, trotz der Falten auf seiner Stirn. Es lag ein behaglicher Ausdruck in seinen ernsten Zügen, den sie früher nicht gezeigt: ein Zug von Daheimsein. Von der jungen Frau, die ihn mit einem herzlichen Kuß begrüßt, und in der wir längst die rosenwangige Martha wieder erkannt, könnten wir eben nicht sagen, daß zwölf Jahre spurlos an ihr vorüber gegangen wären. So schlank ihre Gestalt noch war, so war es doch keine Mädchengestalt mehr, und es begegnete ihr nur noch selten, daß man sie „Fräulein" anredete und den Doktor für ihren Papa hielt, was in den ersten Jahren ihres Ehestandes zu ihrem unbeschreiblichen Ergötzen oft geschehen war; aber die sonst fast allzu blühende Röthe ihrer Wangen war einer feinen Rosenfarbe gewichen, in den lachenden blauen Augen war ein milderes und tieferes Licht aufgegangen, und wenn die zwölf Jahre sie nicht jünger gemacht, so konnte man doch im Zweifel sein, ob sie sie nicht schöner gemacht hätten, was des Gemahls Fall nicht war, der im Artikel der Schönheit nie große Geschäfte gemacht hatte.

Während wir in der Eile diese Personalien geben, ist der Doktor glücklich im Schlafrock und Hausmütze und in seine gewohnte Sophaecke gekommen; nur die Pantoffeln hat er verschmäht, ein Zeichen, daß er noch einmal ausgehen wird. Alles Fragen beim Nachhausekommen war

längſt verboten, und Frau Martha war darin ſo gehorſam, daß nicht einmal ihr Geſicht mehr neugierig ausſah. Alfred hatte es nicht ſo weit gebracht; obgleich er nicht fragte, war doch ſein ganzes Geſicht Ein Fragezeichen. Wie eine Militärbedeckung begleitete er den Vater mit offenem Munde auf jedem Schritt, um ja nichts von der wichtigen Mittheilung zu verlieren, die bevorſtand, ſo daß der ernſte Doktor hell auflachen mußte.

Nun war alles arrangirt, und die geſchäftige Hausfrau ſaß in Ruhe an des Mannes Seite und ſetzte ihm Suppe vor. In dieſem außerordentlichen Fall war doch wohl das Fragen erlaubt und ſie hob an: „Was haſt du denn ſo ſpät noch für einen Patienten erhalten?“ — „Den Sekretär, Hofrath, oder wie man ihn titulirt, des regierenden Fürſten von Biberſtein-Kahleneck-Bergheim, der mit dem Fürſten hier durchreiste und die Hand gebrochen hat.“ — „Iſt es bedeutend?“ — „Gefährlich eben nicht, aber langwierig. Der Patient iſt höchſt ungeduldig und unglücklich, wochenlang hier verharren zu müſſen, ſtatt mit der Durchlaucht nach Italien zu reiſen. Nach Tiſche gehe ich noch einmal hin. Die Durchlaucht iſt dennoch abgereist, ſo unendlich ſie den Unfall des treuen Dieners beklagte; aber hier eine Nacht zuzubringen! Uebrigens hat er mir den Patienten auf's Dringendſte empfohlen.“ — Man beſprach den Vorfall zuſammen, Alfred fand noch Gelegenheit, mit ſeinem laudo hervorzurücken, und legte ſich befriedigt vom väterlichen Lob zur Ruhe.

Martha war allein noch auf und ſaß etwas ſchläfrig an ihrem Buch bei tief herabgebranntem Licht, als ihr Gatte nach Hauſe kam. „Weißt du, wer der fürſtliche Hofrath iſt?“ fragte er ſie, nachdem er ſie begrüßt. — „Nein, wie

ſollt' ich?" — „Er heißt Felſen," ſagte der Doktor langſam, „und iſt ein alter Bekannter." Ein tiefes Erröthen flog über Martha's Geſicht; mit einem fragenden Blick bog ſich der Doktor von hinten über ihren Stuhl und ſah ihr in die Augen. Er konnte zufrieden ſein mit der Antwort, die ihm in dem langen, tiefen Blick der jungen Frau entgegen kam, mit dem glücklichen Lächeln, mit dem ſie aufſtand und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihr Haupt ausruhen ließ an ſeinem treuen Herzen.

Der Doktor beſorgte treulich und emſig ſeinen ungeduldigen und ziemlich unliebenswürdigen Patienten, der keinen alten Bekannten in ihm vermuthete, wenn ihm auch je und je vorkam, er ſollte ihn ſchon geſehen haben. Martha hatte gerade nicht Zeit, viel über dieſes wunderſame Zuſammentreffen nachzudenken und ſich auf das Wiederſehen vorzubereiten, denn ſie erwartete einen lieben Beſuch. Anna hatte ſich auf einige Wochen angeſagt, und wenn auch der Doktor das verheißene Vergnügen etwas kühl aufnahm, da er nie ein beſonderer Verehrer Anna's geweſen war, ſo freute er ſich doch der Freude ſeiner Frau, die mit gewiſſenhafter Treue das Gefühl einer Freundſchaft feſthielt, der ſie durch ihre innere Entwicklung ziemlich entwachſen war.

Es war noch Fräulein Anna, die mit der verwittweten Mutter und den Schweſtern jetzt in der Reſidenz ein ziemlich langweiliges Leben führte, wie vielfach es auch durch Concerte, Theater und Vorleſungen gewürzt war. Anna hatte nicht innere Kraft, nicht Demuth und Selbſtverläugnung, nicht Liebethätigkeit genug, um ihr einſames Daſein klar und harmoniſch zu geſtalten; aber ſie war zu gutmüthig,

um verbittert und böswillig zu werden und durch Schmähen über andere ſich für verfehltes Lebensglück ſchadlos zu halten. Sie begnügte ſich, ganze Hefte voll Gedichte abzuſchreiben, lauter Variationen über das Thema:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht."

und ſolche mit ſchmelzender, wenn auch nicht immer ſchmelzreicher Stimme zur Guitarre zu ſingen. Ihrer Freundin Martha gönnte ſie ihr häusliches Glück von Herzen und war die Pathin ihres jüngſten Töchterleins; aber das proſaiſche Ausſehen des Doktors half ihr noch mehr als Freundſchaft und Herzensgüte über jedes Gefühl von Neid oder Bitterkeit hinweg. Sie fand es recht vernünftig, daß Martha dieſen Entſchluß hatte faſſen können; ſie ihrerſeits wäre das nicht im Stande geweſen, und es war ein Glück für die Welt, daß nicht viel ſolcher zartbeſaiteten Seelen waren, die lieber einſam verklingen wollen, als ihrem Ideal entſagen.

Da es des Doktors Eigenthümlichkeit war, jeden Ausdruck des Gefühls faſt ängſtlich dem Auge anderer zu entziehen, ſo daß er ſeine Frau faſt eher noch vor andern geſcholten als geküßt hätte, ſo hielt ihn Anna auch wirklich für den trockenen Michel, für den er ſich gab, und betrachtete Martha mit einem gewiſſen ſchonenden Mitleid, das ſie nicht mahnen wollte an die Ideale, die ihr zerronnen waren. Martha dagegen, die einem Mädchen kein beſſeres irdiſches Loos wünſchen konnte als einen ſo braven Mann, wie den ihren, gab ihr in Gedanken dieſes Mitleid reichlich zurück, und ſo war zwiſchen ihnen, neben aller wirklichen Zuneigung und äußern Herzlichkeit, wenig inneres Verſtehen.

Gegen Abend zog die Doktorin mit ihrer kleinen Familie auf die Poſt, um Anna abzuholen. Alfred hatte es

zuerſt unter ſeiner Würde gefunden, mit zu gehen, und ließ ſich erſt bewegen, als die Mutter ihm ſagte, er müſſe an des Vaters Stelle gehen. So machte ſich die kleine Karawane auf, Wilhelm auf der Mutter Arm. Endlich kam der Wagen, und die Kinder, die ſich Anna's nicht mehr erinnern konnten, waren etwas enttäuſcht; ſie hatten ſich unwillkürlich etwas beſonders Reizendes und Schönes gedacht. Alfred ſagte leiſe zu Dorothee: „Du, ſie iſt nicht ſchön!“ — „Aber ihr Kleid und ihr Hut!“ flüſterte Dorothee. Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder, und aus ihrer Taſche ſah eine große, vielſprechende Düte hervor, ſo daß das kleine Volk ſehr hoffnungsvoll voran hüpfte.

An einem Fenſter des Poſthauſes ſtand ein etwas blaſſer Mann, den Arm in der Schlinge, und ſah auf die Damen, als eine Abwechslung in ſeiner troſtloſen Langeweile. Aber raſch fuhr er zurück, als Martha zufällig den Kopf gewandt hatte. „Wäre es möglich?“ fragte er ſich, und die Einförmigkeit ſeiner Krankenſtube war heute etwas belebt durch alte Gedanken und Erinnerungen.

Anna war im traulichen Gaſtſtübchen untergebracht, wo ihr die Freundin alles ſo comfortabel als möglich bereitet hatte. Die alten Herrlichkeiten der Mädchenſtube ſpielten noch immer eine Rolle beim Aufputz des Gaſtzimmers. Dorothee ſchaute mit offenem Munde zu, wie der Gaſt die feinen Kragen, Shäwlchen und Mantillen in die Schubladen räumte; Martha half ihr und hörte daneben ein Privatiſſimum über das Neueſte, was man trug, und obgleich Anna verſicherte, ſolche Dinge haben nicht den mindeſten Werth für ſie, und Martha erklärte, ſie habe

weder Zeit noch Geld, an neue Moden zu denken, ſo wurde das Thema doch mit bedeutendem Intereſſe verhandelt.

Für Kinder ſind Gäſte ein allzeit willkommenes Ereigniß, für Frauen iſt zeitweiſe das Vergnügen ein mäßiges. Gäſte, die zu Wagen anfahren, die Umſtände erwarten und ein geheiztes Gaſtzimmer, junge Mädchengäſte, die Anſpruch auf beſondere Vergnügungen machen und ein Ballkleid im Koffer haben, männliche Gäſte, namentlich halbgewachſene Jünglinge, die entſetzlich langweilig an den Fenſtern herum lehnen — dieſe alle können zu Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewähren. Aber behagliche Gäſte, bei denen die ſtrenge Regel des Hauſes etwas gelöst iſt, ein beſcheidenes Leibgericht, oder ein Kuchen den Tiſch ziert, für die ſich der Mann ein Erholungsſtündchen von der Arbeit gönnt, alte Freunde, die einen friſchen, geiſtigen Lebenshauch in die nüchterne Häuslichkeit bringen, mit denen man aufſitzt in intereſſanten Geſprächen bis um Mitternacht, oder weibliche Gäſte, die ſich mit ihrer Arbeit in einer ſtillen Zimmerecke niederlaſſen, den Kindern Geſchichten erzählen und mit der Hausfrau die Arbeitsſtunden verplaudern, dieſe gehören gewiß zur Würze des häuslichen Lebens. Man fühlt erſt recht, wie es ein Großes und ein Schönes iſt um den eigenen Herd, wenn man für den Freund Raum daran machen kann.

Und ſo waren es auch für Martha behagliche Stunden, wenn ſie mit Anna an dem kleinen Nähtiſch ſaß, Dorothee auf einem Stühlchen mit dem Strickzeug daneben und Annchen mit Wilhelm auf dem Boden herum krabbelnd, wenn ſie von alten Zeiten plauderten oder in alten Poeſiebüchern blätterten, die ſie als Mädchen entzückt. Es geſchah wohl freilich hie und da, daß die Kinder recht ungeſchickt dieſe

Reminiscenzen unterbrachen und etwas ungeduldig zur Ruhe verwieſen wurden. Was aber die Ordnung des Hauſes und der Küche betraf, da geſtattete ſich Frau Martha keine Verſäumniß; denn, wie Anna mit Seufzen bemerkte und ſie ſelbſt mit Lächeln zugab, ſie fürchtete ihren Mann; eine Wolke auf ſeiner Stirn, eine etwas verdrießliche Bewegung, mit der er bei Tiſch den Teller früher zurückſchob, ging ihr viel tiefer zu Herzen als früher tüchtige Scheltworte der Großmutter. Nun war der Doktor zwar ſicherlich kein Haustyrann und ſeine Frau hatte noch kein rauhes und unzartes Wort aus ſeinem Munde gehört, aber er kam zu Zeiten müde und verſtimmt nach Hauſe, und da es unter tauſend Männern kaum Einen gibt, der es verſucht, aus eigener Kraftanſtrengung eine üble Laune auf der Schwelle des Hauſes abzuſchütteln, ſo iſt nicht zu erwarten, daß er gerade einer dieſer Seltenen war. „Kein Gefühl für weibliche Würde mehr!“ ſagte Anna kopfſchüttelnd bei ſich, wenn ſie bemerkte, wie Martha mit kleinen Aufmerkſamkeiten, mit guten Worten, auch da, wo ſie nichts verfehlt, dem Mann ſeine Verſtimmung nach und nach wegſchmeichelte. Martha aber trug ihre Erniedrigung mit merkwürdig gutem Muth und lachte Anna aus, wenn ſie ihre Gedanken errieth. Das bischen üble Laune, das konnte jedermann ſehen, wie lieb ihr Mann ſie aber hatte und wie hoch er ſie hielt, das wußte ſie ganz allein.

Anna wußte ſo viel zu erzählen aus den alten Zeiten, auch Begebenheiten, deren ſich Martha trotz ihres guten Gedächtniſſes nicht mehr ſo recht entſinnen konnte, von allerlei ſtillen Verehrern, die nicht gewagt, um ſie zu werben, oder von ſolchen, die förmlich um ſie geworben. Bei jedem Beſuch, den Anna gemacht, hatte ſich die Zahl dieſer möglichen

und wahrſcheinlichen Aſpiranten um ihre Hand vermehrt. Die gutmüthige Anna erſchien zuletzt als eine wahre Turandot, und ſie glaubte ſelbſt ſteif und feſt daran.

Jener glänzende Winter mit den Eispartien und dem Ball ſpielte natürlich auch eine Rolle in dieſen Memoiren, aber nähere Anſpielungen auf Felſen und die Bedeutung, die er für Martha gehabt, wagte Anna doch nicht. Es lag etwas in dem ſonſt ſo offenen Weſen der jungen Frau, das dergleichen Mittheilungen abſchnitt. Die Handſchuhe hatte Martha noch aufgehoben, die ihr damals der Doktor gebracht. „Und denke nur," fügte ſie lachend hinzu, „obgleich er mir Ballhandſchuhe gekauft, hat mich doch der Tyrann nachher kein einziges mal auf einen Ball gelaſſen! Es ſchicke ſich nicht für eine Frau zu tanzen, wenn der Mann nicht tanzt. Ich ſage dir, es war mir recht weinerlich am erſten Abend, als die prächtigen Walzer und Polka's herüber tönten." — „Und ſo läßt du dir wie ein Kind verbieten und befehlen?" fragte Anna empört. — „Das iſt gar nicht mehr nöthig," ſagte Martha lächelnd. „Das war nur zu Anfang, jetzt ſehe ich ihm ſchon lang an den Augen an, was ihm recht iſt und nicht. Es iſt gut, daß er mich erzogen hat, ehe ich die Kinder zu erziehen hatte." — „Nein, dieſe Erniedrigung!" ſeufzte Anna wieder; „ſo hätte ich es nicht ertragen können!" Die erniedrigte Martha ging aber ganz getroſt ihrer Wege und gönnte der Freundin ihre weibliche Hoheit.

„Heute Abend will ich einen Gaſt zum Thee bringen," ſagte der Doktor an einem der nächſten Tage. „Ich kann meinen unmüßigen Patienten nicht mehr im Zimmer halten. Richte dich darauf, Kind." — „Welchen Patienten?" fragte Anna. — „Den Hofrath eines reiſenden Fürſten, der hier

die Hand gebrochen hat," ſagte Martha. Wollte ſie Anna überraſchen oder was war es ſonſt, was ſie abgehalten, ihr mitzutheilen, wer eigentlich der Fremde ſei? Auch der Doktor hatte kein Wort davon geſagt.

Der Theetiſch war ſehr hübſch arrangirt, die große ſchöne Lampe angezündet; das Zimmer ſtrahlte im freundlichſten Schmuck, Martha's beſcheidener Silberreichthum blinkte auf dem Tiſch. Gewiß eine ſehr verzeihliche Koketterie, daß ſie ihr ganzes kleines Beſitzthum in's ſchönſte Licht ſetzen wollte.

Auch ſie ſelbſt hatte wohl ein bischen mehr in den Spiegel geſchaut, als bei einem bloßen Familienthee der Fall zu ſein pflegte. Das kornblaue Kleid, das ſie trug, war zwar lang nicht ihr ſchönſtes, aber gewiß ihr kleidſamſtes. Anna, obwohl ahnungslos, hatte dem fürſtlichen Hofrath zu Ehren ihren höchſten Schlag losgelaſſen, ein bunt karrirtes Seidenkleid und trug rothe Chenillen im Haar.

Und ſo etwas wie Herzklopfen ſpürte Martha doch, als der Doktor eintrat mit dem ſchönen, feinen, blaſſen Mann, der mit dem Arm in der Schlinge nur um ſo intereſſanter ausſah. „Fräulein Anna Vogt — meine Frau," ſtellte der Doktor vor; „Herr Hofrath Felſen. Sie ſind, wie ich glaube, alte Bekannte." — Dießmal war Martha im Vortheil, die auf das Wiederſehen vorbereitet war, Anna aber konnte ſich gar nicht zurecht finden über dieſe wunderbare Fügung, und Felſen ſelbſt war etwas verblüfft. „Wohl glaubte ich vor einigen Tagen dieſe blauen Augen wieder zu erkennen," ſtotterte er, „aber ich traute meinem Blick nicht. Wirklich, Fräulein Martha?" — „Nun Frau Doktor Enchelmaier," ſagte Martha lächelnd. „Haben Sie bis jetzt meinen Mann nicht erkannt?" — „Wirklich nicht, ich glaube, ich hatte nur

Einmal das Vergnügen.“ — „Ach ja,“ lachte Martha, „und das war von hinten, als ihm meine Amalie aus der Taſche nickte.“

Erheitert durch dieſe Erinnerung, ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft um den Theetiſch. Anna erholte ſich von ihrem Erſtaunen und ließ nur hie und da unendlich wehmüthige Blicke von Martha zu Felſen gleiten, der immer noch nicht ganz ſeine alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. Martha dagegen, das früher ſo ſchüchterne, erröthende Kind, das zu dem gewandten Weltmann wie zu einer Art von höherem Weſen aufgeblickt hatte, bewegte ſich mit der harmloſeſten Sicherheit und Unbefangenheit.

Allmählig, in einer Skizze, die er von ſeiner Vergangenheit gab, fand Felſen ſeine glänzende Unterhaltungsgabe wieder. Mit köſtlichem Humor erzählte er von ſeinem Triumph beim gewonnenen Proceß, von den Champagnerdejeuners und Feſten, mit denen er ihn gefeiert, den Pferden und Equipagen, die er gleich bei der erſten Kunde angeſchafft, und wie dann der wirkliche Erfund des Erbes ſeine glänzenden Illuſionen eine nach der andern zu nichte gemacht. Ueber einige Jahre, wo er als Rechtsanwalt an verſchiedenen Orten Verſuche gemacht, ging er flüchtig weg, und ſchilderte dann wieder mit farbiger Detailmalerei ſein Zuſammentreffen mit dem Fürſten, die Art, wie er ihm unentbehrlich geworden, und ſeine jetzige glänzende Stellung bei ihm.

In ergötzlicher Weiſe zeichnete er den neckiſchen Dämon, der ihn überall im Leben verfolgt und ihn hier noch, beim Beginn einer anziehenden Reiſe, die Hand brechen ließ, um ihm ſtatt des Dufts der Orangenhaine den Stallgeruch des Poſtzimmers zuzuwehen. „Aber eine kleine wohlthätige

Elſe folgt doch immer dieſem Kobold auf den Fuß und mildert ſeine Unthaten. Sie hat mich auch jetzt zurückgezaubert in eine der reizendſten Epiſoden aus der Zeit, wo auch ich noch gehofft und geträumt habe."

Die Unterhaltung um den kleinen Theetiſch belebte ſich immer mehr. Alte Pappelburger Erinnerungen wurden aufgefriſcht, die Großmama am Spinnrad, der Eislauf und andere geſellige Freuden; nur jenes Balles erwähnte niemand. — Der Doktor hatte nicht viel zum Geſpräch beigetragen, nach zehn Uhr mahnte er, Kraft ſeines Amtes, den Patienten, die Ruhe zu ſuchen, warf ihm trotz alles Widerſtrebens ſeinen alten warmen Reitmantel noch über den Burnus, und geleitete ihn nach Haus. Seufzend erbat ſich Felſen die Erlaubniß, in dieſer anmuthigen Villa hie und da Zuflucht ſuchen zu dürfen vor der entſetzlichen Langeweile und Unbehaglichkeit des Wirthszimmers, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde.

Martha half, wie gewöhnlich, der Freundin noch beim Auskleiden. Anna war immer noch außer ſich über die Merkwürdigkeit dieſes Zuſammentreffens: „Aber, Martha, wie intereſſant! Und ſo ganz zufällig! Hat ihn dein Mann erkannt?" — „Gewiß, aber Felſen ihn nicht." — „Begreiflich," ſagte Anna in unbewußter Unhöflichkeit. „Aber es iſt doch zu merkwürdig! Warum haſt du mir's nicht geſagt?" — „Nun, ich wollte dich überraſchen. Gute Nacht, Anna!"

Wenn auch Felſen ſeine Verwunderung nicht ſo geräuſchvoll äußern konnte, wie Fräulein Anna, ſo hatte doch das unerwartete Wiederſehen einen Eindruck auf ihn gemacht, über den er ſelbſt erſtaunt war. Er hatte allerdings je und je immer noch an die friſche Roſenknoſpe gedacht,

Digitized by Google

an das blühende Kind mit den blauen Augen, das er einst so huldvoll angeblickt, so glücklich gemacht mit seinen Aufmerksamkeiten, aber doch als an etwas Fernes und Abgethanes. Nun aber stand die Knospe vor ihm in voller Blüthe fraulicher Anmuth, sicher, wie es schien, im Gefühl einer erreichten Bestimmung, eines ausgefüllten Lebens. Und Er? — Er hielt es für besser, zunächst keine Parallele zu ziehen, nur das hätte er gern gewußt, ob dieses Zusammentreffen auf die Frau denselben, oder einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf ihn.

Schon am folgenden Vormittag erschien er wieder in des Doktors Haus; er hatte Fräulein Anna einen Liedertext versprochen. Martha, die eben ihren Kleinen mit Brei fütterte, grüßte ihn unbefangen, als alten Bekannten: „Guten Morgen, Herr Hofrath, wie haben Sie geschlafen?“ — „Nicht eine Minute,“ sagte er mit mehr Ernst als Wahrheit. — „O, das ist mir leid; unser Thee ist gewiß unschuldig, aber es war Ihr erster Ausgang. Ich habe auch die halbe Nacht nicht geschlafen.“ — „Wirklich?“ fragte Felsen noch bedeutsamer. — „Ach ja, mein Kleiner da hat bis drei Uhr gehustet, und bei Tag ist er nun munter, als ob nichts geschehen wäre, der kleine Schelm.“ Die lachenden Augen der Mutter und des Kindes begegneten sich, und der melancholische Blick, den Felsen auf sie heftete, ging ganz verloren.

Nun erschien Anna, in empfindsames Blaßblau gekleidet, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang. „Es scheint warm heute,“ bemerkte Martha etwas prosaisch. — „Ein Tag voll Lenzahnung,“ sagte Felsen feurig; ich höre von meinem Zimmer aus den losgebundenen Bach rauschen, ein verborgenes Schwellen und Drängen überall, der Frühling

fordert ſeine alten, heiligen Rechte wieder.“ — „Glauben Sie, daß der Mühlbach ausgetreten iſt?“ fragte Martha beſorgt. „Mein Mann hat heute noch einen Krankenbeſuch in Ellingen zu machen, da könnte der Weg gefährlich ſein.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte Felſen, etwas abgekühlt und verſtimmt, und ſtellte ſich an's Fenſter. — Anna aber probirte das mitgebrachte Lied, die Schlußſtrophen von Byrons farewell, auf dem Piano und hob an zu ſingen:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warſt du ſo lieb mir!
Es ſchauert mich heut.
Sie wiſſen nicht, wie ich
So gut dich gekannt;
Wie ich dich beweinte,
Kein Wort hat's genannt.

Wir ſah'n uns verſtohlen,
Und ſtumm iſt mein Schmerz,
Daß dein Sinn konnte täuſchen,
Vergeſſen dein Herz.
Und ſeh'n wir uns wieder,
Wenn Jahre ſind um,
Wie ſoll ich dich grüßen?
In Thränen und ſtumm.

Leiſe verklangen die Töne, Felſen ſah ſich um nach Martha; ſie hatte unter dem Geſang den Kleinen auf ihren Armen in Schlummer gewiegt und ſah lächelnd auf ihn nieder. Sie winkte Felſen zu ſich! er flog hinüber. „Bſt! da ſehen Sie einmal!“ flüſterte ſie, indem ſie mit hohem Ergötzen auf den Kleinen deutete. Der kleine Burſche hatte den Breilöffel mit dem Händchen gepackt und hielt ihn feſt,

während er in ſüßem Schlummer lag, die reichlichen Spuren ſeiner Mahlzeit auf dem vollen, roſigen Geſicht. „Iſt das nicht köſtlich?“ flüſterte ſie. — „Entzückend,“ flüſterte Felſen, konnte aber in der That nicht begreifen, was es denn ſo Außerordentliches ſei um ein Kind, das im Schlaf ſeinen Breilöffel hält. — „Iſt dieſe Gleichgültigkeit eine Pique über frühere Vernachläſſigung von meiner Seite, oder ſtellt ſich die junge Frau ſo ruhig, weil ſie für ihre Ruhe fürchtet? O, ſie darf unbeſorgt ſein, ich bin kein Don Juan, und begehre nicht ihr hausbackenes Glück zu ſtören.“

Für Anna war der intereſſante Freund in der kleinen Stadt, die ſie noch unbedeutender fand als vor Zeiten Pappelburg, ein unbezahlbarer Fund. Sie hatte dießmal Einſicht genug, um zu wiſſen, daß ſie weder eine alte, noch eine neue Liebe Felſens ſei, aber auch der bloß freundſchaftliche Verkehr, zu dem er ſich ſehr gerne hergab, hatte großen Reiz für ſie. Es gab immer Lieder auszutauſchen, Bücher zu entlehnen, Beſprechungen darüber; der kranke Arm machte ihn ſo hülflos, und Martha überließ meiſt ihr die kleinen Dienſte, deren er bedurfte, und die ſie ihm mit vieler Grazie leiſtete. So kam es bald, daß Felſen täglicher Gaſt in des Doktors Hauſe, und faſt zu allen Stunden dort zu treffen war. Des Doktors gute Laune ſchien dadurch nicht eben zu gewinnen. Er und Felſen verſtanden ſich nicht beſonders gut, und die für jenen wenig anziehenden Geſpräche, die dieſer aufbrachte, und die Ueberlegenheit, die er dabei geltend zu machen wußte, erfüllten nicht ſelten den Doktor mit verbiſſenem Aerger. Er war gaſtlicher Natur, aber ſeine Gäſte mußten auch ſeine Gäſte ſein; er liebte es

nicht, ſeinen häuslichen Herd allzu lange von Fremden belagert zu ſehen, die ſich auf eigene Rechnung daran amüſirten. Die beſtändige Gegenwart Felſens und Anna's that ihm auch in ſeinen häuslichen Gewohnheiten einen gewiſſen Zwang an, der ihm um ſo läſtiger wurde, als er ſich eben nicht recht geſund fühlte. Obgleich herzgut und liebevoll, war er doch nicht frei von der menſchlichen, beſonders männlichen Untugend, eine Verſtimmung, die man nicht an den rechten Mann bringen kann, an den oft ganz unſchuldigen liebſten und nächſten Perſonen auszulaſſen. Er kam oft in übler Laune nach Haus, und Martha, die eben jetzt ihr häusliches Glück gern im ſchönſten Glanze hätte leuchten laſſen, fand ihn verſtimmt, unfreundlich ſogar, wie ſie dieß nie zuvor erfahren.

War es die Weichheit, die jede Geneſung mit ſich bringt, oder war es ein neu erwachendes tieferes Gefühl? Felſen zeigte, zumal im Verkehr mit den Damen allein, viel weniger den vornehmen, etwas ironiſchen Ton des Weltmanns, als eine poetiſche Stimmung mit einem leiſen Anflug von Wehmuth, die Martha, die von jeher in Freud und Leid alles gern ernſtlich und geradezu genommen und von jeder Art Ironie verwirrt wurde, viel beſſer gefallen mußte.

Eines Abends ſaß ſie mit Anna und Felſen zuſammen, Felſen trug mit unnachahmlichen Ausdruck ein Gedicht Byrons in guter deutſcher Ueberſetzung vor. Seine ganze Seele ſchien er in die Stelle zu legen:

„Die Dame ſeiner Liebe war vermählt
Mit Einem, der nicht heißer ſie geliebt.“ — —

Da trat eben der Doktor ziemlich durchnäßt in's Zimmer. „O Ludwig,“ rief Martha erſchrocken, „ich habe gar nicht bemerkt, daß es regnet!“ — „Ich hatte dich gebeten, mir

zu Müllers einen Schirm zu ſchicken," ſagte er kurz und ärgerlich. — „Es thut mir leid, ich hatte es ganz vergeſſen." — „Natürlich, weil es mich angeht." Die junge Frau ſchwieg gekränkt über den ungerechten Vorwurf. Anna machte die ſehr natürliche Bemerkung: „Aber warum nahmen Sie keinen Schirm von Müller mit?" — „Weil ich nicht fremden Leuten läſtig fallen will," ſagte der Doktor noch ärgerlicher, weil er ſelbſt einſah, daß ſie Recht hatte und daß er aus einer Art Trotz im Regen fortgelaufen ſei, und ging in's Nebenzimmer. Martha eilte ihm nach, um für trockene Kleider zu ſorgen und — um ihre Thränen zu verbergen. Mit unendlicher Wehmuth blickte ihr Anna nach. „O, ſie trägt viel im Stillen!" antwortete ſie leiſe auf Felſens fragenden Blick; „ſie iſt ein ſtarkes Herz!" Anna hatte nie den Gedanken los werden können, daß Martha ein Opfer ſei.

Felſen hatte ſo ſeine eigenen Gedanken über die Verſtimmung des Doktors, und ſie waren ihm nicht ganz unangenehm. Eiferſucht! Natürlich. Nun, der gute Mann darf ruhig ſein. Nur wiſſen möcht' ich einmal, woran ich bin mit der kleinen Frau; dann will ich ja gern das Ehepaar ſeinem häuslichen Glück und ſeinen kleinen Breilöwen überlaſſen."

Welche Erniedrigung weiblicher Würde Martha ſich wieder hatte zu Schulden kommen laſſen, als ſie ihren Bären in warmem Schlafrock und Pantoffeln in ganz leidlich guter Laune aus dem Nebenzimmer hervorbrachte, das geſtand ſie Anna nicht; aber die blauen Augen, die ſich ſo leicht mit Thränen füllten, von denen der Doktor gar kein Freund war, glänzten wieder ganz hell. Das Ehepaar ſchien allerlei geheime Einverſtändniſſe mit einander zu haben,

und Anna hatte Felſen allein zu verſorgen, auf den ſich allmählich des Doktors üble Laune zu vererben ſchien, ſo daß er einen frühen Abſchied nahm.

Er konnte es nicht verwinden, daß dieſe ganz einfache Frau ſo ruhig, ſo unbeſorgt ihm gegenüber ſtehen ſollte, während er nicht nur aus eigener Wahrnehmung, ſondern auch aus Anna's bereitwilligen Mittheilungen wußte, was er ihr einſt geweſen. Es mußte eine künſtliche Ruhe ſein, und Verſtellung konnte er nicht ungeſtraft laſſen. Nur Einmal, ein einzigmal nur mußte er ſie zum Geſtändniß bringen, daß auch auf ihr Herz die Vergangenheit noch ihre Rechte habe; dann wollte er ja weiter ziehen und ihren Frieden nicht ſtören. Er bemerkte nicht, daß er ſelbſt, während er Fäden anlegte, um zu ziehen, längſt gezogen ward, gezogen von ſeinem eigenen unerzogenen Herzen, das nie gelernt, ſich eine Schranke zu ſetzen.

Er ſah im tagtäglichen Verkehr in des Doktors Hauſe neben den Lichtſeiten auch die Schattenſeiten der Häuslichkeit: unartige Kinder, die Stürme der Waſch- und Putzfeſte, ungeſchickte Dienſtboten, die junge Frau zu Zeiten müde und verſtimmt darüber; er ſah, wie der Doktor oft in der raſtloſen Uebung einer mühevollen Pflicht kaum Viertelſtunden fand für häusliche Ruhe, für den Verkehr mit den Seinen; und doch, er mochte ſich dieſe Kehrſeiten des Familienglücks noch ſo oft und noch ſo karrikirt vor die Augen halten, eine unabweisbare Stimme ſagte ihm: „Das iſt doch Leben, und dein Beruf iſt keines Mannes Beruf!“

Für unerhörtes Glück hat es gegolten, daß ihm, dem Verwöhnten und vom Glück Verſtoßenen, die Gunſt des Fürſten und mit ihr ein bequemes Schlaraffenleben wie aus den Wolken zufiel, und er hatte ſich auch viel Schönes weiß

gemacht über die Bedeutung ſeiner Stellung als Vertrauter eines Mächtigen; aber ſtatt eines berathenden Freundes, war er nicht viel mehr der Diener ſeiner Launen? Was ihn an den Fürſten feſſelte, war es der gelinde Grad von Zuneigung und Anhänglichkeit, die er für ihn empfand, war es die Sorge für Angehörige, deren Exiſtenz er zu ſichern hatte, oder war es nicht vielmehr ſeine eigene Weichlichkeit, die nicht ein Jota aufgeben wollte von dem Luxus und Comfort des Lebens, den er ſich zum Bedürfniß gemacht? Ohne dieſe Weichlichkeit hätte er, auch ohne das Erbe des Großonkels, ſeinen Weg ſuchen und bahnen können wie andere, denen Gott einen hellen Geiſt und einen geſunden Arm gegeben, hätte ſich die Blume pflücken können, die er achtlos am Wege ſtehen laſſen, weil er ſich gefürchtet hatte vor einem Leben der Arbeit und Beſchränkung.

Es war ſelten, daß er ſolche Gedanken in ſich wach werden ließ; aber gerade jetzt gab es oft Zeiten, wo er nicht nur den Doktor beneidete, ſondern den niederſten Taglöhner, bei dem er denken mußte: „Du gibſt deine Mühe und deinen ſauren Schweiß doch um Brod für Weib und Kind; ich aber verſchleudere meine Kraft und Zeit um feine Cigarren und edle Weine, um ſeidene Sopha's und amüſante Reiſen!“ Er wußte gar nicht, woher ihm ſolche Gedanken kamen, und der Aerger darüber wurde ihm wieder zu einer Art von Rachegefühl gegen den philiſterhaften Doktor und ſeine Frau.

Und nun kam allmählich die goldene Frühlingszeit, warme Märzwinde, die liebliche Mähren erzählten von vergangenen Träumen, die man ihnen mitgegeben vor langen Jahren und die ſie immer wieder mitbringen auf ihren leichten Schwingen und neckiſch an der Seele vorüber führen

und altes ſüßes Leid damit aus dem Schlummer locken. Die Syringen knospeten und die Vögel zwitſcherten; und die kleine Doktorsfrau mit den ſchönen, tiefen blauen Augen, die ſollte allein ganz unbewegt und vergnüglich unter ihren Kindern und Kochtöpfen ſich bewegen? Nein er mußte ihr noch ein Zeichen des Gefühls entreißen, ehe er ging, oder wenn wirklich in Küchendampf und Kinderſtube jeder Funken tieferen Gefühls in ihr erſtickt war, ſo ſollte ſie wenigſtens ſeinen Hohn fühlen.

An Anna hatte er eine bereitwillige Bundesgenoſſin. Sie war längſt gekränkt über das, was ſie Mangel an Vertrauen bei der Freundin nannte. Seit Felſens erſtem unerwarteten Erſcheinen hatte ſie jeden Abend erwartet, daß ihr Martha mit Thränen in den Augen um den Hals fallen, ihr geſtehen werde: „Die alte Liebe erſcheinet, ſie ſtieg aus dem Todtenreich!“ Dann hatte ſie ihr beiſtehen wollen, den Rieſenkampf der Pflicht zu kämpfen. Sie hatte ſich eine ſchöne tragiſche Scene gedacht, voll Liebe und Entſagung, wo Felſen mit verhülltem Antlitz fortſtürzen und wo Martha erkennen würde: „daß auf des blühenden Traumes Grunde ihr ganzes Leben ein Schatten war,“ und hinfort in edler Reſignation ihr Leben ertragen und ihre Tage beſchließen. Statt deſſen ging Martha in keinen einzigen ihrer einleitenden Seufzer ein und ſtrickte fort an ihres Mannes Socken, während ſie ihr ſang:

Alles iſt vergangen,
Alles um mich her,
Habe kein Verlangen
Hier auf Erden mehr.

Anna meinte es nicht ſchlimm mit der Freundin; ſie ſchrieb und dachte die ſchönſten Phraſen über Tugend und Religion und hätte Martha um keinen Preis ihrer Pflicht untreu machen wollen. Aber nur wiſſen hätte ſie mögen, ob ſie denn wirklich ganz abgeſtorben ſei für jedes tiefere Gefühl, ob es nicht möglich ſei, einen Funken der vergangenen Liebe zu wecken; dem hölzernen, gefühlloſen Doktor würde ja dadurch kein Leid geſchehen.

Von ſeinem Unmuth verblendet, hatte Felſen mit weniger Klugheit, als ihm ſonſt eigen war, ſich Anna anvertraut. Sie hatte längſt Martha beibringen müſſen, daß ſie jedenfalls ſeine Erkorene geweſen wäre, wenn ihn das Glück mehr begünſtigt, und wie nur edelmüthige Scheu, ſie an ſein unſicheres Geſchick zu binden, ihn abgehalten, um ſie zu werben. Martha war bei der Eröffnung erröthet, hatte ſie aber mit demſelben ruhigen Lächeln aufgenommen, das Anna ſchon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Nun war ſeine Hand geheilt; der Doktor behauptete ſcherzend, er trage ſie nur noch in der Schlinge, weil es ſo intereſſant ausſehe; der Fürſt ſchrieb ihm ungeduldig. Er konnte nicht länger verweilen, aber einmal, nur Einmal wollte er Martha ſprechen, ganz ruhig und ungeſtört, und dann fliehen; „vielleicht auch bleiben," ſagte er ſich im Stillen, wenn er der jungen Frau gar zu lieb war. Anna verſprach ihm dazu zu helfen.

„Felſen wird nun wohl in den nächſten Tagen abreiſen," hob Anna an, als die Freundinnen einmal wieder Morgens bei der Arbeit ſaßen. — „Mein Mann," erwiederte Martha, ſagte ſchon letzte Woche, er könne es wagen, und ich glaube in Italien iſt die ſchönſte Zeit bald vorüber." — „Martha!" ſprach Anna, ſie bedeutſam anblickend. — „Anna?" fragte Martha lächelnd. — „Iſt dir's wirklich ganz gleichgültig,

wenn er geht?“ — „Du fragſt, als wären wir noch ſiebzehnjährige Kindsköpfe,“ ſagte Martha erröthend und etwas ernſter. „Ich denke, wir Alle werden ihn manchmal vermiſſen, hier, wo ſo wenig Wahl des Umgangs iſt.“ — „Ich weiß wohl, du haſt kein Vertrauen zu mir,“ ſagte Anna empfindlich; „ich will mich auch nicht eindrängen, nur eine Bitte muß ich dir noch vortragen: Felſen möchte von dir Abſchied nehmen, aber von dir allein und ungeſtört. Das, denke ich, wirſt du ihm bewilligen können.“

Martha ſchwieg. Ein anderes Ohr als das ihre hatte, ohne daß es die Beiden ahnten, Anna's Bitte gehört, ein anderes Herz ſtand ſtill und harrte in athemloſer Spannung auf ihre Antwort. „Du weißt,“ ſagte Martha endlich ruhig, „daß ich an jedem hellen Morgen im Gehölz im Hausgarten bin.“ — Die Magd rief ſie ab; es ward nichts mehr davon geſprochen, aber Anna, die ſonſt ſo gutmüthige Anna, voll Tugend und Religion, lächelte manchmal vor ſich hin in ſtiller Schadenfreude. Nun mußte ſie doch aufgehen, die ſich ſo feſt verſchloſſen! Hätte ihr Martha eine Herzensſchwäche bekannt und ſie um Beiſtand gebeten, ſie ſelbſt hätte Felſen beſchworen, zu fliehen und die Ruhe ihrer Freundin nicht zu gefährden, aber ſo war es Martha's eigene Schuld; warum war ſie ſo falſch und verſchloſſen? — Unbemerkt von den beiden Frauen war der Doktor, den ſie lang über alle Berge geglaubt, noch im Nebenzimmer geweſen; er hatte ſeine Frau noch etwas fragen wollen. Er fragte jetzt nicht, er ging ſtill und unbemerkt davon, mit wie viel ſchwererem Herzen als er gekommen war!

Der ſchönſte ſonnenklare Märzmorgen lag über Thal und Land, ein durchſichtig blauer Himmel, keine Spur einer Wolke, und ſo recht in der Ahnung der nahen Lenzherrlich-

Digitized by Google

keit lachte der Hausgarten, Martha's kleines Paradies. Das hübſche kleine Wohnhaus, das der Doktor ſich gebaut, wurde beſchattet von einem ſchönen Akazienbaume, der ſo alt war als ſein Glück. Hinter dem Hofe ſtand die Remiſe und die Stallung, die Behauſung des ſteten alten Fuchſen, der den Doktor über Land führte; an dieſes Gebäude lehnte ſich der Hausgarten. Martha war eben keine Gärtnerin erſten Rangs; der kleine Küchengarten neben dem Wohnhaus konnte ſich nie ſehen laſſen neben den Gärten der Frau Stadtſchultheißin und der Apothekerin, aber bei der Anlage des Hausgartens hatte der Doktor ſo recht ihren Geſchmack errathen. Es war ein Grasplatz mit den ſchönſten Obſtbäumen, der ſich einen ſanften Abhang hinunter zog; der grüne Grund war mit geſchlängelten Wegen durchſchnitten und mit kleinen Blumenſtücken unterbrochen, die Terraſſe mit einer Roſenhecke eingefaßt. Oben, um den Stall zu verdecken, war ein kleines Gehölz gepflanzt, das bereits luſtig das niedrige Gebäude überwuchs. Hier ſtanden kunſtloſe Sitze und Tiſche, und hier war Martha's Lieblingsplatz, das einzige Aſyl, wohin ſie ſich oft ohne die Kinder flüchtete. Im Sommer ward hier auch geſpeist und an feſtlichen Tagen gefrühſtückt. Der Platz war ſo ſtill, ſo ganz abgeſchnitten von allem Lärm und Schaffen der Menſchheit. Vögel niſteten faſt auf jedem Buſch und Baum, man ſah nichts als grüne Bäume, aus denen ſich im Hintergrund ruhig ein altes Friedhofkirchlein hob, die einzige Fernſicht.

Am kleinen Fenſter der Remiſe, das in den Garten ging, lehnte dieſen Morgen der Doktor als Lauſcher zum erſten und einzigen mal in ſeinem Leben, mit Gefühlen, ſo qualvoll, wie er ſie noch nie empfunden. Es iſt etwas Entſetzliches um den erſten Zweifel in einem argloſen Gemüth,

wenn dieſer Zweifel das Fundament des Lebens angreift. Die Anweſenheit des Fremden war ihm bis jetzt nicht eben angenehm geweſen, ſein ganzes Weſen ſagte dem ſeinigen nicht zu. Ein Mann, der ſeine Frau liebt, kann wohl nie mit ganz gleichgültigen Augen den ſehen, der einſt ihrem Herzen nahe geſtanden; aber nie, in ſeine leiſeſten Gedanken nie, hatte ſich ein Zweifel an ſeine Frau geſchlichen. Seit jenem Einen Blick in der erſten Nacht von Felſens Ankunft war nicht ein Wort, nicht ein Blick mehr über die Sache zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Die eheliche Liebe iſt eine ſo heilige und keuſche Blume, daß ein Hauch ihre Heiligkeit verletzen kann. Wo Gatten ihre Liebe und Treue zu einem Gegenſtand geſelliger Scherze machen können, da iſt im beſten Fall die Würde und die Poeſie des Verhältniſſes abgeſtreift.

Kein Schatten eines Zweifels; — und nun willigte Martha freiwillig in ein Rendezvous mit dem Manne, der ein ſtrafbares Gefühl für ſie bekannte! Es war zum erſten mal, zum letzten mal, zum Abſchied — gleichviel, in der Liebe und Treue gibt es nichts Halbes. Der Doktor wußte wohl, ſie würde nichts Unrechtes thun in den Augen der Welt: für ihn aber war es vorüber mit allem Glück für immer!

Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als Horcher dazuſtehen, und doch mußte er es, er mußte klar wiſſen, woran er war, um ſeiner ſelbſt willen, er mußte nahe ſein um ſeines Weibes willen. Er war früh herabgegangen, um ſich unbemerkt hier einſchließen zu können, und die Viertelſtunde, die er warten mußte, wurde ihm zur Ewigkeit voll bitterer Qual. Er dachte ſeiner langen, treuen, ſtillen Liebe für dieſes Kind, wie er ihre Entfaltung belauſcht, wie er mit tiefem Herzweh ihr entſagt um eines Jüngeren, Schöneren, Geliebten willen, wie ſelig

er ſie dann doch als ſein Eigenthum in die Arme geſchloſſen, und wie der Gedanke an ſie indeß, bewußt und unbewußt, das Ziel und der Zweck all ſeines Thuns und Denkens und Wirkens geweſen; wie er mit ihr, in ſeinen Kindern, am eigenen Herd den Glauben und die ewige Hoffnung gefunden, um die er Jahre zuvor einſam gerungen und gekämpft. Und nun?

Aber eine Stimme anderer Anklage erhob ſich auch in ſeiner Seele, ein Gericht über ſich ſelbſt. Wohl hatte er ſie geliebt und nie eine andere, aber hatte er ihr dieſe Liebe auch gezeigt, der er ſich ſo unwandelbar bewußt geweſen? Hatte er Rückſicht genommen auf das Bedürfniß einer ſchwächeren, liebebedürftigen Natur, die da ſehen will, um glauben zu können? Hatte er bedacht, daß jede edlere Pflanze und vor allem die Liebe, die edelſte von allen, einer Pflege bedarf? Wohl hatte er ſich kein hartes und unedles Wort, nicht Eine abſichtliche Kränkung gegen die Gattin vorzuwerfen; aber hatte er nicht ſeinem Unmuth über kleine Verſehen oft rückſichtslos nachgegeben, und bedurfte es mehr als einer finſteren Stirn, einer kurzen Antwort, um einem weichen Gemüth unverſchuldet wehe zu thun, wo eine freundliche Rüge beſſer geweſen wäre: „Ihr Männer, liebet eure Weiber!“ das war ihm bisher als ein überflüſſiges Gebot erſchienen, das ſich bei ihm wenigſtens von ſelbſt verſtand; jetzt begriff er es beſſer, und vielleicht ſollte es überſetzt werden: Ihr Männer, zeiget euren Weibern eure Liebe. — Aber: Zu ſpät! tönte es in ſeiner Seele.

Nun endlich klirrte die Gartenpforte. Martha kam und ſetzte ſich an ihren gewohnten Platz. Sie legte ein Buch vor ſich auf den Tiſch, aber ſie las nicht. Er konnte ihr Geſicht nicht ſehen, aber er ſah, daß ihre Hände zuſammengelegt

waren wie zum Gebet, und daß ſie ruhig vor ſich hinaus blickte. Mit einem Gefühl wie von ewigem Abſchied ſah er hin auf die liebe, wohlbekannte Geſtalt. Er mochte ſich tauſendmal ſagen, daß ſie ſein eigen ſei und bleibe, daß eine leiſe Verirrung des Gefühls ja leicht zu verzeihen ſei, daß ſie vielleicht bis jetzt lange und redlich gekämpft; wieder und wieder ſagte eine Stimme in ſeinem Herzen: Verloren!

Nun hörte er in der Stille des Morgens einen elaſtiſchen männlichen Tritt. Es war Felſen, er kam unten durch den Garten herauf, nicht oben durch die Pforte, natürlich! Wie Martha das Haupt ſeitwärts bog, um ihn mit leichtem Kopfneigen zu grüßen, ſah der Doktor, daß ihr Geſicht einen Augenblick von einer tiefen Röthe überfluthet wurde. „Endlich," begann Felſen mit tiefer, leidenſchaftlicher Stimme, „endlich bin ich ſo glücklich, Sie allein zu ſehen — vor dem Scheiden," fügte er bitter hinzu. — „Sie haben mich alle Tage geſehen," ſagte Martha, und in ihrem Ton war ein leiſes Beben. „Alle Tage!" rief er wieder mit Bitterkeit; „ach ja, umgeben von Ihrem ganzen Hofſtaat, von Mann und Kindern, Freundin und Mägden! Und Sie hätten mich nicht fürchten dürfen — o nein! ich wollte Ihren Frieden nicht ſtören, nicht als Schlange in Ihr häusliches Paradies mich drängen; nur Einmal wollte ich hören, ob jede Erinnerung an eine ſüße Vergangenheit in Ihnen erſtorben iſt, ob Sie mir eine anſcheinende Untreue verzeihen können, ob nicht Ein, nicht ein einziger Gedanke in Ihrem Herzen geblieben für Einen, der ihm nicht ganz fremd war! Dann wollte ich ja willig gehen und einſam ſterben."

Martha's Bewegung, durch eine ſo ungewohnte Situation hervorgerufen, wich bei dieſen gar zu leidenſchaftlichen Worten einem unmerklichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie dürfen weder

einſam leben noch ſterben," ſagte ſie im Ton ruhiger Güte. „Ich bitte, ſetzen Sie ſich; ich möchte Ihnen gern ſagen, warum ich Ihnen dieſes Plätzchen noch zeigen wollte. — Sehen Sie," fuhr ſie fort, als Felſen ſich auf einen Stuhl in ihrer Nähe geſetzt, mit herzlichem Ton, „nun ſind es zwölf Jahre, daß mich mein Mann zum erſtenmal in ſeine und meine eigene Heimath einführte. Er ſelbſt hatte dieſen freundlichen Wohnſitz an dem neuen Ort ſeiner Beſtimmung für uns ausgebaut, und hier habe ich zum erſtenmal nach langen Monaten, die ich nach der Großmutter Tod unter entfernten Verwandten verlebt, das volle ſelige Gefühl der eigenen Heimath empfunden. Es iſt meines Mannes Sache nicht, viel über ſeine Gefühle zu reden, hier aber haben wir einander unſere tiefſte Seele aufgeſchloſſen, ſo ganz und offen, wie es überhaupt dem Menſchen nur ſelten im Leben gegeben iſt. Hier habe ich erſt recht erkannt, welch Kleinod mir Gott in dieſem edlen Herzen, in dieſer treuen Liebe anvertraut. Die ganze innige Gewißheit meines Glücks kam über mich und ich hatte keinen Wunſch, keine Bitte mehr, als dieſes Herzens werth zu bleiben. — Man hatte mir vorher oft bange gemacht, daß das Glück der Ehe nicht ſo beſtehen könne, wie es zu Anfang ſei, und ich fürchtete mich ſelbſt, aus dieſer Stunde der Verklärung hinabzuſteigen in's Alltagsleben. Da ſah ich auf zum blauen Himmel, und ich beſchloß, mein Glück in Gottes Hand zu legen, daß er es mir bewahre, und es täglich neu aus dieſer Hand zu nehmen."

Martha hatte ſich ſelbſt vergeſſen in dieſer Erinnerung und mit verklärten Blicken zu dem blauen Himmel aufgeſehen, demſelben, der ſich über jener Stunde des Glücks gewölbt hatte. Nun erſt wandte ſie ſich zu Felſen, der ſtumm neben ihr ſaß und in das Angeſicht blickte, in dem eine höhere

Schönheit als die der blühenden Jugend aufgegangen war. — „Es ſind keine ſchweren Gewitter über unſer Glück gezogen," fuhr ſie fort, „aber die grauen Tage ſind nicht ausgeblieben, die kühlen Regengüſſe, die unfreundlichen Winde. So oft ich aber fühlte, daß ſie mir die freudige Liebe, den Glauben an mein Glück, den guten Muth aus der Seele entführen wollten, ſuchte ich einen ruhigen Augenblick, um mich hier zu ſammeln, um meinen Schatz wieder zu ſuchen, da wo ich ihn niedergelegt. Und ich darf vor Gott ſagen," ſchloß ſie mit dem ſüßen Lächeln inniger Gewißheit, „daß ich nicht Einmal dieſe Stätte verlaſſen habe, ohne mich reich geſegnet zu fühlen, ohne den frohen Muth, auf's Neue zu beginnen.

„Ich hätte Ihnen das alles gerne geſagt," hob ſie nach kurzer Pauſe mit klarer Stimme wieder an, weil ich in der Erinnerung an meine fröhliche Jugend herzlichen Antheil an Ihnen nehme, und weil ich Ihnen einen Gottesſegen wünſche, wie er mir verliehen worden. Darum möchte ich, daß Sie es recht ernſt und heilig nehmen möchten mit jedem Herzensgefühl, und recht leicht und freudig mit dem Leben, wenn Sie einmal in rechtem Ernſt gewählt haben." Sie reichte ihm herzlich die Hand und erhob ſich. Der gebildete, weltgewandte Mann aber ſtand ſtumm neben der einfachen Doktorsfrau und wußte nicht Ein Wort zu erwiedern.

In dieſem Augenblick hörte man fröhliches Getümmel die Gartentreppe herab, und ein feſtlicher Zug nahte, voran Alfred, auf einem mächtigen Papierbogen ein lateiniſches Carmen tragend, dem er in Rückſicht auf der Mutter Unwiſſenheit eine deutſche Ueberſetzung beigefügt; Dorothee hielt in hellem Triumph ein etwas mangelhaftes Machwerk, ein Paar Strumpfbänder vorſtellend, in der Hand; Annchen trug einen Veilchenſtrauß, ſo groß ihn ihre Händchen umſpannen

konnten, und ſelbſt der Kleine auf den Armen der Kindsmagd hielt noch ein paar roſenrothe Leberblümchen in den Händchen. „Nicht wahr, Mutter!“ rief Alfred triumphirend, „ich hab' daran gedacht! Der Vater hat's richtig wieder vergeſſen, daß heute dein Geburtstag iſt, und auch Fräulein Anna; aber ich wußt' es, und ich habe keiner Seele davon geſagt als Dorchens Strickfrau, daß ſie die Bänder ſtricken ließ, und die Blumen hab' ich den Kleinen geholt. Nicht wahr, Mutter, das hätteſt nicht geglaubt?“

In dem allgemeinen Jubeltumult, mit dem nun die Kleinen die Mutter umgaben, erſchien unverſehens auch der Doktor, kein Menſch wußte woher. Er ſah etwas verlegen und beſchämt aus, wahrſcheinlich weil er wieder ſeiner Frau Geburtstag vergeſſen. Seine und Martha's Augen begegneten ſich, und zum erſtenmal in ſeinem Leben ſchloß er in Gegenwart Dritter ſein Weib in die Arme; ſein eigen Weib!

Anna, die in großer Spannung, aber mit etwas böſem Gewiſſen ſich in ihrem Zimmer aufgehalten, wußte nicht, was für ein Getümmel unter den Kindern los ſei, bis Alfred, ſtolz, daß er allein der Mutter Geburtstag behalten, heraufſtürmte, um zu verkünden, daß den Nachmittag eine Luſtfahrt gemacht und Chokolade getrunken werde. Felſen hatte die Einladung dazu abgelehnt, auch Anna war ziemlich ſchweigſam bei der Nachricht.

Am folgenden Tage reiste Felſen ab. Er erbat ſich keine einſame Abſchiedsaudienz mehr, aber er gab beim Abſchied Martha die Hand und ſagte mit vielſagendem Blick: „Ich danke Ihnen.“

Anna hat nicht erfahren, was bei jenem Rendezvous vorgefallen war, und gekränkt über dieſen Mangel an Vertrauen, iſt ſie bald darauf abgereist.

Ob der Doktor je Martha vertraut, wo er an jenem Morgen gewesen und was er gehört, das wissen wir nicht; aber Martha dünkte es oft, ihrer Liebe sei eine ganz neue Brautzeit angebrochen, und ihr Geburtstag ist von jenem Tage an kein einzigmal mehr vergessen worden.

Im unterzeichneten Verlage erscheint und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften

in 12 Bänden.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Elegant geh. 5 Rthlr. 12 Sgr. oder 9 fl. rhein.

Edmund Hoefer hat gleich von Anfang an eine hervorragende Stelle eingenommen, ist aber in kurzer Zeit unser erster und bester deutscher Erzähler geworden. Die höchste Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität der Auffassung, tiefe Kenntniß der Natur, des Lebens und Menschenherzens sichern ihm diesen Platz in der Literatur und die Liebe und Anhänglichkeit seiner Leser. Die Erfindungsgabe des Verfassers zeigt sich in allen Geschichten überaus glänzend und frisch. Nirgends wird man Behandlung, Darstellung und Schilderung reifer und schöner finden — nirgends lieblicher und ergreifender. Der folgende Inhalt wird besonders den Reichthum und Wechsel des Stoffs zeigen.

Aus einer Familie. — Das verlassene Haus. — Auf der Universität. — Das Anneken von Seedorf. — An der Grenze. — Die alte Apfelfrau. — Die alte Erlaucht. — Der wilde Heide. — Madonna Luna. — In einer stillen Straße. — Der Onkel Stephan. — Das Haus van der Roos. — Helene. — Verlorene Liebe. — Ein alter Mann. — Fräulein Else. — Erhard Waldow. — Das Burgfräulein. — Verhandelte Treue. — Die Dohlenkönigin. — Anno 92. — Vom großen Bart. — Rolof, der Rekrut. — Der Aufruhr. — Aus dem Freiheitskriege. — Der alte Kapitain. — Das Wyler Schlößchen. — Ein Schrei. — Das schwarze Schiff. — Die rothen Nelken. — Der Schäfer von Rodeck. — Musketier und Musketierin. — Es waren einmal zwei alte Soldaten. — Eine Gespenstergeschichte. — Bei den zwei hohen Tannen. — Im rothen Hause. — Erzählungen eines alten Fiedlers. — Melusine. — Die hellen Fenster. — Peter van Auwn. — Kapitän Ketelhoek. — Der Buschhof. — Der stille Kamerad.

Verlagshandlung von Adolph Krabbe
in Stuttgart.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus meinem Soldatenleben.

Von

Karl von Suckow,

Oberst im k. württ. Ehreninvalidencorps, Ritter des k. württ. Militärverdienstordens und der k. französ. Ehrenlegion.

8. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Inhalt: Ueberkompletter Junker. — Garnisonsdienst. — Bis Jena. — Jena und Lübeck. — Gefangen und daheim. — In württembergischem Dienste. — Friedliche Jahre. — Bis an die Grenze. — Smolensk und Mosaisk. — Durch das Spital nach Moskau. — Auf dem Rückzuge. — Stadt und Waldpartieen. — Ueber die Beresina. — Bis Wilna. — Ueber den Niemen. — Zu Schlitten. — Die Reise zur Heimat.

Das oben angeführte Buch dürfte, soweit uns die betreffende Literatur bekannt, in seiner Weise einzig dastehen. Zugleich mit dem Anfang des Jahrhunderts Soldat, übte der Verfasser noch den alten preußischen Dienst, bestand den traurigen Feldzug von 1806 und kämpfte später unter den württembergischen Fahnen in den Feldzügen unter und gegen Napoleon. Er schreibt weder Memoiren, noch ein kriegsgeschichtliches Werk; es sind vielmehr Erinnerungen aus einem Soldatenleben, das wechselvoll und stürmisch war, wie jene Zeit selbst. Er erzählt einfach und schlicht, aber der Humor, der ihn in den schwersten Stunden, bei den furchtbarsten Strapazen aufrecht erhielt, durchzieht auch die ganze Darstellung, und die Erzählung steigert sich mit den Ereignissen bis zu der glänzendsten Anschaulichkeit, bis zu fast dramatischer Lebendigkeit. Schilderungen, wie sie z. B. der russische Feldzug und besonders der Rückzug bietet, dürfen dreist dem Besten an die Seite gesetzt werden, was jemals in dieser Weise geschrieben wurde.

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart ist soeben erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Geschichte
der letzten 40 Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte Auflage.

2 Bände (62 Bogen).

Geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rhein.

Diese in wenig Jahren nothwendig gewordene **dritte** Auflage des Buches spricht so laut für den Werth und die Gediegenheit desselben, daß jede weitere Empfehlung überflüssig erscheint. Nur darf man wohl daran erinnern, daß die letzten vierzig Jahre auch um dessentwillen vielleicht die wichtigsten sind, welche über Deutschland und die ganze Erde dahingezogen, weil in ihnen bereits fast zu allem, was gegenwärtig hervortritt oder sich erst vorbereitet, die Keime enthalten sind. Daher wird jeder, der sich für die Gegenwart interessirt und sie verstehen zu lernen sucht, sicher mit dem größten Vortheil nach diesem Buche greifen. Der erschienene Supplementband: **Geschichte der neuesten Zeit** setzt das Werk bis Ende 1860 fort.

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der weibliche Beruf.

Gedanken einer Frau.

Frei nach dem Englischen

von **Anna von Wächter.**

Mit einem Vorwort

von

Ottilie Wildermuth.

8. Eleg. geh. 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. Rhein.

Eleg. geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Beruf und Bestimmung des Weibes sind so oft schon Gegenstand aller möglichen weitschweifigen Erörterungen gewesen, daß Frau Wildermuth in der Vorrede wohl recht hat, von einer „Ueberschwemmung" zu sprechen. Wenn aber gerade sie, die bisher niemals etwas Werthloses oder Ueberflüssiges bot, dies Büchlein der deutschen Frauenwelt empfiehlt, so dürfen wir wohl von vornherein annehmen, daß es vor andern ähnlichen Schriften Vorzüge hat, die es dieser Empfehlung würdig erscheinen lassen. Und diese Vorzüge hat das Büchlein. Es sind Gedanken über die Bestimmung, den Beruf, die Thätigkeit nicht der Frau oder Jungfrau, sondern des Weibes überhaupt, gedacht, möchte man sagen, von einem solchen und aufgeschrieben von demselben, schlicht und anspruchslos und doch aus der Tiefe kommend und zur Tiefe gehend. Erschöpfen kann und will die Verfasserin den ernsten Stoff nicht, sie will nur zum Nachdenken darüber anregen. Mit einem ernsten Nachdenken kommt Klarheit und Einsicht in das, was dem Weibe noth thut, und damit auch das richtige Streben zu Glück und Frieden.

Gebunden v.
Albert Schmidt
Stuttgart

Gebunden
Albert Schmidt
Stuttgart

Digitized by Google

Gebunden v.
Albert Schmidt
Stuttgart

Digitized by Google

Gebunden
Albert Schmidt
Stuttgart